AUTHOR:

BIRT, THEODOR

TITLE:

... ZUR KULTURGESCHICHTE ...

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1909

Master Negative #

91-80216-9

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

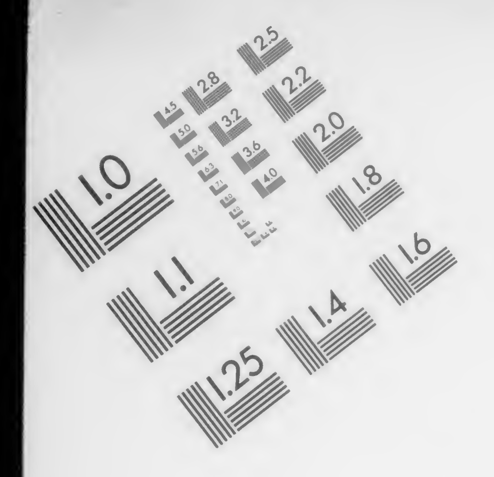
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Birt, Theodor, 1852-1933.
...Zur kulturgeschichte Roms, gesammelte skizzen von Dr. Theodor Birt... Leipzig, Quelle, 1909.
164 p. 19 cm. (Wissenschaft und bildung..v.53)

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 9/12/91 INITIALS ER
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT



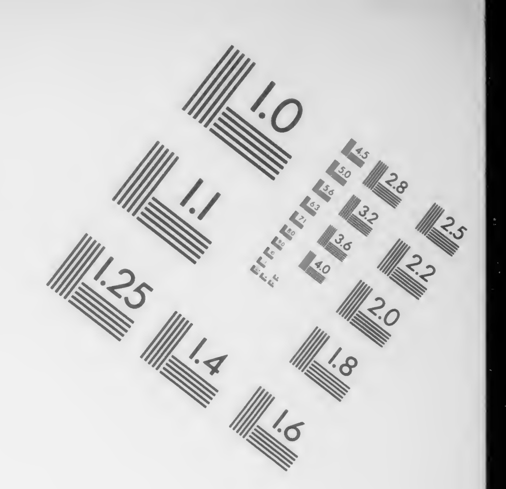
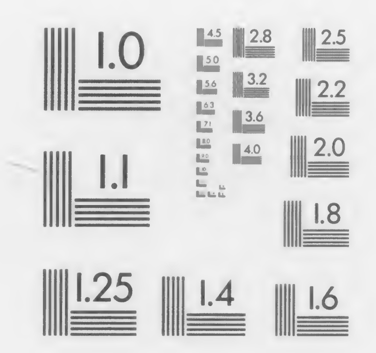
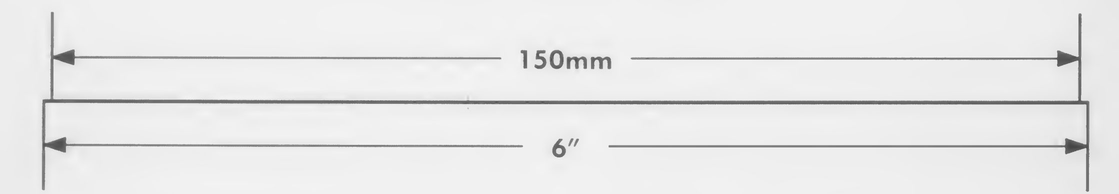


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





PHOTOGRAPHIC SCIENCES CORPORATION
770 BASKET ROAD
P.O. BOX 338
WEBSTER, NEW YORK 14580
(716) 265-1600

Kulturgeschichte Roms

von

Th. Birt



Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre

Im Umfange von 130—180 Seiten
Geh 1 M. Originalleinenbd. 1.25 M.

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer berufensten Gelehrten in anregender Darstellung und systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aus allen Wissensgebieten. Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen. Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung" will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein, der gern zu einer gemeinverständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet zu unterrichten. Ein planmäßiger Ausbau der Sammlung wird durch den Herausgeber gewährleistet. Abbildungen werden den in sich abgeschlossenen und einzeln käuflichen Bändchen nach Bedarf in sorgfältiger Auswahl beigegeben.



Über die bisher erschienenen Bändchen vergleiche den Anhang

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre
53

Zur Kulturgeschichte Roms

Gesammelte Skizzen

Von
Dr. Theodor Birt
o. Prof. an der Universität Marburg



1909
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Vorwort

Den vorliegenden Skizzen sei das Bekenntnis vorausgeschickt, daß sie nicht ganz so flüchtig geschrieben sind, wie sie sich lesen. Über altrömische Kultur besitzen wir mehrere treffliche Bücher. Der bescheidene Zweck dieser Blätter ist eine größere Konzentrierung und eine lebhaftere Vergegenwärtigung des Stoffes; Anschaulichkeit ohne Bilder. Manches, was ich gebe, habe ich dabei mit Dank eben jenen Werken entlehnt; das meiste ist jedoch aus unmittelbarer Lektüre der antiken Schriftsteller selbst geflossen. Auch kam mir der Besuch Pompejis, Roms und andrer denkwürdiger Stätten zu Hilfe; das Ganze endlich gibt den gesammelten Eindruck wieder, den ich in nun über dreißigjähriger Beschäftigung mit Rom von seinem Kulturleben dauernd empfangen habe. Aus eben derselben Beschäftigung aber ergab sich, daß ich über Erziehungswesen, Sklaventum, römische Kunst, über die Gründe des Verfalls der römischen Welt und andre Dinge nicht immer die gleichen Ansichten vortragen konnte, die man in verbreiteten Schriften zu lesen gewohnt ist. Kürze war mir Gebot; gleichwohl muß, was ich gebe, sich selbst zu rechtfertigen versuchen.

Marburg a. L., 23. April 1909.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht

I. Vorbereitendes.

Römische Kultur! Als Waffenhandwerk, als Handel und Münze und Straßenbau, als römisches Recht, als römischer Glaube hat sie sich dereinst über Europa ausgebreitet, und wir zehren noch heute von ihr, denn wir sind Kindeskinder und Erben jener fernen Vergangenheit. Die römische Kultur hat im Mittelalter die modernen Völker erzogen, und sie tut es zum Teil noch jetzt. Ihr Ausgangspunkt aber war die eine Stadt Rom am Tiberfluß, nach der heute Forscher und Neugierige, Andersgläubige und Rechtgläubige wallfahrten: Rom, einst nur ein befestigtes Dorf rauflustiger Landbauer, gegenwärtig und schon seit Jahrhunderten das denkwürdigste Reiseziel der Menschen.

Rom trägt seine eigene Vergangenheit sichtbar in seinem Schoße. Bahnhof, Finanzministerium, Rokokokirchen, Berninibrunnen, Sankt Peter — schon das weist vier Jahrhunderte nach rückwärts. Lateran, Santa Maria Maggiore und in Cosmedin, Konstantinsbogen — das ist weiter ein Jahrtausend. Aureliansmauer, Engelsburg, Pantheon, Kastorentempel, Tabularium des Sulla, Serviusmauer — das gibt wieder ein Jahrtausend! So steht in Rom alles nebeneinander. Welch' unermeßliche Entwicklung an ein und demselben Fleck der Welt! Wenn wir hier von römischer Kultur reden wollen, welches Stadium der Entwicklung sollen wir zeichnen?

Eigentlich bedeutet das lateinische Wort Kultur (cultura) den Ackerbau. Aber ein Volk, das vom Nomadenleben zum Ackerbau übergeht, wird damit noch kein Kulturvolk in unserem Sinne. So dachten die alten Römer selbst, die uns sagen: das Leben des Landmanns ist kulturlos, weil er nur mit dem Vieh verkehrt; erst die Städte bringen die cultura (Vegetius). Ein religiös-merkantil-künstlerisches Moment der Volkserziehung, vor allem eine Vergesellschaftung, eine Staatenbildung muß hinzukommen. Am besten und kürzesten sagen wir: ein Kulturvolk

ist ein solches, das lesen und schreiben kann. Denn nur wo Schrift ist, ist Tradition. Nur wo Tradition ist, ist Fortschritt.

Ist dies richtig, so sind die Römer, bevor sie von den Griechen lernten, ein Kulturvolk garnicht gewesen, denn ihnen fehlte die Schrift. Von den Griechen entlehnten sie das Alphabet, und zwar im 7. oder 8. Jhrh. vor Chr. Was es damals rings um Rom an Kulturwerten gab, war griechischer Herkunft, nicht nur die Schrift. Mit dem weiteren Wachsen Roms wuchs daher auch der griechische Geist in Rom. Der Besiegte erzog und bezwang den Sieger, und als Rom die Unterjochung der griechischen Welt vollzogen hatte, war es selbst ganz griechisch geworden.

Damit ist uns aber auch unsere Aufgabe bezeichnet: wir können hier in Wirklichkeit nur von der griechischen Kultur des Römers reden. Sie ist es, die, wie ich sagte, die modernen Völker erzogen hat. Der Römer wurde der Vorfechter, der Pionier und Verewiger der griechischen Bildung, die er empfangen. Die wundervollen griechischen Bildungsfaktoren, nennen wir nur Philosophie, Naturwissenschaft, edele Sitte, Recht und Kunst, waren in politisch machtlosen Kleinstaaten wie Milet und Athen entstanden und entwickelt worden. Der Römer betrachtete sie als seine Beute, wandelte sie aber im Dienste seines Temperaments und seiner Zwecke um; er übersetzte sie in seinen Geist und in seine Sprache, schablonisierte sie, um sie auf alle Verhältnisse und Orte zu übertragen, und es gelang ihm, sie für lange Zeit den großen Verhältnissen eines Weltreichs anzupassen.

Aber eigentlich erst die Zeit des römischen Kaisertums seit Augustus hat dies Kulturwerk vollbracht, indem sie die Welt administrativ organisierte und mit den eigenen Zwecken und Idealen erfüllte. Daher ist es die römische Kaiserzeit, die große Zeit des Weltfriedens, auf die wir im Nachfolgenden vornehmlich acht geben werden. Es sind gemeint die Jahre 40 v. Chr. bis etwa 200 n. Chr., die Zeiten von Kaiser Augustus bis zu Nero und Trajan und weiter bis Mark Aurel und Septimius Severus.

Nur zur angemessenen Einführung sei zuvor auch ein Blick auf das werdende Rom geworfen.

Italien liegt als gewaltige Landzunge lang vorgestreckt im Meer. Aber die italienische Nation ist heute trotzdem kein Volk von Seeleuten und war es auch in den ältesten Zeiten nicht.

Rom ist nicht am Meer erbaut worden, und daher, weil es, anders als Athen und Carthago, als Landmacht heranwuchs, ist es so nachhaltig siegreich gewesen. Italien war damals wasserreich, die Gebirge vom Urwuchs der Wälder erfüllt. Schon in prähistorischer Zeit aber wurde gerodet und die Feldbestellung entwickelte sich. Um das Jahr 1000 v. Chr. kommt die Verwendung des Eisens in Italien auf; eben dies ist die Zeit, wo auch das Gräberwesen beginnt; die ältesten Schachtgräber, die gefunden, weisen so weit hinauf. Die Ackerbauer aber sammelten sich in befestigten Dörfern, wo sie auch ihre bewegliche Habe bergen konnten. Wer heute den Apennin entlang fährt, sieht auf allen Höhen kleine Städte schimmern in Unzähligkeit; oft sind es nur Plätze zu 200 Seelen. So nisteten auch damals schon jene Dörfer überall hoch auf den Bergen, wo man vor Überfällen der Nachbarn sicher war. Handelsstraßen zu Lande fehlten. Die Volksstämme verbündeten oder befehdeten sich und führten ein Stillleben, ohne viel zu fragen, wer jenseits der Grenzen des nächsten Nachbarn die Ackerfurche zog. Die dichten Wälder bildeten die Grenze. Die Natur gab Baumfrucht und Feldfrucht in Verschwendung, die Sonne Italiens schien beglückend wie heute hernieder, und der Mensch ist im Süden so bedürfnislos! Was sollte weiter geschehen? wer sollte dies geschichtslos-idyllische Völkerleben stören?

Da kamen zu Schiff die Etrusker ins Land, um das Jahr 800 oder auch früher: ein fremdsprachiges Barbarenvolk aus Kleinasien, das sich in der Gegend von Florenz, Perugia, Orvieto niederließ, das ist im „Schattenland" Umbrien. Bald danach gründeten auch Griechen an den südlichen Küsten Städte wie Cumae, Neapel, Tarent. So ist es ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß nach der Überlieferung eben damals, um 750, auch Rom am Tiber gegründet sein soll, und zwar in Latium, dem Lande der Lateiner.

Ganz gewiß als befestigtes Handelszentrum wurde Rom gegründet; der Tiber ist der größte Fluß Mittelitaliens und war vom Meere bis Rom hinauf für Seeschiffe gut schiffbar. Aus dem Innern brachte der Fluß die Naturalienzufuhr. Latiner und Sabiner machten hier gleichzeitig und in Konkurrenz auf verschiedenen der sieben Hügel Stadtgründungen, die durch Kampf und Kompromiß zu einer Einheit verwuchsen. Gleich jenseits des Janiculus und des Vatikan aber lag das etruskische Land.

Rom erlag. Rom war keineswegs von Anbeginn die siegreiche Stadt: für längere Zeit ist es in die Gewalt der weit ausgreifenden Etrusker geraten. Romulus, Romilius, ja, Rom selbst scheinen etruskische Namen. Gleichwohl ist kein einziges Monument etruskischer Schrift im Schoße der stadtrömischen Erde aufgefunden worden, auch keine Etruskergräber. Überall, wo dies Volk herrschte, stellte es nur den Herrenadel; das unterjochte Volk blieb dabei, wie es war. Es ist daher unsere Aufgabe, uns von dem menschlichen Leben in Rom, bevor der etruskische Kultureinfluß einsetzte, eine Vorstellung zu machen.

Enge Quartiere von Lehmhütten, das war damals Rom. Jedes Haus mit Strohdach; jedes nur zu einem Wohnraum; das Dach Kornboden. Der Herdrauch zog durch die Türe ab. Von Stallungen war das Haus umgeben, und das Vieh lief durch die Straßen. So wohnte der Urrömer zur Winterszeit auf dem Palatin und Quirinal, um im Sommer zur Feldarbeit aufs Land hinauszuziehen. Auch der Vornehme ging selbst hinter dem Pfluge. Ungepflasterte Wege, auch steiles Treppenwerk führte in der Stadt von Berg zu Berg. Die Niederungen zwischen den Bergen waren versumpft und man fuhr zu Zeiten auf Kähnen hindurch, bis die Kloakenanlage Entwässerung und Gesundung brachte. Aus den nahen Wäldern verirrten sich oftmals Wölfe in die Stadt. Struppig rauh, in Fellkleid und Fellkappe ging der Römer einher, ein wilder Banditentypus, wie ihn Italien im Bergvolk der Abruzzen bis heute bewahrt hat. Kein Tempel war in Rom, kein Gottesbild. Man opferte in Hainen und unter freiem Himmel. Das Kuhhorn rief zur Ratsversammlung. An jedem 9. Tag war Markt, und die Landleute — vornehmer als die Stadtleute — brachten ihre Produkte, um sich Erzeugnisse der primitiven städtischen Industrie (Eisenwaren, Lederwerk) dagegen einzutauschen. Das Backen, Schustern und Schneidern aber besorgte jeder im eigenen Haus: dazu war das Gesinde da. Geld gab es nicht. Man zahlte durch Tausch. Das Vieh war das Normalgeld jener Zeiten. Das Wort für Geld, pecunia, hat vom Vieh, pecu, seinen Namen. Die Meßkunst maß nach Fuß und Fingerlänge und Unterarm (Elle), die Feldwirtschaft nach Jochen, das ist nach Strecken, die das Ochsengespann an einem Tage pflügen konnte.

War die Arbeit getan, so gab es auch Feste. Feste aber sind nur Götterfeste. Das Leben war durchsetzt von Religion.

Am Cerialienfest wurden Füchse gehetzt, brennende Fackeln an den Schwänzen. Für den Erntegott Consus gab es ein Maultierrennen; denn die Zugtiere sollten sich auch einmal auslaufen. An dem Ackergrenzfest vereinigten sich die Ackerleute zu nachbarlichen Schmausereien. Der Grenzstein, Terminus, hatte den Wert eines Gottes. Pales war der Schützer des Viehs, Faunus der Waldgeist; am Palesfest sprang das junge Volk durch brennende Heuhaufen; beim Faunusfest liefen Wolfsmänner nackt um den Palatin und schlugen die Frauen mit Riemen, damit sie gebären sollten. Ein Schnitterversmaß diente für Gebetsformeln. Aber keine Literatur hat sich aus dieser rudimentären Verskunst entwickelt. Es fehlte Phantasie, Gestaltungskraft. Rom wurde ein Volk der Juristen, nicht der Dichter.

Die Götter aber, die man anrief, hatten etwas Gespenstisches und Drohendes, und der sonst so furchtlose Römer lebte vor ihnen in Furcht. Die Religion der Vorzeit war nichts als Angst. Fragen wir die Griechen, was es war, wodurch die Römer die Welt erobert, so antworten sie: ihre Götterfurcht. Ich sage Götterfurcht, nicht Gottesfurcht; denn der Römer glaubte nicht an einen Gott; er setzte möglichst viele an, um keine der unheimlichen Mächte, die nicht von seinem Willen abhingen, übergangen zu haben. Der Ausdruck „Religion“ ist eine Erfindung Roms; keine andere Sprache gibt das Wort angemessen wieder: es ist ein moralischer Begriff, der das Bewußtsein der Verpflichtung, die Gewissenhaftigkeit gegen jeden andern, sei es Mensch oder Gott, ausdrückt. Der Naturmensch hat das Gefühl vollständiger Abhängigkeit von dem Übernatürlichen, das hinter der Natur verborgen scheint, und in der Religion lebt dies Gefühl sich aus. Exakte Wissenschaften sind in Rom nicht entstanden, auch keine Astronomie, und daher hat der Römer nicht daran gedacht, Sonne, Mond und Sterne anzubeten. Ebensowenig aber sah er in den Göttern Gesetzgeber der bürgerlichen Sittlichkeit. Concordia und Pudicitia sind gelegentlich verehrt worden, aber sie treten doch gänzlich zurück. Es handelte sich nur um praktische Dinge. Wer pflügte, rief den Pflügegott, wer die Egge brauchte, den Gott der Egge. Rubigus, der Halmschadengott, lauerte und drohte. Janus hütet die Haustür, d. h. die Tür selbst ist vergöttlicht. Deverra war die Göttin des Ausfegens, und dies Ausfegen galt zugleich als Schutzmittel für die Wöchnerinnen, damit kein böser Geist

eindringt und sie quält. Sollte das Kind gehen lernen, so rief man dafür zu einem besonderen Gott um Hilfe, ebenso beim ersten Kinderschrei usw. Auch für das Bestattungswesen, auch für das Kloakenwesen ersann man extra göttliche Beschützer, nicht minder für den Ehezwist; denn der Ehezwist ist wie Rost und Halmschaden, der mit Mißernte in der Familie droht.

In alledem verrät sich wenig Phantasie, aber umsomehr vorsichtige Klugheit. Diese Götter waren nur Namen ohne Gestalt. Es war genug, daß man sie beim Namen rufen konnte, und man wollte nur wissen, was sie wollen. Daher heißen sie auch numina, d. i. Winke, Willensäußerungen. Die Litaneien beim Schlachtopfer und Gottesdienst waren keine Hymnen, und von choralartigem Gemeindegesang wußte man nichts; es waren Register von Götternamen, die korrekt in richtiger Reihenfolge anzurufen waren. Während die griechischen Götter zu den Menschen herabsteigen und Gottessöhne erzeugen und im Gespann über den Himmel oder mit dem Dreizack über das Meer fahren, hat der steif-praktische Römer von solcher schönen, wennschon irdischen Anschaulichkeit und frischen Phantastik keine Ahnung. Götterehen waren für ihn unvorstellbar, und die numina sind vielfach unbestimmt geschlechtslos. So ist Venus eigentlich ein Neutrum (wie Genus) und sie bedeutete gar keine Herzenssehnsucht und Liebesschmachten, sondern den Wuchs des Gartengemüses; und Juno war wie Pales ursprünglich eine Maskulinform, und erst unter Einfluß der griechisch-etruskischen Religion wurde sie zu einer weiblichen Gestalt und Beiwohnerin Jupiters.

Und doch kannte schon der Römer der Urzeit ein frommes Gotteskindschaftsgefühl, das Vaterunsergefühl. Der wundervolle Himmel des Südens stand damals über ihm wie heute. So streckte er seine Hände zum Jupiter. Das Wort Jupiter aber hieß soviel wie himmlischer Vater. Ja, auch Mars, den Kriegsgott, rief die junge Mannschaft als Marspater an, woraus folgt, daß Mars keinesfalls als Jüngling gedacht wurde.

Gleichwohl war dieser Jupiter gefürchtet. Denn das Phänomen des Blitzes haftet an ihm; er donnert vom tarpejischen Fels, und der Platz, wo am Tage der Blitz einschlug, wurde als unheimliches Blitzgrab eingefriedigt. Ein keilartiger Feuerstein wurde auf dem Kapitol aufbewahrt; der bedeutete den Gott. Jupiter selbst war im Blitz; er war der Blitz. Vor

allem aber war Mars ein Name des Schreckens. Er ist die Dürre des Sommers, und man weiht ihm alljährlich die Erstlinge an Frucht und Vieh, um ihn satt zu machen. Nur vor der Stadt hatte er sein Heiligtum. Aber ganze Volksstämme, wie die Marser, haben sich damals nach Mars benannt. Denn bei eintretender Volkskrankheit oder Übervölkerung wurde diesem Schreckensgott ein Teil der jung herangewachsenen Mannschaft des Jahrgangs als „heiliger Lenz" geweiht. Unter des Gottes Namen und unter seinem Geleit zogen diese Marsmänner abenteuernd hinaus in die Ferne. Solcher Auszug bedeutete aber Bedrängung der Nachbarn, Krieg. Sie brauchten Land, sie brauchten Frauen, und so kam es, daß der Frühlingsgott Mars, von dem der Monat März seinen Namen führt, zum Kriegsgott der Römer geworden ist.

Glücklich der, der daheim bei seinen Laren blieb! Der Lar ist ein Ortsgeist, der das Feld hütet. Am Dreiweg kommen die Nachbarn zusammen, um ihre Laren gemeinsam zu verehren. Aber auch das Wohnhaus mitsamt dem Gesinde hütet der Lar, und er will am Hausherd gespeist sein; sonst hilft er nicht. Denn alle diese Götter sind hungrig. Sie gehören mit zur Familie und speisen mit. Soviel Grundstücke, so viele Familien, so viele Laren. Sie sind unzählig. Ja, sie rücken wie Mars auch mit ins Feld hinaus und können Tod bringen. Aber niemand hat sie je gesehen. Bilder gab es nicht.

Ein Merkmal der Kultur ist der Schmuck der Gräber. Aber in jenem ältesten Rom war er noch sehr unentwickelt. Auch machte man sich von der Unterwelt noch kein deutliches Bild. Der Februar war der Totenmonat, dies war zugleich der Schluß des Jahres, das mit dem März begann. Unheimliche Gruben gab es; da hinein warf man Opfer von Feldfrüchten, auch Münzen. Die Geister der Abgeschiedenen heißen Larven; sie flattern um ihre Gräber, huschen auch um das Familienhaus, und man schüttet nachts schwarze Bohnen vor die Schwelle, um sie abzufinden.

So lebte der Römer im Sommer in Arbeit und Fehde, im Winter aber träge dahin. Selbstverständlich war auch sein Familienleben noch hart, barbarisch und an streng patriarchalische Formen gebunden. Der Vater ist Eigentümer nicht nur alles Gutes, sondern auch seiner Frau, seiner Kinder und seiner Knechte. Wer heiratet, erwirbt sich durch Kauf aus ebenbürtigem Hause

eine Tochter, und sie hat mit ihrer eigenen Sippe hinfort nichts mehr zu tun. Verfällt sie einem Laster, so kann er sie verstoßen, er kann sie töten. Wird dem Gatten und Herrn ein Kind geboren, so hebt er es vom Boden auf, wenn er es anerkennen will; mißfällt es ihm, so kann er es auch liegen lassen und verwerfen. Wo Leibeserben fehlen, sind nur die Verwandten des Mannes erbberechtigt (patrimonium). Kein Sohn des Hauses erwirbt Grundeigentum, und auch Viehbesitz gönnt der Vater den Söhnen nur widerruflich. Adoptionen waren Kaufgeschäfte wie die Heirat, und zwar wurden nur erwachsene junge Männer in Adoption erworben; denn ihr Zweck war, das Geschlecht des Kinderlosen fortzusetzen. Hart war auch das Schuldrecht. Der Schuldner, der nicht zahlt, gerät in die Gewalt des Gläubigers, und nach 60tägiger Frist kann ihn der Gläubiger ins Ausland verkaufen, ja auch töten.

Anfangs war jeder Kreis von Blutsverwandten ein kleiner monarchischer Staat oder Klan für sich. Sobald aber ein wirklicher Staat entstand, der viele Sippen in sich vereinigte, war damit auch die Herrschergewalt des Hausvaters eingeschränkt. Denn die Haussöhne sind jetzt, so lange sie im Heer dienen, nicht in der Gewalt des Vaters, sondern des Heerführers. Dieselben Söhne stimmen jetzt neben dem Vater in den Volksversammlungen. Endlich sind sie befähigt Staatsämter zu übernehmen und werden damit sogar zeitweilig die Vorgesetzten ihres Vaters. So gibt der Staat höhere und weitere Pflichtenkreise. Es entstehen neue Ideale, neue Gewalten. Niemand, so entscheidet das Zwölftafelgesetz, darf seine Regenrinne am Dach zum Nachteile seines Nachbarn verändern. Das ist bezeichnend: die Rücksichtnahme auf den Mitbürger reguliert den Verkehr. Niemand darf auf seinem städtischen Grundstück einen Toten begraben. Auch das verlangt das Gemeinwohl. So legt endlich der Staat auch Steuern auf, und seine Gerichtsgewalt entscheidet über Geldbußen und Leibesstrafe.

Aber auch sonst hat sich früh eine gewisse Milderung der Sitte eingestellt. Von Blutrache, die im griechischen Volk noch heute besteht, hören wir aus Rom nie etwas. Sie ist sehr früh durch Sühne ersetzt. Und im Familienleben werden schon früh und mehr und mehr auch die Verwandten der Frau mit freiwilliger Pietät umfaßt. Wir hören, daß das äußere Zeichen dafür der Kuß bei der Begrüßung war; und zwar konnte man

sich solchen Kuß bis zum sechsten Grade der Verwandtschaft ausbitten; das war das „Recht des Kusses" (ius osculi). Dies Recht aber schloß die Heirat aus! Denn das Heiraten war unter Verwandten bis zum sechsten Grad verboten.

Das Königtum hat in Rom den Staat geschaffen. So war auch jeder Hausherr einst wie ein König gewesen. Das heißt: der Staat ahmte die Familie nach. Daher hat Rom nun auch seinen eigenen Herd, den Herd der Vesta,. und die Vestalinnen hüten in Keuschheit die Flamme dieses Stadtherdes, die sie jährlich einmal zu erneuen haben. Der Staat erwirbt auch Eigentum durch Eroberung aus Feindeshand; er feiert auch seine eigenen Götterfeste, er hat seine eigene Religion. Der Staat ist die erste große Schöpfung der Kultur, und zwar der monarchische. Schon im 6. Jahrh. hat dann aber nicht nur in Rom, sondern in ganz Italien das Königtum aufgehört. Das hing mit der Annahme der Schrift zusammen. Wo das Schriftwesen sich entwickelt, das schriftliche Verfahren sich ausbreitet, entsteht die Selbstverwaltung. Rom wurde Republik.

Rasch und in großartiger Weise hat dann die Staatsidee den engherzigen Familiensinn in Rom unterjocht. Der Römer wurde reich durch den Staat. Ein neuer, politisch-merkantiler Egoismus erwachte, der bald über Land und Meer ausgriff. So begründete sich im Bürger die Selbstsucht der Masse, die wir Patriotismus nennen, und der Patriotismus wird zugleich Religion. Das ist der griechische Staatsbegriff, der den Einzelmenschen verschlingt: Rom hat ihn am mächtigsten entwickelt. Dahin gehören all jene Heldennamen, Cincinnatus, Camillus und Regulus usw., und ihre Tugenden, als da sind: strenge Gesetzlichkeit, militärische Subordination, unbeugsame Ausdauer, Zähigkeit im Widerstand, Leidenschaft für alles Soldatische. Nicht Ruhmsucht, Herrschsucht leitete sie und brachte sie vorwärts. Die Ruhmsucht ist orientalisch, die Herrschsucht oder Gewinnsucht römisch.

Zu den Römertugenden zählt aber auch die politische Frömmigkeit, und der Staat selbst nahm sie in die Hand. Der Staat hat jetzt seine Staatsgötter, er ordnet den Festkalender, beobachtet den Vogelflug (Auspizien) usw. Vor allem sättigt er Gott Mars, den Würger. Denn diesen Sinn hat es, daß fast in jedem Sommer Krieg geführt wird. Der Sommerkrieg gehört zum römischen Leben: in jedem Frühling Waffenweihe, in jedem Oktober religiöse Reinigung der gebrauchten Waffen. Vor dem

Beginn der Feindseligkeit wird über die Grenze eine Lanze geschleudert; das ist die Kriegserklärung. Dann wird auch vor der Schlacht selbst das ganze Heer „lustrirt", geweiht. Aber auch der Feind hat Götter. Wie soll der fromme Römer, der nichts Göttliches verletzt, gegen die Götter des Feindes kämpfen? Der Römer ist klug, und vor der Mauer der Stadt, die er belagern will, bringt er den Göttern des Feindes Opfer, ruft sie feierlich aus der Stadt und verheißt ihnen, wenn sie der Beschwörung folgen, in Rom gute Aufnahme und Verehrung. Das ist das „Evozieren". So übernahm dann Rom allmählich in Wirklichkeit von vielen Städten, die es eroberte, die herausgerufenen Götter und stiftete ihnen Heiligtümer und Festtage, ein Verfahren, durch das Rom prädestiniert war eine Allgötterstadt zu werden. Es ist stets ein Zentrum der Frömmigkeit gewesen. Vor allem aber wurde jetzt der Blitzgott Jupiter für Rom ein politischer Gott des Sieges. Kehrte ein Feldherr siegreich aus der Schlacht, so nahm er die Gewänder Jupiters und zog sie sich an, schminkte sich auch das Gesicht nach dem Vorbild des Jupiterbildes im Tempel und zog so angetan als Triumphator im Viergespann über die heilige Straße. Das heißt: der Gott war Sieger und triumphierte, nicht der Mensch, der nur sein Werkzeug war. Auch andere Städte hatten ihren Jupiter; der Jupiter Roms aber hieß „der beste und größte" (optimus maximus), weil er allen anderen seines Stammes überlegen war.

Eine Statue Jupiters, zunächst nur aus Ton gebacken, ist vor uns aufgetaucht, auch ein Tempel, auch Gewänder des Gottes! Dazu ein Triumphzug des Feldherrn! Woher das alles? Das brachten die *Etrusker*. Für die Zeit von 700—400 v. Chr. ist noch kaum von griechisch-römischer, es ist viel mehr von etruskisch-römischer Kultur zu reden. Die Etrusker selbst aber holten sich damals das kostbare Gut von den Griechen. Damit begann die Zukunft.

Etruskische Kunst! Wer hat nicht, wenn er in den etruskischen Museen Italiens war, frappiert und voll bewunderndem Staunen vor jenen kostbaren Bronzewerken großen Stils und eigenartig-harter Meisterschaft wie der Chimära von Arezzo, dem sog. Mars von Todi oder dem bronzenen Redner (aringatore) zu Florenz gestanden? Nicht Etrusker haben dies gearbeitet, aber jonische Griechen im Geschmack und Auftrag der Etrusker. In diese Reihe gehört auch die erzene Wölfin auf dem Kapitol,

das Stadtsymbol Roms. Schon in Kleinasien, seiner Urheimat, hatte das barbarisch-genußsüchtige Herrenvolk der Etrusker stark unter griechischen Einflüssen gestanden. Jetzt beherrschte es mit seiner Flotte das tyrrhenische Westmeer. Im Apennin grub es nach Kupfer und Eisen, wurde rasch ein üppiges Handelsvolk und drängte sich dazu, alle Vorteile des städtischen Lebens, die eben damals die genialen Griechen erschlossen, sich anzueignen. Um das Jahr 800 nahmen sie von dort das Alphabet und lernten schreiben. Es folgte die Einführung der steinernen Wohnhäuser mit offnem Lichthof, sowie die der leichten und freien griechischen Kleidung in gewebten Wollstoffen. Im 6. Jahrh. begann auch der Tempelbau, der Tempelschmuck, die Götterbildnerei. Die Gräber wurden jetzt zu unterirdischen Sälen, mit vorgekragten Gewölben, in die der Reisende noch heute staunend hinabsteigt. Reich skulpierte Sarkophage und effektvoll gemalte Wandfriese von urwüchsig, ja, erschreckend energischer Zeichnung sind in diesen Gräbern gefunden. Denselben Nekropolen werden auch die unzähligen attischen Vasenfunde verdankt, auf Grund deren es heute möglich ist, eine Geschichte der griechischen Vasenmalerei jener Zeiten zu geben. Die Etrusker importierten sie massenhaft aus Athen.

So sind die Etrusker aus ihrer Vergessenheit vor uns hell wieder aufgelebt. Denn in jenen Grabmonumenten des 5. bis 3. Jahrh. sehen wir auch sie selbst in Person, realistisch porträtiert und sprechend leibhaftig vor uns, meist betagte Leute, wohlgepflegt, derb und nüchtern, aus einer Zeit, wo uns aus dem benachbarten großen Rom noch jedes Porträt fehlt. Denn noch der Sarkophag des Scipio Barbatus begnügt sich ja mit bloßer Namensaufschrift.

Aber noch mehr! die Dinge des Kriegs! Waffen aus Eisen, Helm und Stoßlanze, kamen jetzt bei den Etruskern auf, sowie auch der Harnisch der Städte: ich meine den Bau von Festungsmauern (und zwar damals noch ohne Türme). Auch den rechtwinkligen Grundplan für den Städtebau, wie wir ihn aus dem römischen Heerlager kennen, hat der Etrusker aufgebracht; ebenso die Feldmessung oder Limitation. Wichtiger noch, daß er in Italien zuerst, und zwar um das Jahr 500, Münzen prägte, Gewichte normierte. Die Geldwirtschaft regte sich langsam. Endlich müssen auch für die Kunst der Entsumpfung der Niederungen, für das Kloakenwesen, die Etrusker die Lehrmeister Roms gewesen sein.

Daß alle diese Erwerbungen den Römern eine Fülle von Förderung brachten, ist sicher. Roms Straßen sind erst seit dem Jahr 174 v. Chr. gepflastert worden; bei den Etruskern war das schon früher geschehen. Gleichwohl aber dürfen wir nicht vergessen, daß Rom auch selbständig sein Anlehn bei den Griechen zu machen wußte. Die Stadtmauer Veji's, der nächstgelegenen Feindin Roms, hatte eine Länge von 9 km im Umfang, die Roms fast 10 km, d. h. Rom war schon damals die größte Stadt Italiens. Seit langem war durch den Zuzug der Plebejer die römische Bevölkerung bedeutend angeschwollen. Aber auch weite unbewohnte Strecken befanden sich — ähnlich wie heute — innerhalb des Mauerrings, alte Götterhaine, Raum für das Landvolk, wenn es sich in die Stadt flüchtete. Der Aventin bedeckte sich erst allmählich mit Häusern. Die ältesten Bestandteile der Serviusmauer Roms reichen nun aber doch bis ins 6. Jahrh. hinauf und sind demnach vielleicht doch noch älter als die etruskischen. Vor allem hat Rom direkt von den Griechen Süditaliens sein lateinisches Alphabet entlehnt; und während Etrusker und Osker von rechts nach links schreiben, hält es Rom von früh an umgekehrt. Auch darin zeigt sich früh sein selbständiger und praktisch weltkundiger Sinn. Denn auch die maßgebende griechische Literatur schrieb von links nach rechts. Unmittelbar von den Griechen nahm Rom ferner schon im Jahr 451 die Anleitung zur Abfassung seines Zwölftafelgesetzes, das dann bald das erste Schulbuch, die uralte Lesefibel Roms geworden ist.

Gleichwohl hätte schließlich doch ganz Italien vielleicht eine etruskische Kultur erhalten — denn der Machtbereich dieses Volkes erstreckte sich zeitweilig über die ganze Halbinsel Italien —, wäre nicht ein zufälliger Stoß von außen erfolgt: und auf einmal ändert sich alles, und Roms Macht schnellt jählings empor. Die Gallier unter Brennus kamen von Norden; sie zerbrachen die etruskische Macht. Das reiche Rom dagegen kaufte sich von Brennus frei. Bisher war Rom nur die große Handelszentrale Mittelitaliens gewesen mit einem Gebiet von nur etwa 60 Quadratmeilen. Jetzt greift es auf einmal mit beiden Händen zu, immer auf den Vorteil bedacht, wird sogleich Erbe der Etrusker, unterjocht ganz Italien, vernichtet schon Karthago, setzt auf Spanien, auf Griechenland seinen Fuß — der Orient sah dem staunend zu — und diktiert dem König

Antiochus von Syrien den Frieden. Der italische Bauer aber, so wenig es ihn in die Fremde lockt, füllt die Kolonnen der Scipionen und durchzieht siegreich die griechische Welt bis nach Magnesia am Sipylus. Das römische Heerwesen erwies sich als unwiderstehlich. Das dankte es dieser urwüchsigen Mannschaft. Vieles aber hatte es dabei doch wieder den Etruskern abgelernt: etruskisch war das Heerlagerwesen, etruskisch auch die Schlachtordnung der römischen Phalanx. Bogenschützen fehlen. Spezifisch römisch ist das Pilum, der Wurfspieß mit Widerhaken, der aber erst im 3. Jahrh. aufkommt. Bald hat der Römer dann auch vom griechischen Heerwesen gelernt; daher nahm er seine Kriegsmarine, daher nahm er auch die Artillerie, die Ballisten und Katapulten, daher das Belagerungswesen mit den Holztürmen, die auf Rollen laufen, mit Krahnen und Fallbrücken. Ein antikes Geschütz, wie der Onager, vermochte ein einpfündiges Geschoß auf 140 m zu schleudern. Von den Belagerungsarbeiten der Römer vor Numantia in Spanien werden heute noch die Spuren an Ort und Stelle gefunden.

Was sind nun aber die Kulturwerte, die Rom selbst hierbei entwickelt hat und in die Welt warf? Da gilt es doch auf die Verfassung der Stadt zu achten. Es ist die eines Soldatenvolks: das Heer ein Volksheer. Vom 17. bis zum 47. Jahr ist jeder Mann wehrpflichtig. Alljährlich werden Aushebungen gemacht; denn nicht immer kommen alle Dienstfähigen des Jahrgangs zur Verwendung.

Die städtische Verwaltung aber besteht aus drei Faktoren: den Volksversammlungen, dem Senat und den Beamten. In Senat und Volksversammlung erwachte schnell die römische Beredtsamkeit, die Macht des gesprochenen Wortes; so auch im öffentlichen Gerichtsverfahren. Denn der Römer war ein geborener Redner. Der Italiener ist es noch heute. Senat und Volksversammlungen ergänzten sich gegenseitig in der Gesetzgebung. Dabei sind die letzteren Urversammlungen sämtlicher Bürger, und die wichtigsten konstituierten sich aus der Kriegsmannschaft selbst; denn der Bürger ist Soldat, der Soldat Bürger. Eben dies Volk wählt überdies jährlich die 2 Konsuln, indem es dazu in militärischem Aufzug sich auf dem Marsfeld versammelt und vom Kapitol die rote Kriegsfahne weht. Die Staatsämter aber werden immer nur für ein Jahr bekleidet. Es sind Ehrenämter ohne jede Geldvergütung. In den beiden

Konsuln Roms setzt sich die königliche Exekutivgewalt fort, aber sie ist in ihnen zerspalten, gleichsam als die zwei Hände des Staates, die mächtig handelnd auszugreifen haben, aber sich gegenseitig kontrollieren. Eine muß wissen, was die andere tut.

Niemand konnte Beamter, Konsul, Prätor, Ädil werden, der nicht aktiv Soldat gewesen war. Der Senat aber setzte sich zu großen Teilen aus solchen gewesenen Staatsbeamten zusammen, und eine Menge Offiziere und Feldherren saßen also in ihm, lauter im Gefecht und in auswärtigen Händeln erprobte Praktiker. Daher wuchs der Senat Roms stetig mit seinen Zwecken. Seit dem 3. Jahrh. vor Chr. beginnt er die spießbürgerlichen Volksversammlungen niederzudrücken, unterjocht er aber auch die hohen Magistrate, die ja doch immer nur einjährig funktionieren, unter seinen methodischen Willen, stolz, geschäftsklug, energisch, furchtlos, kriegerisch und dabei stets in bewundernswürdiger Einigkeit. Es waren zum mindesten 300 Stimmen. Diese Geschlossenheit war das Größte und ist wohl beispiellos in der Geschichte. Er verteilt die Provinzen an die Beamten, bestimmt den Kriegsschauplatz, bestimmt die auszuhebende Truppenzahl, verfügt über die Staatsgelder, empfängt Gesandtschaften, und vor ihm beugen sich die Könige des Auslands.

Durch endlos in sich verkettete Kriege bringt Rom es so zu einer Pazifizierung der Welt. Pflicht zum herrschen! Wille zum herrschen! konzentrierter Weltwille! Woher dieser Ausdehnungsdrang? woher diese Konsequenz, mit der sich Konflikt an Konflikt, Eroberung an Eroberung reihte? Es war im Grunde Erwerbstrieb, Handelstrieb. Die größte Handelsstadt der Welt — denn das zu werden war Rom im Begriff — wollte sich ihre Handelsgebiete sichern. Darum mußte gleich Carthago untergehen, aufhören zu existieren. Innerhalb der gesamten, immer wachsenden römischen Machtsphäre dagegen fielen alle Zollgrenzen. Roms Geldleute strömten sogleich in alle unterworfenen Gebiete, und mehr und mehr wurde Rom die Hauptfinanz der Welt, bei der die griechischen Könige borgten: eine Kapitale des Kapitals. Dies sind die Interessen, denen der Senat diente. Ob wir dies nun moralische Kraft nennen wollen, die das alles gewirkt hat, oder ob wir die Moral aus dem Spiele lassen, wer wird leugnen, daß der Senat, diese Phalanx von Geldleuten und Praktikern, ein enormer Kulturfaktor war? Die ganze griechische Welt hatte den Trieb zur Individualisierung, Vereinzelung, Zersplitterung. Rom hatte den Trieb zur Umfassung, zur Einheit, zur Uniformierung des Vielen, zur Katholizität. In den Entscheidungen des Senats ist dieser Trieb zum Willen, zur Tat geworden.

Aber die technisch-intellektuellen Verdienste Roms sind nicht minder erheblich. Reiche zu erobern war nichts, wenn man sie nicht zu behaupten wußte. Nun denke man, was es bedeutete, die engen Einrichtungen der stadtrömischen Verfassung zu dem Verwaltungsapparat eines Weltreichs umzugestalten. Dies geschah entweder durch Erweiterung der Kompetenzen, wie bei den zwei kriegführenden Konsuln, oder aber durch Pluralisierung des Amts; so hatte die Stadt anfangs für die Rechtsprechung nur einen Prätor, hernach aber gab es 6, 8, 10 bis 18 Prätoren, und sie wurden den eroberten Provinzen durchs Los zugewiesen. Seit Sulla aber wurden auch die älteren Kräfte nutzbar gemacht und solche Mitglieder des Senats, die die Prätur oder das Konsulat schon hinter sich hatten, als Statthalter in die Provinzen hinausgeschickt. Sie taten es gern; denn sie fanden dort ihren Vorteil.

Vor allem bewundernswert ist der römische Straßenbau. Es handelt sich dabei um Staatsstraßen im Unterschied zu den Gemeindewegen; um Heerstraßen, Handelsstraßen. Sie erschlossen damals die Welt, wie es im 19. Jahrh. die Eisenbahnen getan haben. Im Jahre 312 v. Chr. knüpfte die berühmte Via Appia Süditalien an Rom, es folgte im Jahre 220 die Flaminia u. s. f. Energisch gradlinig liefen sie auf ihrem Damm über Gebirge und Flüsse, fest chaussiert oder mit Fliesen belegt, kolossale Brückenbauten erfordernd, im Durchschnitt 6—7 m breit, im Gebirge schmäler. Ihre Reste stehen noch heute, als wären sie unzerstörbar. Dabei wurde kein Wegegeld erhoben: auch dies ein Muster und Vorbild für alle Zeiten. Und nun begann das Postwesen, die Reiselust, vor allem der Warenaustausch auf dem Landwege: es waren viele Wege, aber sie führten alle nach Rom. Die Meilensteine wurden von Rom aus gezählt, und sie wurden die Grundlage für die Berechnung der geographischen Entfernungen und der Größe des Erdkörpers. An den Poststationen aber entstehen Gasthäuser, entstehen neue Ortschaften: zum Nußbaum, zum Schwert, zu den Salinen. Ein allgemeiner wirtschaftlicher Aufschwung auf den abgelegenen Landstrecken war das Ergebnis.

Nicht minder planvoll aber war endlich die Behandlung des Städtewesens. Rom war nicht nur bestrebt, die in Italien bestehenden Landstädte als „Munizipien" zu konservieren und ihnen mehr und mehr Anteil am römischen Bürgerrecht einzuräumen, indem es sie dabei freilich möglichst voneinander isolierte und schwächte. Es hat vor allem rücksichtslos Kolonien gegründet und vor keiner Enteignung des Grundbesitzes sich gescheut, um lateinisch sprechende Landbauern in geeigneten Gegenden anzusiedeln, und zwar so, daß immer damit zugleich eine städtische Gründung verbunden war; auch nach Afrika, nach Süd-Gallien gingen solche Siedler, schließlich durch den ganzen Westen. Bis zum Jahr 177 v. Chr. hat Rom in Italien 40 solche Gründungen gemacht; so sind Spoleto, Cremona, Aquileja entstanden; ein Hauptbeispiel aber ist Venusia. Im Jahre 291 wurden den samnitischen Eigentümern gegen 30 deutsche Quadratmeilen Ackerland weggenommen, um darauf 20000 lateinische Kolonisten anzusiedeln: so entstand Venusia, die Heimat des Horaz. Solche Plätze waren Festungen, und das Römertum stützte sich auf sie. Rom hat sich nicht verrechnet. Sie sind die Ausgangspunkte der Latinisierung gewesen. Mit unfehlbarer Sicherheit hat die römische Politik dafür die geeigneten Plätze aufgefunden.

Der letzte furchtbare Feind, der den Boden Italiens betrat, war Hannibal, der Carthager. Als er niedergeworfen war (im J. 201), da war auf einmal in Italien tiefster und scheinbar ewiger Friede. Die Festungsmauern konnten nun verfallen; Italien lag jetzt da wie ein offener Garten voll Wald und Obsthaine und Weizenfelder. Zwar Orange und Zitrone fehlten noch; längst aber war der Feigenbaum, längst auch aus dem Osten der Weinbau eingeführt. Die Rebe bekränzte die Bergstirnen, und jeder Herbst wurde verschönt durch das frohe Werk der Lese und des Kelterns. Später kam dann auch der Ölbaum nach Italien. Die stillen Olivengärten aber trugen dazu bei, die Viehwirtschaft zurückzudrängen; denn ihr Öl diente der Volksernährung, und man hatte nunmehr Pflanzenfett statt des animalischen. Der Ölbaum der Pallas Athene aber war wieder ein Geschenk der Griechen. Das ist symbolisch. Denn auch geistig war damals Rom und Italien vollkommen griechisch geworden. Die Weltherrschaft griechischer Kultur war damit gesichert. Eine, irdisch gesprochen, glückselige Zeit schien gekommen.

Die gespenstischen römischen Götter verkrochen sich nun, und Apoll zog ein und die „Große Mutter" vom Ida. Dabei wurde Jupiter mit Zeus, Diana mit Artemis, Venus mit Aphrodite gleichgesetzt. Mit griechischem Ritual und Tempelbildern schmückten sich die Gottesdienste. Eifrig wurden jetzt auch alle schönen homerischen Heldenfabeln mit übernommen. Nach den Ursprüngen Roms selbst wurde geforscht und die Stadtgeschichte mit reicher griechischer Legendenbildung umrankt: Rom stammt jetzt von Troja her; Aeneas ist der Stammheld. Vornehme Römer wie Fabius Pictor schreiben römische Geschichte für griechische Leser in griechischer Sprache. Dazu die Nachbildung des griechischen Theaters! griechische Statuen in Erz und Marmor, die als Kriegsbeute massenhaft eingebracht wurden! Der Sinn für das Schöne, der Reiz des Spieltriebs, wie ihn Hellas geoffenbart hatte, wurde wach in Rom. Eine Literatur entstand! Allein das alles war damals, im 2. Jahrh. v. Chr., doch mehr Dekoration des Daseins als innerster Erwerb. Die freie Muße, der innere Friede wollte noch immer nicht kommen; die Not der Zeit riß das Volk von Schreck zu Schrecken, und die Kulturblüte, die sich kaum zu erschließen begann, drohte rasch wieder zu verkümmern. Denn hinter dem grellen Glanz des Lebens gähnte das Verderben. Die Bauernsöhne Italiens hatten die Welt erobert, aber die großen Finanziers Roms hatten davon allein den Gewinn. Der Bauernstand wurde ruiniert — das war das Werk des Großkapitals —, umsonst suchten die Gracchen ihm aufzuhelfen. Die Kriege hatten enorme Reichtümer gebracht; aber sie fielen nur in die Hände der Würdenträger, der senatorischen Männer. Schon früh hatten die großen Häuser begonnen, alles Land zusammenzukaufen. Worin sollten sie das Kapital sonst anlegen? und der kleine Landwirt wurde systematisch ausgekauft, enteignet. Gewaltige Güterkomplexe entstanden, ein Plantagenbetrieb mit vielköpfigen Sklavenscharen. Denn auch zahllose Kriegsgefangene hatte der Krieg auf den Sklavenmarkt geliefert. Damit war dem Bauer die Arbeit selbst weggenommen, ein Schaden, der nie wieder eingebracht worden ist. Derselbe Plantagenbetrieb begünstigte an Stelle des Ackerbaues die Viehzucht, den Weinbau. Italien war jetzt nur noch Wald- und Weideland und Obstgarten. Das Korn kam vom Ausland. Nun lief also das hungernde Proletariat vom Lande in Rom zusammen, und der Kontrast von Reich und Arm wuchs schauerlich

rasch ins Ungeheure. Und die Vornehmen? die Machthaber? Im Angesicht der ehrwürdig alten griechischen Kultur waren sie doch nur Emporkömmlinge und Protzen, die die Provinzen mit Füßen traten und brutal ausplünderten, um sich von den Asiaten als Götter und Halbgötter anbeten zu lassen. Scham, Stolz und Anstand, alles schien jetzt durch die Geldgier niedergeschlagen. Schrecklicher noch als die Latifundienwirtschaft wirkte in ihren Händen das schwindelhafte Schrauben der Prozente im Geldgeschäft. Dazu die Blutpresse des Steuersystems, die wucherische Erdrosselung durch die Steuerpächter. Es war, als hätte der Taumel der Allmacht auf einmal alle Niedertracht und Schändlichkeit ausgelöst.

Aber die Vergeltung kam rasch. Die Herrschsucht hatte den Römer groß gemacht: jetzt richtete sie sich gegen ihn selber. Das Chaos begann. Ein krachender Zusammensturz! Die Bürgerkriege! Römer gegen Römer! ein Selbstzerfleischen der antiken Kulturwelt durch volle 70 Jahre! Wie war das möglich? Die Veränderung des römischen Heerwesens trug daran die Schuld, und diese Veränderung ergab sich wiederum aus der wirtschaftlichen Lage der Masse. Seitdem die Landbevölkerung betteln ging, mußte man den Soldaten bezahlen. Man hatte nur noch Legionen von Söldlingen, ein für Geld angeworbenes stehendes Heer. Nun war für den Ehrgeiz das Feld offen. Die Söldner wurden zum blinden Werkzeug der Usurpatoren, die sie bezahlen konnten. So herrschten Sulla, Pompejus, Cäsar und Octavian in der Stadt. Ströme von Blut flossen. Sowohl Cäsar wie Sulla haben sich Rom erobert.

Aber auch diese Ehrgeizigen fanden ihr Ideal und Vorbild bei den Griechen. Es war die aufgeklärte Despotie Alexanders des Großen, die Julius Cäsar in Rom fortsetzte. Indem Cäsar dem Volk in Rom schmeichelte, den Senat knebelte, erreichte er endlich das Ziel, die Monarchie.

In der Monarchie seines Erben, des Oktavian, der sich Augustus nannte, wurde die Welt endlich zusammengefaßt wie in einem Zwinger. Die Volksversammlungen wurden beseitigt, der Wille des Senats für immer gebrochen. Aber die Wohltaten der aufgeklärten Despotie begannen sogleich. Die Provinzen wurden vor Raub geschützt, die Veteranen der kämpfenden Heere angesiedelt, neue Reichsstraßen gezogen, neue Römerstädte gegründet, die Verwaltung trefflich organisiert, und zum erstenmal

war der Friede da, ein glänzender, ein definitiver Friede, das augusteische Zeitalter, das goldene Jahrhundert, wie man es nannte. Willenlos fügte sich der vornehme Römer dem so geschaffenen großartigen Organismus als Werkzeug ein; die Plebs in Rom ließ sich füttern. Die römische Kaiserzeit hatte begonnen, der größte Wendepunkt in der Geschichte der alten Völker.

Nun war Rom die Welt! Wie befreiend, aber wie nivellierend zugleich mußte das wirken! Das römische Stadtbürgerrecht dehnte sich langsam über den Erdkreis aus. Auch der Apostel Paulus besaß es. Also schwindet jetzt im Reich der Gegensatz der Nationen, und es gibt zunächst keinen Landesfeind mehr, sondern nur noch Weltbürger oder Reichsbürger, auch keinen Patriotismus mehr, sondern nur noch Menschenliebe und Menschenhaß. Von dieser Situation sind auch die christlichen Evangelien und ihre Lehre voll beeinflußt.

Die Hauptstadt selbst aber blieb zunächst noch der Schauplatz für alles Geschehen. Die reiche griechische Saat ging in Rom nunmehr üppig und herrlich auf. Von der Politik kehrt der Römer sich plötzlich ab, und nicht mehr der Staat ist das Zentrum all seines Denkens und Wollens, sondern das eigene Ich jedes einzelnen. Der Mensch lebt entweder seiner Leidenschaft in frivoler Genußsucht, oder aber er vertieft seine enge Person jetzt durch geistige Güter, durch gesteigerte Selbstkultur. Wertsteigerung des Mikrokosmos! Hellenismus! Griechentum. Es beginnt ein enthusiastischer Kult des Schönen und des Guten, zugleich aber ein Suchen und Sehnen nach den unsichtbaren Küsten des Jenseits: Weltreligion! Das Erste und Wichtigste war indeß, daß Rom sich endlich eine eigene Kunst, eine klassische Poesie erwarb. Gleich unter Oktavian geschah dies. Und dabei ist es ein Etrusker gewesen, der diese Kunstfreude in Rom durchsetzte und den Boden für sie schuf, die Stimmung des berauschten, gottvoll sorglosen Schwelgens im Dienst des Schönen. Auch das ist ungemein denkwürdig. Es war Mäcenas, von königlich etruskischem Blut, der in dieser Zeit der Patron, ja, Wecker der großen Dichtkunst und des Musiklebens in Rom wurde, derselbe Mann, der damals auch die Weltpolitik in Ergänzung des Kaisers leitete. Dies ist der Gipfel dessen, was Roms Kultur dem kunstliebenden und herrschfähigen Etruskervolk zu danken gehabt hat.

Wenn ich nun im Nachfolgenden dem menschlichen Treiben in der römischen Kaiserzeit nachzugehen versuche, so beginne ich

mit dem Alltäglichsten, dem häuslichen Leben und Straßenleben, um mit der Besprechung der Ethik und der sittlichen Ideale aufzuhören. Überall aber werden wir wahrnehmen, daß die Macht Roms ein Amt Roms war: die weltbeherrschende Stadt ist allmählich die Dienerin der Völker geworden.

II. Ankunft in Rom.

Es ist schwer, sich in der Vorzeit zurecht zu finden. Versuchen wir es, einem griechischen Reisenden uns anzuschließen, der etwa im Jahre 30 oder 50 nach Chr. aus Egypten ausfuhr, um sich einmal Italien und Rom anzusehen. Solcher Reisende konnte, ganz wie heute, in Brindisi (Brundisium) oder Neapel landen, aber auch in Tarent, Puzzuoli (Puteoli), Ostia oder Ravenna. Besonders die letztgenannten drei Häfen erfreuten sich kaiserlicher Fürsorge. Ravenna, das heut ganz versandet und gegen 8 km vom Strand des adriatischen Meeres abgerückt liegt, war damals ein üppiger Hafenplatz, eine Lagunenstadt wie heute Venedig, mit zahllosen Brücken, die Häuser auf Inseln leicht aus Holz gebaut, die Brücken voll Verkaufsbuden (wie der Rialto), der weite Hafen ein Standort für die kaiserliche Kriegsflotte von 250 Schiffen.

Hat der Seereisende Eile und hat er Geld, so benutzt er einen schmalen Schnellsegler, auch zum Rudern eingerichtet, eine Yacht in der Form einer Erbsenschote (Phaselus), wie ihn die Sportleute liebten. Auf keinen Fall aber sucht er die hohe See, sondern hält sich stets der Küste nahe. Denn der Kompaß fehlte ja, und der Steuermann mußte Land sehen, um sich zu orientieren. Die Fahrt ist schön. Frachtschiffe kommen auf und werden überholt, die da fest im Wasser gehen und breit gebaut und mit breitem Segelwerk gegen den Wind kreuzen. Sie bringen Korn aus Egypten, Gewürze aus Berytos oder Cäsarea, Schinken aus Frankreich. Auf dem Hinterdeck gibt ein kajütenartiges Zelt Schatten; der hohe Gallion ist mit farbigem Bildwerk geschmückt; Wimpel flattern am Masttopp; Musik, Gelächter ertönt. Da tauchen aber auch Kriegsschiffe auf, ein ganzes Geschwader dreideckiger Galeeren: wie buntbemalt! Sie sind so rank, so schmal und flach, daß sie nur bei ebener See sich aus dem Hafen wagen. Um so schneller fliegen sie dahin und gehorchen dem Steuerruder in den raschesten Wendungen. Jede Triere

hat 3—400 Ruderer, und ihre zweimal 200 Riemen schlagen wie Schwingen im Takt auf und nieder. Aus dem Schiffsvorderteil springt wie ein spitzer Unterkiefer ein eiserner langer Sporn vor, der das Wasser aufpflügt und bestimmt ist, das Gegnerschiff zu rammen. Lanzen und Schilde blitzen an Deck auf. Aber der Gegner fehlt. Denn es ist tiefster Friede zu See und Land, und es gibt nur ein Scheingefecht, wenn es nicht gilt auf Seeräuber Jagd zu machen, die an den cilicischen Küsten des Mittelmeeres nicht aussterben.

Schon aber nähern wir uns Ostia, dem Hafen Roms. Die Kauffahrer mehren sich hier, die den römischen Rhedern gehören. Wir sehen ganze Flotten. Denn Rom braucht Nahrung; allein aus Egypten kommen im Jahr 175 Millionen Liter Weizen. Ein Gebrüll tönt herüber: denn auf einem der Lastschiffe befinden sich Löwen im Käfig, die in Afrika in Gruben gefangen sind und mit dem Schweif schlagen, hungrig und wild: sie sollen in den Tierhetzen der Arena Roms demnächst verwendet werden. Auf anderen Schiffen, die tief im Wasser liegen, werden Marmorblöcke, ganze monolithe Säulen, herangeschafft: Marmor aus Paros, Gialloantico aus Numidien, Porphyr aus Egypten — sie sollen zu den kaiserlichen Bauten dienen, für die Paläste und Bäder der Vornehmen.

Durch Riesenbauten ist der Hafen Ostia's der sehr ungünstigen Lage zum Trotz durch Kaiser Claudius glänzend hergestellt worden. In der Mitte der Einfahrt ragt der Leuchtturm, Pharos, auf einer Insel. Dazu große Molen und ein glänzender Kai mit Treppenwerk. Geschrei der Hafenarbeiter, die löschen, der Flößer, Sackträger, Kornmesser, Zimmerleute, Akzisebeamten! Ein Hämmern von den Werften her! Große Reihen von gewölbten Magazinen und Schuppen! Dazu Statuenschmuck, ein Dioskurentempel, Vulkan- und Isistempel, aber auch Schmutz und Teergeruch; der Typus eines südländischen Seeplatzes.

Der Reisende kann sich nun auf dem Tiber von Ostia nach Rom 16 Miglien landeinwärts fahren lassen; Ochsen am Strand ziehen die Fahrzeuge stromauf. Aber es ist ratsamer sich einen Wagen zu nehmen: Fuhrleute, cisiarii, bieten sich an. Zweirädrige Kabrioletts waren in Italien beliebt und sind es noch heute.

Und schon sind wir in Rom, und der Lärm des Seehafens wird durch den Lärm der Hauptstadt selbst übertäubt. Auf

1½ Millionen taxiert man Roms Einwohnerzahl. Der Reisende findet bei Gastfreunden Aufnahme, die ihn schon am Stadttor in Empfang nehmen und durch endlose Gassen zu Fuß nach Hause schleppen, mutmaßlich in den 4., 5. Stock eines Mietshauses. Der Grieche findet in Rom zahllose Landsleute[1]) und braucht kein Wort Latein zu reden.

Derselbe Grieche war ein Bewunderer des Erfolges und hat daher stets mit abgöttischer Verehrung auf die Allmacht Roms geblickt. Aber der Anblick der Stadt selbst enttäuscht ihn. Ja, ihm blutet das Herz. In den Hallen, in den Tempelvorhöfen sieht er wundervolle Statuen. „Gestohlen und geraubt! Es sind ja unsere Werke", so denkt er. Rom ist die Krähe, die sich mit fremden Federn schmückt. Aber die Federn sind der Krähe festgewachsen für die Ewigkeit! In der Tat strömten alle besten griechischen Bildhauer jetzt in Rom zusammen und steigerten ihr Können im Dienst der alles überbietenden Ansprüche der Weltzentrale.

Aber die Straßen! wie häßlich! diese engen Quartiere! diese Winkelgassen! Wie schön dagegen Alexandria, Antiochien, Priene, Magnesia. Ein weites rechtwinkliges Straßennetz, breite schnurgerade Avenüen, die mit Kolonaden das Häusermeer kühn und endlos durchschneiden — das war das Prinzip der hellenistischen Städte. Im Häusergewirre Roms dagegen fehlt jede Linie, scheint jede Orientierung unmöglich (trotz des gewaltigen antiken Stadtplans, der uns in Trümmern erhalten ist), wenn man nicht einen Höhepunkt gewinnt. Vom Tempeldach auf dem Kapitol allerdings, da läßt sich *Umschau* halten, und man sieht von da zu seinen Füßen zunächst genug des überwältigend Herrlichen: die ganze blendende Marmorpracht der erst neuerdings errichteten Tempel und Hallen. Denn Kaiser Augustus war es, der das trübe backsteinerne Rom in ein festlich marmornes Rom verwandelt hatte. Freilich steht alles zu eng. Um für das Cäsar-Forum mit dem Venus-Tempel, für das Augustus-Forum

[1]) Die vornehme römische Altstadt zog sich in der Kaiserzeit von Porta Capena bis zum Forum Trajani hinauf. Die Griechen dagegen wohnten am linken Tiberufer von Porta Ostiensis an, am Fluß entlang; die Orientalen, Juden, Perser wohnten in Trastevere; von ihnen löste die christliche Gemeinde sich ab und hauste auf dem Gebiete des Vatican, woselbst die ersten Märtyrer Nero zum Opfer gefallen waren. Der Osten Roms endlich, vom Caelius bis zur Porta Collina, war Militärstadt.

mit dem Marstempel Raum zu schaffen, sind da ganze Quartiere niedergelegt worden. In hohe Brandmauern sind die Fora eingezäunt. Noch überraschender ist der Ausblick, wenn man vom Kapitol nach dem Vatikan und Monte Pincio (den Gärten des Pompejus) hinüberschaut: da hat man das flache „Marsfeld", eine Vorstadt voll vornehmster Schmuckbauten, zu seinen Füßen. Seit 220 v. Chr. hatte hier eine Ansiedlung begonnen mit Anlegung der Flaminischen Straße, die heute der Korso heißt und zum Ponte Molle führt. Das augusteische Zeitalter stellte das Pantheon dahin, mit den Bädern des Agrippa, das Theater des Marcellus und des Balbus; dazu wundervolle Bazare sowie das Mausoleum des Augustus, das von einem Lusthain und Volksgarten umgeben war.

Blickt man aber auf die Altstadt zurück, so geht für das Auge alle Ordnung und Planmäßigkeit in dem wüst romantischen Chaos von Dächern und Gängen verloren. Die bergige Lage Roms war daran Schuld. Das wirkliche Ideal des altitalischen Städtebaus vergegenwärtigt uns am besten *Turin* (Augusta Taurinorum), eine Kolonie des Augustus; wer heute Turin betritt, muß sich erstaunen über dies Schachbrett von Häuserkarrées mit den breiten Straßen, die vollkommen gradlinig wie endlose Korridore Durchblick durch das ganze Stadtinnere gewähren. Es ist der antike Grundriß, auf dem Turin noch heute steht. Licht und Luft, danach verlangte der alte Römer. Der Plan ist dem Heerlager nachgebildet, ein weites Rechteck mit cardo und decumanus. Etwa 60 gleichgroße Häuserblöcke zu je 240 Fuß im Quadrat, das war es, was August in die Ebene stellte: gesund und praktisch, aber reizlos und nüchtern. Ebenso hat sich der Plan der aufgegrabenen Stadt Thamugadi (Timgad) in Numidien erwiesen. Auch Lambaesis, Carnuntum waren solche Lagerstädte, vor deren Toren sich dann in Baracken (canabae) die Marketender und Kleinhändler ansiedelten. Auf den sieben Hügeln Roms war nun aber solcher Stadtplan nicht durchführbar trotz aller Planierungsversuche. Dasselbe gilt von Pompeji.

Wer hat die *Baupolizei* in Händen? In der Zeit der freien Republik waren es die Censoren, die nicht nur die Einschätzung und das Steuerwesen verwalteten und den Gemeindehaushalt regulierten, sondern auch das gesamte städtische Bauwesen inklusive die Chausseen oder Landstraßen beaufsichtigten, während die Aufsicht über Tempel und Gassen den Aedilen ob-

lag. Späterhin jedoch sind es die Kaiser selbst, die in Rom bauen, und zwar für eigene Rechnung, ohne auch nur den Senat zu fragen, anders als in der Residenz Berlin, wo jede erhebliche bauliche Neuerung zwar auch der Genehmigung des Königs bedarf, aber doch vom Stadtrat beschlossen wird. Unter den Kaisern funktionierten dabei Behörden, die sich Wegeaufseher (curatores viarum) und Aufseher über die öffentlichen Bauten (curatores aedium u. s. f.) nannten.

Sodann die Warenzufuhr, die Märkte, der Kleinhandel am Ort. Man denke, was dazu gehörte Rom zu ernähren. Große Lagerspeicher gab es an verschiedenen Stellen, vor allem am Aventin, für Salz, Korn, Wein, auch für Schreibpapier, das nur aus Egypten kam. Die Schreibverhältnisse im Altertum waren schwierig. Fiel die Papyrusernte in Egypten schlecht aus, so war der Papiermangel groß, und der Senat selbst disponierte über die vorhandenen Vorräte. Daher wurde so viel auf Wachs geschrieben. Wie sollte es in Rom ferner an Ochsenmarkt und Schweinemarkt, Fischmarkt und Gemüsemarkt fehlen? für die gleichen Zwecke wurden dann aber auch besondere Markthallen erbaut, sogenannte Macella, wie wir eine in Pompeji hart am Forum kennen lernen: ein hochummauertes Areal, dessen Inneres z. T. unter offenem Himmel, großenteils aber gedeckt ist; in der Mitte eine Rundhalle mit Gruben zum Schuppen der Fische; ringsum schattige Umgänge, darin sich hübsche Wandgemälde, u. A. ein Fries befindet, der Enten, Gänse, Fische, Kalekutten, gerupftes Geflügel, einen Hahn mit zusammengebundenen Füßen nett naturgetreu darstellt (die antike Malerei kannte schon den Reiz des Stillebens! Eier im Glas! Schweinsköpfe u. ä. m.). Das waren die Waren, die man eben hier zu kaufen fand. Aber auch eine Fleischbank fehlte nicht in demselben Komplex sowie Geldwechslerstuben, damit, wer kleine Münze brauchte oder nur ausländisches Geld bei sich führte, sich sogleich wechseln lassen konnte. Und die Rechnungen, die Additionen und Subtraktionen haben sich da in Pompeji direkt an die Kontorwände gekritzelt gefunden.

Die Aedilen aber waren es wiederum, die die Marktpolizei inne hatten und durch ihr dienendes Personal ausüben ließen. Gewichte und Maße der Händler wurden nachgeprüft. Normalgewichte und Hohlmaße waren in allen Städten öffentlich aufgestellt. Sie sind in Pompeji noch heute zu sehen.

Was aber ist eine Stadt ohne Wasser, Wasserzufuhr von Außen? Denn sie will trinken, sie will sich reinigen. Auch dafür gab es eine besondere Wasserbehörde.

In den langen Regenzeiten des Winters stürzte durch die Gassen das Regenwasser. Es mußte ablaufen. Unter den Stadtmauern her wurde es durch Abzugskanäle aus der Stadt geführt. Sodann die Kloaken, die Latrinen. Es versteht sich, daß in keinem Privathaus ein derartiges Kabinett gefehlt hat; es lag regelmäßig in der Nähe der Küche, d. h. von den besseren Wohnräumen entfernt, befand sich aber, wo nötig, auch im Oberstock, mit Tonröhrenleitung. Bemerkenswerter ist, daß auch für öffentliche Latrinen gesorgt war, vielleicht noch nicht im Athen des Aristophanes (und der Südländer hatte und hat überhaupt einen großen Hang zur Natürlichkeit), wohl aber in den Kulturstädten der Kaiserzeit, von denen wir handeln. Am Forum in Pompeji sieht man noch solche Einrichtungen, in Thamugadi gar einen Raum mit 25 Marmorsitzen: unter den Sitzen her war ein Sammelkanal mit fließendem Wasser.

Und das setzt nun jene Wasserleitungen voraus, die der Ruhm des Römertums sind. Der Römer lechzt nach fließendem Wasser (salientes). Und Rom selbst prangt auch noch heute im Schmuck seiner Springbrunnen. Wer aber kennt nicht die Aquaedukte Altroms, Aqua Appia, Marcia, Aqua Virgo usw. In Augustus' Zeit gab es 7, unter Konstantin 19; herrlich die Claudia, die über 45 Meilen zum Teil auf hohen Bögen das Gebirgswasser aus den Sabinerbergen in die Stadt führte![1]) Sie sind noch heut die Zierde der einsamen Kampagna um Rom und kriechen wie Raupen über das Blatt der Landschaft, lasttragende steinerne Raupen, die auf 100 000 Füßen wandeln und den viele Meilen langen, mit Fliesenplatten gedeckten Wasserkanal auf ihrem Rücken einhertragen: unzerstörbar wie die Pyramiden Egyptens, wäre nicht der Mensch gekommen und hätte sie als Steinbruch benutzt. Die Aqua Marcia aus dem Jahr 144 v. Chr. ist 1869 wieder hergestellt; sie brachte im Altertum über 290 000 Kubikmeter Wasser täglich, heute nur 120 000. Hoch über die Schwibbbögen der Stadttore drangen so die Leitungen in das Innere Roms und bildeten auch ihrerseits

[1]) Die Aqua Claudia läuft 10 Meilen auf dem Aquaedukte, 35 unterirdisch.

monumentale Bögen, unter denen der Verkehr hindurch ging, oder sie liefen auch die ganzen Straßen und Kolonaden entlang. Wasserkastelle (dividicula) gab es in den verschiedenen Teilen der Stadt zum Zweck der gleichmäßigen Verteilung, zur Speisung der großen Badeanstalten. Um genügenden Druck zu haben, mußte das Wasser hoch vom Gebirge kommen und wurde so durch ein Geäst von abermillionen Bleiröhren in alle Hochbauten der Stadt getrieben. Diese Bleiröhren, mit Fabrikstempeln versehen, erweisen sich weit trefflicher und dauerhafter, als wir sie heute zu fabrizieren pflegen, und das gilt nicht etwa nur von Rom. Alle großen, ja die kleinsten Städte waren mit solchen Leitungen versehen. Viele Inschriften melden davon. Ravenna erhielt sein Trinkwasser in einer solchen von 30 km Länge. Nîmes war ebenso wasserarm wie Ravenna, und der berühmte Pont du Gard trug ihm die Leitung zu. Selbst Lyon war im Altertum mit Wasser besser versorgt als heute.

Aber nicht nur Bäder speiste man so. An jeder Straßenkreuzung standen öffentliche Brunnen als steinerne Wannen, in die aus einem skulpierten Pfeiler Tag und Nacht das Wasser rann; und allen besseren Privathäusern war es ermöglicht, ihre Schmuckhöfe mit plätschernden Brunnenwerken zu schmücken. Es waren dies freilich zumeist nicht hochgetriebene Wasserstrahlen wie bei unseren Fontänen, sondern das Wasser fiel frei mit klatschendem Geräusch und frischen Hauch verbreitend auf ein Marmortreppchen oder aus dem Schlauch eines Satyrn in ein Bassin herunter. Welch wonnige Erlabung in der Hitze des Südens! Sogar in der Stube hatte man das. Das Leitungsrohr stieg am Bein des Tisches hinauf, und das Wasser ergoß sich, wenn man den Hahn drehte, über die Tischplatte. Dazu endlich die Sparsionen, die Sprengungen im Theater, die bis zu den höchsten Rängen hinaufgingen.

Daß man im Altertum Wassergeld zahlte, ist unwahrscheinlich; vielmehr gaben dies alles die Kommunen dem Volk gratis.

Der griechische Reisende, der sich in Rom umsah, erkannte indes wiederum in alledem doch nur eine Weiterführung und Steigerung der eigenen griechischen Kultur. Dasselbe gilt von der Einrichtung der Straßen, auf die wir jetzt acht geben.

Wir pflanzen heute an den Fahrstraßen vor den Toren Obstbäume, Kugelakazien, Lindenalleen. Das kennen die Alten nicht. Der Chausseebaum ist durchaus unantik. Wohl aber

sorgte man da, wo die Straße sich ausweitete, für Ruhebänke (scholae), oftmals die Stiftungen von Privaten, die Halbzirkelform haben, auch Löwenfüße, und aus Stein hübsch gemeißelt sind. Vor allem aber sorgte die Baubehörde in der Stadt für gedeckte Wandelbahnen. Denn wie der heutige Italiener, so stand auch der Römer gern müßig in den Straßen herum und flanierte stundenlang, um den leeren Nachmittag auszufüllen. Dazu brauchte er die Portiken, die nicht nur die öffentlichen Plätze oft zweistöckig einfaßten, sondern in allen vierzehn Regionen Roms, besonders in der 7. und 9., die Häuserfronten unterbrachen. In der 9., in der Nähe des Korso, gab es allein deren 14, welche 14 zusammen auf 14½ km Länge berechnet werden. Im Winter stürzt der Regen im Süden wochenlang, im Sommer glüht die Hitze von oben: da half nur das flache Dach dieser gedeckten Promenaden, Säulenkolonaden von oft endloser Ausdehnung und glänzender Ausstattung: Statuenschmuck zwischen den Säulen, die Wände mit Fresken erfüllt.

Man bedenke dazu, daß der antike Mensch in der Stadt keinen Hut trug (nur auf Reisen war der Hut üblich) und daß auch der Regenschirm fehlte. Man kannte nur den Sonnenschirm (umbella). Barhäuptig liefen die Jungen zur Schule, barhäuptig ging Cicero in den Senat. Daß Kaiser Augustus im Hut einherging, wird besonders notiert. Cäsar bedeckte seine Glatze mit Lorbeer, und auch Kaiser Caligula war früh kahl und ärgerte sich, wenn man ihn vom Fenster aus von oben sah. Aber auch die Frauenhüte fehlten ganz; die Frauen verhüllten nur die Haare schleierartig, und die gespreizten Hutphantasien, wandelnde Dächer, diese Orgien der Putzsucht, non plus ultra, mit denen unsere Damenwelt heute dem Sonnenstich wehrt, würde jede Messalina belächelt haben.

Wir aber blicken jetzt vor unsere Füße auf das Straßenpflaster. Es besteht aus großen polygonalen Platten (silex, Basaltlava), wie sie noch jetzt in den italienischen Städten gebräuchlich sind. Der Gehsteig an beiden Seiten (margo) ist oft sehr hoch, bis zu 1 m, und zwischen den Steigen läuft die Straße wie ein Fluß zwischen steilen Ufern. In der Tat floß das Regenwasser hoch durch die Straßen, wenn Emissäre fehlten. Für die Pflasterung des Steiges aber haben die Anwohner zu sorgen. Daher wechselt die Beschaffenheit des Pflasters in Pompeji vor den verschiedenen Häusern und ist bald Naturboden,

bald Steinplatten, bald ein aus Ziegelbrocken hergestelltes rohes Mosaik.

Weil aber der Fahrdamm so tief, werden an gewissen Stellen, um den Übergang von Gehsteig zu Gehsteig zu erleichtern, Schrittsteine gelegt, je 3 oder 4, und diese Schrittsteine verraten uns die Breite der antiken Wagen, d. h. die Weite des Abstands ihrer Räder. Sie erweisen sich als sehr schmalspurig. Ein Wagenverkehr war augenscheinlich schwierig, besonders das Begegnen von Fahrzeugen. Die Fuhrleute mußten genau orientiert sein. In eine Menge von Gassen und Gängen drang nie ein Fuhrwerk.

Daher war nun der Wagenverkehr in den Städten am hellen Tag überhaupt polizeilich verboten, und dies ergibt einen ganz wesentlichen Unterschied vom heutigen Stadtgetriebe. Nur zu Prozessionszwecken, wenn ein Priester oder die Vestalinnen zum Tempel fuhren, oder bei den Triumphzügen der Feldherren und Kaiser wurde davon eine Ausnahme gemacht. Daraus muß sich erklären, daß im Stadtbereich Pompejis so wenig Pferdegerippe ausgegraben worden sind.[1])

Für den Menschen, der nicht zu Fuß gehen wollte, hatte das aber eigenartige Konsequenzen. Wer heutzutage per Automobil durchs Land reist (oder rast), darf unbehindert quer durch die Städte hindurch, die er passiert. Der antike Reisende dagegen mußte jedesmal vor dem einen Stadttor seinen Wagen verlassen und am anderen Tor sich einen neuen nehmen. An den Toren lagen die Kutscherkneipen mit dem Ausspann. Im Innern der Stadt herrschte dagegen die Sänfte, der Tragstuhl. Die Gassen waren davon erfüllt; aber nur Freigeborene durften solche Sänften benutzen. Vornehme Damen und auch Herren gingen so ihren geselligen Zwecken nach; der Insasse konnte darin schreiben und lesen, das Klappfenster öffnen, Bekannte anreden, einen Freund mit aufnehmen, und der elegante Straßenflirt knüpfte sich daran, wie etwa heute an den Wagenkorso auf Monte Pincio.

Wo uns Juvenal einmal das Gedränge in den Straßen schildert, da redet er von Wagen gar nicht. Die Gefahr für den Passanten bestand darin, daß man von Fußgängern rücksichtslos

[1]) **Die Wandanschrift wegen eines verlaufenen Pferdes findet sich vor der Stadt, nicht in der Stadt.**

gestoßen wurde, weil die fürstlichen Vornehmen nie ohne großen Troß ausgingen und Platzmacher, die auf das rücksichtsloseste ihres Amtes walteten, ihnen voranschritten. Dazu dann die Lastträger, die Stangenwerk und Fässer schleppten, so daß man sich den Kopf daran wund stieß; endlich aber die Sänften, die im eiligsten Trott hindurchgingen. Man lief Gefahr von ihren metallbeschlagenen Tragbalken gehörig gepufft zu werden. In China sind für einen guten Tragstuhl 4 Kulis nötig; der gepflegtere Römer brauchte 6, um das Schaukeln möglichst zu verhindern und auszugleichen.

Und damit haben wir ein Straßenbild Roms. Wer es sich vervollständigen will, denke sich etwa noch die bunten Trachten der Menschen hinzu, oder besser die geniale Nachlässigkeit der Tracht. Die Hosentracht fehlt damals noch ganz. Sie kam erst im 3. Jahrh. n. Chr. über die Alpen. Die Gallier brachten damals die Hose nach Italien, die Germanen im 4. Jahrh. den Pelz! Die farbige Tunika, das lange Hemd, ist die allgemeine Bekleidung der männlichen Bevölkerung, und für viele die einzige. Darüber trägt nur der gepflegtere Bürger noch den statiösen Umwurf der weißen Toga. Der Arbeiter zieht sich nur bei Regen und Kälte den zottigen dunklen Fries über (paenula); die Eleganten dagegen und auch der Offizier wirft sich gern die Lacerna um die Schultern, einen leichten Mantel mit Kapuze, grell weiß oder bunt, auch scharlachrot. Dazu mannigfaltiges Schuhzeug von der einfachen Sandale bis zum hohen Militärstiefel. In allen Fällen aber war Prinzip, die Zehen vorne bloß und unbedeckt zu lassen. Dadurch wurden freilich tägliche Fußbäder nötig, jenes Fußwaschen, das bisweilen zur bedeutsamen Handlung wird. Aber das Altertum kannte dafür auch den Leichdorn nicht! Die Toga selbst aber kam ab; sie war zu unbequem. Juvenal sagt, daß zumal in den Landstädten alles nur noch in der Tunika lief, und selbst im Theater unterschied sich der Würdenträger darin nicht vom Volke. Warum auch nicht? Viele legten erst auf dem Totenbett die Toga an. Die in Pompeji aufgefundenen Toten bestätigen das. Ich meine die in Gips abgegossenen Verschütteten, deren Hohlformen sich in der Lavamasse gefunden haben: sie zeigen tatsächlich nur sehr geringe Bekleidung. Es war eben die heißeste Sommerzeit, der 24. August 79, und zwar am hohen Mittag, als sie der grausige Tod ereilte.

Nun ist aber das, was ich über das Verbot des Fahrens gesagt, doch einzuschränken. Wie sollten Waren, Baumaterial in die Stadt kommen, wenn nicht per Achse? Und es wurde in Rom ständig gebaut. Das war die Manie der Kaiser. Hier galt nun das Gesetz: Lastwagen dürfen in der Stadt fahren, aber nur etwa von 7 Uhr nachm. an (zur Sommerzeit; im Winter etwas früher). Diese Erlaubnis betraf zugleich das Abfuhrwesen.

Also nur abends und nachts! Nun denke man sich eine italienische Nacht in jenen Zeiten. Bei uns ruht alsdann der Wagenverkehr, bis auf die Nachtdroschken. Die Trams fahren nur bis 12 Uhr. Dagegen ging im Altertum erst am späten Nachmittag der ganze Frachtverkehr los und donnerte durch die Straßen bis Sonnenaufgang. Auf dem Pflaster dröhnt es gewaltig, und die Karren gingen auf massiven Radscheiben ohne Speichen (tympana). Welcher unausgesetzte Lärm und betäubende Unruhe! Deshalb wären abends Theater und Konzert unmöglich gewesen. Der Straßenlärm hätte sie übertönt. Man spielte nur am hellen Tage. Und auch in den Wohnhäusern sorgte man dafür, daß die Schlafräume möglichst nach hinten lagen. Nach der Straße zu war das Wohnhaus tot und löste sich gern in Läden auf.

Wem geht es nicht zu Herzen, wenn wir den zeitgenössischen Dichter klagen hören! „Die meisten werden in Rom krank und gehen am Nachtwachen zugrunde. In den Mietshäusern, wo man ein Zimmer nach vorne hat, tut man kein Auge zu. Es kostet viel in Rom zu schlafen. Das ist die Hauptursache unserer Kränklichkeit!" Wir würden sagen: man wird in Rom nervös. Die Wagen stauen sich da, wo die Straße sich biegt, sie führen Marmorblöcke oder lange Fichtenstämme. Dachziegel, Topfscherben sausen krachend von oben aufs Pflaster. Und die obersten Fenster in den Häusern zeigen noch Licht um Mitternacht! Ein Zug von Pferden will hindurch und muß stehen, und die Bereiter schimpfen. „Selbst ein Seekalb könnte dabei nicht schlafen."

Nur drei Sorten von Menschen konnten in Rom wirklich leben: die prachtumgebenen Großherren oder Millionäre und die Plebs, die Leute, die sich nicht genierten, von jenen sich füttern zu lassen, und das Essen warm auf der Platte aus den Palästen nach Hause schleppten; dazu endlich die vielen Streber aus dem Orient, die, um ein Vermögen um jeden Preis zu machen, allen Plagen gewachsen und überall selbst die lautesten waren. Wer aber still und anständig leben will, der hält es nicht aus. Ihn schrecken auch die täglichen gräßlichen Feuersbrünste; das Löschwesen war miserabel; die Zimmerleute kamen mit Leitern und Matratzen meistens zu spät. Unerträglich endlich auch der Mangel an Luft, wenn man hoch oben im 5. Stock wohnte, zwischen turmhohen Mietshäusern eingepfercht, daß man sich von Fenster zu Fenster die Hand hätte reichen können. Und doch herrscht dabei die größte Fremdheit, und man lernt sein Fenster-vis-à-vis niemals kennen. Inmitten des Chaos von Menschen vergeht man in Einsamkeit. Die Mieten waren natürlich enorm hoch.[1]) Wo sollte man wohnen? wohin sich retten?

So beschließt denn der schlichte ehrenhafte Umbricius bei Juvenal, in die Kleinstadt zu ziehen, und packt seinen ganzen Hausstand auf den Wagen. Folgen wir ihm dorthin, um endlich auch das Innere eines behaglichen antiken Hauses, wie es uns Pompeji hundertfach zeigt, kennen zu lernen.

III. Im Hause.

Griechenland war schon im 3. Jahrhundert v. Chr. wie heute fast vollständig entwaldet. In Italien trat dieselbe Entwaldung erst etwa 500 Jahre später ein. Häuserbau, Heizung und Flottenbau verschlangen auch hier den Wald. Vorläufig aber lieferte der Zimmermann noch für das Haus Dachsparren und Treppenwerk. Die Buche und Linde waren damals noch ein häufiger Baum in Italien. Schrecklich aber fraßen die Feuersbrünste in den Städten. Wie viel bedeuten die Brände für die Stadtgeschichte Roms, wie wenig für die Athens!

Im übrigen war der Häuserbau auch in Italien massiver Steinbau. Die Nachbarhäuser hatten in den Städten stets gemeinsame Zwischenwände. Neben dem Bruchstein diente als Material der gebrannte Ziegel. Mauerziegel, Dachziegel, Stuckbewurf waren vortrefflich und dem modernen an Güte über-

---

[1]) Zum Vergleich sei eine Notiz über die Hauptstadt des Faijum herangezogen: da besaß ein gewisser Herodes ein Haus, das in Teile zerfiel; in dem zehnten Teile dieses Hauses wohnten allein 20 Familienmitglieder und außerdem noch 7 Mieter. Es wurden Listen über die Hausbewohner geführt, und solche Listen sind uns noch erhalten.

legen. Gleichwohl wurde in der Hauptstadt auf das Fahrlässigste gebaut. Häusereinsturz war eine ständige Gefahr, und man fuhr in Todesangst zusammen, wenn die Wände knackten.

Wer nach der Kultur eines Volkes fragt, muß vor allem in sein Privathaus eintreten, sei es nun ein Negerzelt oder eine der putzsüchtigen Villen im Berliner Tiergarten. Immer hat es etwas Intimes, wenn sich ein Privathaus uns öffnet; denn es ist die Muschel, die sich schließt, um das Familienleben zu isolieren. Wie viel Schablone herrscht noch in unseren modernen Häusern! Reichtum tut es nicht. Die wahre Kultur ist da, wo Eigenart herrscht, und schon ein Blick durch die Räume zeigt, ob wir es mit einem Protzen oder einem Gebildeten zu tun haben. Zu den Kulturzwecken des Hauses gehört aber auch dies, daß es das Gemüt nicht beenge, sondern erheitere und freimache.

Ich rede nicht nochmals von den Mietskasernen. Wer auf einer Etage wohnte, lebte meist außer Hause und stand auf den öffentlichen Plätzen herum, wie es noch jetzt überall im Süden geschieht. Solche Riesenhäuser sind wie Columbarien oder Taubenschläge: nur zur Nachtruhe kehren die Flieger heim.[1])

Wer dagegen im eigenen Hause wohnt, richtet es so ein, daß er die Hilfe der Straße nicht braucht. So liegt das antike Privathaus zugeknöpft und vornehm an der Straße. Das Ziegeldach fällt vom First gelinde nicht nur nach außen ab, sondern auch nach innen und in den Hof des Hauses. Nur im Oberstock sind ein paar Fenster nach vorn, sonst nichts als blinde Wandfläche, in schönen Quadern oder in Stuckbewurf, der die Quadern nachahmt. Das Privathaus ist lediglich Innenbau, der Tempel Außenbau; d. h. das erstere beabsichtigt nicht die Straße zu schmücken.

Gleichwohl hat nach der Vorstellung der Alten, die Vergleiche lieben, das Haus ein Gesicht; die Fenster die Augen, das Gesims die Brauen, die Türe der Mund (ostium)[2]). Wehe, wenn der Mund des Hauses zu plaudern anfängt! Es ist die Tür, die den Skandal verrät. Wohl dem Haus dagegen, wo die Tür schweigsam ist und ihre Schwelle liebt!

Und das Gleichnis geht noch weiter; denn wer ins Innere tritt, kommt zunächst in den „Schlund" des Hauses; Schlund

[1]) Freilich hatten diese Häuser Balkons und bisweilen auch oben auf dem Dach einen Garten.

[2]) os aedium liest man bei Plautus Pseud. 951.

heißt der Gang, der ins Innere führt. Die beiden Hauptstuben des Atriums aber heißen die Achseln des Hauses, alae.

Wir rühren den Klopfer (Klingeln sind selten). Die Tür schlägt nach Innen; sonst wäre bei offenen Türen der Gehsteig unpassierbar. Der Hausmann kommt aus seinem Kämmerchen und hilft uns gleich das Schuhzeug ablegen, das auf der Straße schmutzig geworden. Abkratzer gibt es nicht.

So stehen wir zunächst in einem quadratischen Hof, dem Atrium. Ursprünglich war es einmal eine gedeckte Diele gewesen. Aber das Dach ist durchbrochen, und unter der Öffnung liegt das impluvium, ein Regenwasserbecken. Um dies Becken führt vierseitig ein gedeckter Gang mit anliegenden Stuben.

Und keine Treppen? fragen wir. Bei uns ist doch das Treppenhaus das Zentrum des Baues; der Lichthof nimmt es auf, und unsere Baumeister mühen sich, sie möglichst gefällig zu gestalten. Ein antikes Haus war dagegen so gebaut, als wäre es nur Parterre. Wiederholte sich das Parterre in einem Oberstock, so verkrochen die Stiegen sich in die Winkel, um die schöne Flächentwickelung der Räume nicht zu stören.

Dies Atriumhaus, so eng es ist, muß nun das ältere römische Wohnhaus und zugleich auch das etruskische gewesen sein. Der Herd stand ursprünglich an der Hinterseite der Halle, der Haustür gleich gegenüber; in dem Zimmer aber, das noch weiter hinten den Abschluß gibt und Tablinum heißt, stand damals das Ehebett. Der Herdrauch zog durch das Impluvium ab. Und so wie bei uns die Hexen durch den Schornstein fahren, so fuhren im alten Rom die Gespenster durchs Impluvium.[1]) Weil aber dies Haus so eng war, deshalb sehen wir in den alten Lustspielen des Plautus (um 190 v. Chr.) im Familienleben die Straße noch die wichtigste Rolle spielen; vor dem Haus auf der Straße wird da gefrühstückt, gekneipt, wird von den hübschen Mädchen Toilette gemacht in der allerunbefangensten Öffentlichkeit. Ähnliches kann man ja auch noch heute in Neapel sehen.

Hiergegen aber sträubte sich die entwickeltere Kultur. Darum wurde das Haus an Flächengehalt verdoppelt, nach Innen mehr Raum geschaffen, und das Atrium sank jetzt zum Vestibül, Empfangsraum oder Arbeitsraum, falls ein Handwerk betrieben

[1]) Daher darf auch, wer totgeglaubt nach Hause kehrt, nur durch das Dach ins Haus eindringen; er ist wie ein Gespenst.

wurde, herab. Ein zweiter offener Hof öffnet sich, das längliche Rechteck des Peristyls: ein Stückchen Garten, von schönen gedeckten Säulengängen eingefaßt, auf die wieder die Stuben ringsum sich öffneten. Das Peristyl war griechischem Vorbild entlehnt, und hier hatte nun die Familie Raum, sich auszuleben, abgerückt vom Gassenlärm. Schlafräume, vor allem aber die Speiseräume liegen jetzt hier. Dazu kommt noch die Exedra, das ist die Plauderecke, der Unterhaltungsraum, mit festen Bänken, oft in zentraler Lage.

Dem Üppigeren aber genügte auch das noch nicht. Er dehnte sich noch weiter aus und legte ein doppeltes Atriumhaus vor sein Peristyl oder auch zwei Peristyle hinter das Atrium, so daß nun aus drei Höfen Licht und Luft ins Haus strömte und ein wundervoll weites Raumgefühl entstand. So kann die Wohnung sich schließlich durch einen ganzen Häuserblock ausdehnen. Sie ist zum Palast geworden.

Solches Haus war also kein Zentralbau; es zerfiel in mehrere an einander gelegte selbständige Komplexe.

Dabei fehlt meistens ein Keller. Aber die Parterreräume waren kühl genug, um die Vorräte unterzubringen. Wo Villen an Bergabhängen stehen, wie in Antium, finden wir allerdings auch mächtige Kellerwölbungen. Eine geniale Nachlässigkeit aber herrscht in der mangelhaften Planierung der Bodenfläche. War das Terrain uneben, so ließ man einen Teil des Parterre ruhig um eine oder mehrere Stufen höher liegen als den anderen. Schon der „Schlund", der Eingangsflur, pflegt in Pompeji anzusteigen.

Alle Stuben öffneten sich immer nach dem Hofe. Im Sommer nahm man sogar die Türen ganz heraus; und eben für die warme Jahreszeit war dies Wohnen gewiß herrlich. Im Dezember bis Februar jedoch muß der antike Mensch in diesen Häusern entsetzlich gefroren haben. Denn der Himmel stand ja über Atrium und Peristyl weit offen. Heizung gab es meist nicht, nicht einmal Kamine;[1]) höchstens kleine Pfannen für Holzkohle, wie der fröstelnde Italiener sie noch jetzt in der Hand hält. Und der Frost, der in Italien damals nachweislich stärker als heute war, drang, sobald sich nur eine Türritze öffnete, unwiderstehlich herein.

[1]) Seneca de prov. 4, 9: cenationes subditus et parietibus circumfusus calor temperavit gilt von den Häusern der Dollarkönige.

„Mit Holz schmilz' aus die Kälte. Verbreit' es weit
Hin übers Becken; hole in reichrem Maß
Vierjähr'gen Wein, o Thaliarchos,
Hol' in sabinischen Henkelkrügen,

so singt Horaz, indem er friert. Auch der sabinische Wein hilft dem Dichter, daß er warm wird. Daher kleidete man sich ängstlich in Düffel, auch am Mittagstisch. Kaiser Augustus trug im Winter eine besonders dicke Toga, darunter vier Tuniken, übereinander, darunter noch ein wollenes Unterhemd, weiter noch eine wollene Brustbinde und endlich Gamaschen, die hoch über das Schienbein gingen.

Blicken wir indeß zu guter Jahreszeit vom Peristyl gemächlich durch die Räume, so faßt uns ein helles Entzücken und Wohlgefühl. Es ist ein Gedicht von Linien und Farben, in dem wir stehen. Die Höhe der Räume 6—7 Meter. Der Fußboden Mosaik. Die 18 Säulen des Peristyls wachsen wie Stämme empor, um das Dach des Säulenumgangs wie eine Laube zu tragen. Sie sind orange und purpur-violett bemalt. Zwischen ihnen aber liegt das Gärtchen (viridarium) wie ein Stück eingefangenes Paradies, feines Strauchwerk darin, und ein paar Blumenfelder; und auch die niedere Brüstung, die den Garten umzäunt, ist oben für Pflanzenerde ausgehöhlt und trägt so einen Saum von Blumen. Dies war das Vorbild für die Klostergärten des Mittelalters, die vom Kreuzgang eingefaßt sind. Ebenda ist auch ein Brunnen oder Fischteich. Marmortische und Becken, leicht farbig getönte schlanke Marmorstatuen schimmern als Zierrat zwischen den Säulen — sie fangen im wechselnden Halbschatten die Sonnenstrahlen immer neu und heben sich lichtvoll von den tiefgefärbten Mauern des Peristyls ab, Marmorstuckwänden in karmoisin oder blau oder kohlschwarz, die selbst noch im Schatten dunkel glühen und lichtdurchsättigt sind, sobald nur ein Funke von oben darauf fällt. Wie hübsch und befreiend wirken nicht die Durchblicke, die sich nach dem Atrium auftun! Denn die meisten Gemächer sind zwar geschlossen und verbergen sorgsam in ihrem Innern ihren trivialen Hausrat von Betten, Schränken und Wandborten mit Gefäßen und Lampen; einige der Wohnräume erscheinen dagegen halb offen und transparent wie Pavillons; so das Tablinum; denn das Oberteil ihrer Rückwand ist durchbrochen und weggenommen. So aber

ist das Auge verlockt durch solche Stuben wie durch Käfige hindurch zu blicken und findet Perspektiven von höchstem Reiz.

Und nun die berühmten Wandmalereien selbst. Auf einfarbigen Wandflächen, ob nah, ob fern, tauchen eingelegte Bilder auf oder auch nur einzelne Figuren, die in leicht geschwungenen Architekturen stehn: schöne stille Frauen, rennende Centauren, thronende Götterfiguren, oft ohne allen Hintergrund, ohne Boden, auf dem sie stehn, voll Belebung und doch so diskret und unwirklich. Das Detail dringt nirgends vor; man hat zunächst nur Farbenstimmung, und das Gefühl für die Raumtiefe wächst.

Wie begnadet war jene Zeit, die noch die papierne Tapete nicht kannte! wie begnadet war jene Zeit, die noch den Nagel nicht kannte, an dem wir ein gerahmtes Bild unorganisch über die Tapete hängen. Auch noch keine Photographien gab es, keine mechanische Vervielfältigung. Jede Wandmalerei, sie sei noch so gering, war doch eine Originalarbeit, über deren Vorzüge und Fehler sich reden ließ.

Gewiß war damals wie heute jeder Hausbesitzer an den herrschenden Geschmack gebunden. Gleichwohl aber können wir gelegentlich noch erkennen, wie er die Dekorationen seines Hauses individuell gestaltet hat. Vor allem ließ der Stil jener Zeiten noch wenig Geschmacklosigkeiten zu. Denn er hat nie in dem Grade gewechselt, daß zu widersinnigen Stilmischungen Gelegenheit geboten wäre, wie wenn wir Dresdener Nippes aus Porzellan oder eine japanische Bronze auf ein gothisches Konsol stellen würden.

Eine gewisse Monotonie der Bauformen mag man an den antiken Wohnräumen wie am antiken Tempel bemerken: immer nur Vertikale und Horizontale, immer nur rechte Winkel! nirgends ein Rundbogen! Aber schon die Verschnörkelung der Säulenkapitäle gab Abwechselung; dazu die Plafonds der Zimmer und auch des Atriums, die oftmals aufgewölbt waren, so daß die Wände mit Bögen abschlossen. Vor allem aber hingen Teppiche im Haus. Kein Haus ohne Vorhänge, farbenreiche „vela", mit eingewebten Bildern und Arabesken. Weil sie fehlen, deshalb macht das Pompejanum in Aschaffenburg, das König Max von Baiern erbauen ließ, einen so falschen Eindruck, wie ein gerupfter Vogel. Die Hakeneinrichtung zur Anbringung der Portièren sind an den Zimmerwänden Pompejis noch gefunden;

und zwar deckte man nicht nur leere Wandöffnungen damit, sondern auch bemalte Wandflächen. Die Kälte und Starrheit der geraden Linie wurde durch sie weich und warm, der Reichtum gesteigert.

Was aber zumeist fehlt, ist ein Spiegel. Der Wandspiegel! Wie beliebt ist er heute bei den Italienern, die das Café nie verlassen, ohne rasch und seelenvoll einen Blick hinein zu werfen. Und doch waren die Narzißnaturen auch schon im Altertum nur zu häufig. Der Handspiegel mußte ihnen genügen, meist aus Metall, wie ihn Kaiser Otho im Krieg mit sich führte. Nur vereinzelt finde ich beim braven Plutarch die Vorschrift, daß, ehe man den Frisirladen verläßt, man sich noch einmal vor den Spiegel stellen soll; das verrät, daß er fest stand. Berühmt aber sind die Spiegel aus Glimmer (Phengites), die Kaiser Domitian in den Gängen seines Palastes angebracht hatte. Er hatte Angst vor Mördern und sah in den Wandspiegeln nach, ob niemand hinter ihm herschlich.[1])

Sodann die Möbel! Man war sparsam damit, wie in Italien noch heute, und ließ sie nicht viel überflüssig herumstehen.[2]) Es war beliebt gewisse Möbel festzumauern; nicht nur die Marmortische im Atrium, auch die Speisetische im Saal oder im Garten. Auch die Holzschränke standen auf gemauertem Untersatz in den Alae; die Betten waren oft nur Aufmauerungen, auf die man die Matratzen legte, in jedem Schlafgemach eines, aber oft breit genug für zwei Personen. Gemauert war gelegentlich auch der Waschtisch; und auch die Geldkisten standen so vorne im Atrium festgemacht auf dem Fußboden. Da man beim Speisen lag, war auch die Zahl der beweglichen Stühle gewiß nicht groß. Beliebt waren bewegliche Setztische aus Bronze, auf denen das Getränk stand und die man beim Gelage sich neben das Lager stellen ließ. Die schöngeformten Tischuntersätze bewundern wir

---

[1]) Auch in den Pandekten werden in die Wand eingelassene Metallspiegel aus Silber erwähnt.

[2]) Etwas Anschauung gibt das Protokoll über einen Kriminalprozeß in Alexandria (auf Papyrus). Die Sache spielt in der römischen Kaiserzeit: „Als gemeldet wurde, daß Sempronius ermordet worden, lagen im Speisezimmer auf einem Sessel eine silberne Trinkschale, Opferschale, Räucherfaß und ein großer Diskus. Jemand sagte: ‚Nimm doch diese Sachen fort, damit der Exeget sie nicht mit ins Inventar aufnimmt.' Man tat sie also in einen Kasten, und ich trug sie in die Kammer der im Haus befindlichen Badestube."

noch heute; es sind Dreifüße, und sie sind zum Enger- und Weiterstellen eingerichtet. Denn die Tischplatten waren lose, wurden gewechselt und waren von verschiedener Größe. In kostbaren Tischplatten wurde ein ungeheurer Luxus getrieben; eine solche kostete gelegentlich 200 000 Mk. Seneca soll deren 500 besessen haben. — Übrigens herrscht in den Formen der Möbeln eine merkwürdige Constanz, und es gab kein Wechseln der Mode.

Und nun endlich der Mensch! das Familienleben, für das das Haus nur das Gehäuse ist! Es ist bedauerlich, daß wir darin nicht deutlicheren Einblick haben. Denn die alte Literatur gibt uns davon kein zusammenhängendes Bild. Sie schildert nur die Exzesse der Kultur, nicht ihren normalen Zustand, sowie sie die Luft nicht schildert, in der die Welt atmete.

Der Tag gestaltete sich damals etwas anders als bei uns. Es sei nur das wichtigste hervorgehoben, und zwar aus dem Leben des Wohlhabenderen.

Der antike Mensch ist Frühaufsteher. Schon vor Tagesanbruch war Kaiser Vespasian bei der Arbeit, und Plinius besuchte ihn so früh. Mit der Sonne geht die Haustür auf, und das Atrium füllt sich mit Besuchern, an die 40 Personen oder mehr. Es sind die Hausfreunde (Klienten), die wirtschaftlich Schwachen, die regelmäßig im besten Anzug und mit leerem Magen auch bei dem garstigsten Wetter ihre Aufwartung machen müssen. Der Hausherr empfängt sie thronend auf einem Lehnsessel, dessen Form wir als Bischofsstuhl kennen, tauscht Handschlag und Kuß mit den Männern (der Kuß gehörte zum leidigen Zeremoniell) und lädt, wie es kommt, etliche zu Tisch ein; die übrigen können sich ihre Beköstigung aus der Küche abholen.[1])

Was ist die Uhr? Der Ausrufer verkündet im Haus die Stunden. Denn man besaß nur Sonnenuhren und Wasseruhren. Ob Winter, ob Sommer, der Tag war immer nur in 12 Stunden eingeteilt, ebenso die Nacht, so daß die Stunde an einem Sommertag viel länger war als die im Winter. In der 3. Stunde des Tags, etwa um 9 Uhr, geht der Hausherr seinen Geschäften nach, denen der Vormittag gehört. Den ganzen Nachmittag hatte er für die Ausspannung, für das Otium frei. War aber

[1]) Daher das Sprichwort: Solange der Topf siedet, ist auch die Freundschaft warm.

im Theater etwas los, so ging auch der Vormittag dem Geschäft verloren, wenn die Aufführung schon in der Frühstunde begann. Inzwischen herrscht im Hause die Frau. Die älteren Kinder sind mit ihrem Aufseher in der Schule. Die jüngeren spielen im Garten in den Säulengängen mit den Sklavenkindern zusammen, die mit ihnen erzogen werden, ein ganzer Schwarm. Die Mädchen hängen in der Schaukel, die Buben füttern die Goldfische im Becken. Das Ehebett der Eltern ist vorn mit einem Eselskopf geschmückt, der der Vesta heilig war; das amüsiert die Kleinen immer wieder, und sie spielen lustig darum umher. Die Diener sind auf Besorgungen zum Markt. Hoffentlich kommen sie pünktlich nach Haus; denn es gab nur zu viele, die vorzogen in den Gassen herumzuschweifen (errones). Die Mägde spinnen und weben für den Hausbedarf. Der Gesang der Amme ertönt, die den Jüngsten stillt. Da wird die 7. Stunde ausgerufen, 12 Uhr mittags. Der Hausherr erscheint zum Hauptfrühstück, und es folgt nun das schönste, der Mittagsschlaf, den sich, besonders im Sommer, keiner nehmen ließ. Gespenster erscheinen bei uns nur nachts, bei den Alten auch mittags; so unheimlich still verschlafen und traumversunken war da alles in Haus und Feld. Nur die Eidechse huscht im Laub, und die Hausschlange gleitet geräuschlos über die besonnten Flächen des Peristyls.

Dann aber wird es in Küche und Eßsaal rege, und die Dienerschaft rüstet das Diner für 6 Uhr nachmittags nach unserer Zählung. Der Eßsaal faßt zum mindesten 9 Gäste auf 3 Speiselagern. Doch gab es auch Säle für 3 Tische zu 27 Personen und noch größere (das Triclinium im Haus des Pansa ist 8 auf 10 m groß). Bufetts, Anrichttische fehlen im Eßsaal, dafür hatte man die vielen Diener; die mochten laufen und alles herzutragen. Die Wandecken im Haus sind deshalb regelmäßig mit Holzbekleidungen geschützt, damit die Diener beim Hindurchrennen den Stuck nicht abstoßen.

Während dieser Vorbereitungen widmet sich die Herrschaft der Gymnastik und dem Bade. Denn jeder Gepflegtere hat sein Schwitzbad im Haus. Mitunter freilich ist es nur ein kastenartiges Kämmerchen, das in halber Höhe über der Küche liegt und direkt von der Hitze des Kochherdes mit erwärmt wird. Die Reichen dagegen haben große gewölbte Badehallen mit besonderer Luftheizung.

Dann endlich versammelt man sich, leicht und lose gekleidet, im Speisesaal. Selbst wenn es friert, geht man zum Diner aus, nur nicht bei Schneefall. Für jede Person ist ein Page da. Die Frau des Hauses liegt nicht, sie sitzt. Aber sie ist anwesend. Den verarmten Hausfreunden ist ein besonderer Tisch angewiesen, und das Essen, das ihnen serviert wird, ist minder gut; aber sie werden doch satt gemacht und haben an der allgemeinen Unterhaltung Teil. Oft sind sie es, die den Witzemacher stellen. Übrigens sorgt der Wirt für Tafelmusik und allerlei Unterhaltung und Überraschungen: Blumenregen, Mimik, Ballet! Das gab große Eßpausen. Schlimm dagegen, wenn die Gäste sich für die Tischunterhaltung vorher in Büchern vorbereiteten. Das Institut der Tischgelehrten, Deipnosophisten, ist, wie ich fürchte, auch heute noch nicht ausgestorben. Noch schlimmer, wenn der Gastgeber bei Tisch aus Büchern vorlesen ließ. Dann waren die Gäste ehrlich genug davonzulaufen.

Und die Speisen? Der kostbare Fisch? Geflügel und Mastschwein? Farcirungen und Austern? Ich muß mir versagen von ihnen zu reden. Gewiß ist, daß der Durchschnittsmensch damals ebenso frugal, ja vegetarisch von Polenta, Lattig, Kohl und Rüben und etwa einer Artischocke gelebt hat, wie der heutige Südländer, daß sich dagegen, wo es üppige Schmausereien gab, in der Mannigfaltigkeit und kunstvollen Verarbeitung der Fleischspeisen ein hoher Grad der Kultur verriet, wie ihn höchstens die Neuzeit wieder gebracht hat: ein Triumph des Reichtums und der Intelligenz. Denn der Handel brachte die Fülle der Zutaten von allen Küsten. Ob es auch ein Triumph des Wohlgeschmacks war? Jedenfalls galt der Koch als Virtuose und spielt im antiken Lustspiel, also auch im Leben der Alten eine viel größere Rolle, als etwa die Köchin heute bei uns. Das Trivialste selbst, die Ernährung des Leibes, künstlerisch phantastisch zu verklären, gelingt nur einer Gesellschaft, die auch sonst im Besitz höchster Bildung ist.

Aber während des Speisens bricht das Dunkel herein. Die Leuchtkörper werden gebracht, und wir bemerken, daß der schöne und trauliche Eindruck des Wohnhauses nur bei Tageslicht wirkte. Denn die Lampen der Alten taugten wenig. Wenn Martial behauptet, daß eine einzige Lampe zu 20 Dochten ein Convivium erhelle, so ersieht man daraus, wie bescheiden damals die Ansprüche waren. Wir können vielmehr sagen: die Alten vermochten es nicht, ganze Räume unter Licht zu setzen.

Daher stand man so früh auf. Man benutzte das Morgenlicht; und eben deshalb wurde auch im Theater morgens gespielt. Der Begriff der Nachtarbeit, das Studieren bei Licht, die Stimmung des Lucubrirens war für die Alten etwas unheimlich Staunenswertes.

Die Wachskerze trat zurück. Es herrscht die Öllampe aus Ton oder aus Bronze. Aber ihr Docht war stets offen, und kein Glaszylinder faßte die Flamme ein. Daher die geringe Leuchtkraft, daher aber auch ein häufiges Qualmen, und die Lampen blieben immer nur klein, in der Form einer niedrigen Teetasse. Hinten der Griff; vorne die Schnauze, aus der der Docht ragt. Über der Mitte ein Deckelchen: da wird das Öl eingefüllt, und die Bedienung war immer in Bewegung; denn das Öl mußte am selben Abend oft nachgefüllt werden.

Zur Steigerung des Lichts aber wurde nicht etwa die Flamme vergrößert, sondern entweder Lampen zu mehreren Dochten hergestellt oder viele Lampen an einem gemeinsamen Gestell aufgehängt: bisweilen an Kronleuchtern, öfter an Girandolen, die man auf den Tisch stellte, oder an Kandelabern, die, in Wandnischen eingeschoben, vielarmig auf dem Boden standen und eine Höhe von 2—3 m erreichten. Im Rathaus von Tarent gab es einen solchen zu 350 Lampen. Eine traumhafte Stimmung mag das erzeugt haben, wir wollen es glauben, aber gewiß noch mehr Ruß und Gestank. Und dazu noch die Mühsal, den Docht immer weiter herauszuziehen, wozu eine Nadel diente, die mit einer Kette an der Lampe befestigt war.

Aber der Schönheitssinn der Griechen griff auch hier zu. Tausendfach sind die Verzierungen, mit denen ihre sinnige Kunst die Körper der Lampen und der Lampenträger gestaltet hat. Die Museen sind voll davon. Und riesenhaft war die Fabrikation.

Denn auch in den Bädern, wenn sie keine großen Fenster hatten, war es tagsüber zu dunkel, und so sind in den kleinen Thermen Pompejis allein 1000 Lämpchen aufgefunden worden. Welche Bedienung setzt das voraus! Millionenfach aber war der Verbrauch, wenn in Rom wirklich einmal der gewaltige Steinring des Kolosseum nachts unter Licht gesetzt wurde. Ja, auch Stadtbeleuchtungen werden erwähnt. Am Festtag beleuchtete man seine Haustür früh morgens mit Lampen. Cicero hatte die Catilinarier greifen lassen; die ganze Stadt Rom illuminierte ihm zu Ehren; und Claudian beschreibt, wie bei der Hochzeit des

Kaisers in Mailand nicht nur Fackeln in Reihen aufgestellt, sondern auch unzählige Lampen aufgehängt wurden. Natürlich sind es Flügelknaben, die das für die Hochzeit zu besorgen haben.

Straßenbeleuchtung aber gab es nicht, und das ist das Bemerkenswerteste. Die Städte lagen nachts im Dunkel. Die Fuhrleute mußten selbst Licht bei sich führen, und wer vom Gelage spät nach Hause kam, fand seine Haustüre nicht, wenn sein Page die Wachsfackel nicht vor ihm hertrug.[1]

Der Tag geht zu Ruhe. Aber die Frage erhebt sich noch, die wir schon zu lange unterdrückt: wo wohnen die Frauen des Hauses? Eine bestimmte Regel läßt sich dafür schwerlich geben; sicher aber haben die Frauenstuben sich oft im Oberstock befunden. Die Frauen mußten also die Treppen hinauf, vom Atrium aus oder von der Küche. Es waren schmale Hühnerstiegen (bezeichnend ist doch, daß es für Leiter und Treppe im Latein nur ein Wort gibt) und man versteckte sie nach Möglichkeit in die Winkel des Hauses. Schlimm war das vor allem in den Mietskasernen. Da führten die schachtartig engen Treppenkanäle in 100 Stufen direkt vom 5. Stock auf die Straße, lichtlos und unheimlich für den Bewohner: denn für Flüchtlinge und Verbrecher war dies der willkommenste Unterschlupf. Dazu die Feuersgefahren! Schon darum ist im Altertum, wer zur Miete wohnt, ein Gegenstand des Mitleids gewesen.

Wir aber erinnern uns zum Abschluß des Properz. Der Dichter Properz läßt uns zweimal in das Wohnhaus Einblick tun, und beide Mal erscheint dabei seine Geliebte, Cynthia.

Das eine Mal hat sie ihn verlassen, und er hat zum Abend in seinem Garten ein sommerliches Gelage mit zwei losen Mädchen begonnen, mit denen er sich indeß vergebens zu trösten versucht. Da hört er Geräusch. Er sieht nichts und hört nur, wie die Türangeln kreischen. Dazu ein Geschrei und Schelten. Auf einmal steht Cynthia vor ihm und jagt schon die ihr verhaßten Mädchen aus dem Hause. Der Lärm ist so groß, daß schon die Nachbarn mit Eimern kommen, weil sie glauben, es brennt. Cynthia aber ergreift zornblitzend von dem Lager Besitz, nachdem sie zuvor abergläubisch alle Kissen und Decken ausgeräuchert.

[1]) Wenn Ammianus Marcellinus sagt, in Rom ist es Nachts so hell wie am Tage, so denkt er dabei eben an den regen Straßenverkehr und die vielen Leute, die Licht trugen; vielleicht auch an die erleuchteten Fenster (oben S. 38).

Wer sieht da nicht das antike Wohnhaus? Das Gelage findet hinten im Peristyl statt, von wo man die Haustür nicht sieht. Durch das Atrium naht sich dem Dichter, ungesehen und überraschend, die Gebieterin seines Herzens.

Das andere Mal kommt der Dichter spät mit schleifendem Schritt vom Kreise der Zecher. Der Morgen naht schon. Er will spähen, ob Cynthia allein ist, und findet sie schlafend auf ihrem Bett wie die verlassene Ariadne, den Arm aufgestützt, in statuenhafter Schönheit, aber in unruhigen Träumen. Er kränzt sie mit Blumen, er formt ihr das Haar, das sich aufgelöst hat, aber er wagt nicht sie zu wecken, bis der Mond, der an der Reihe der Fenster entlang zieht, mit seinen Strahlen ihr das Auge öffnet, und ihre Strafrede beginnt: „Kehrest du endlich . . .“ Wo schläft nun Cynthia? Nur im Oberstock war das möglich. Denn nur da konnte der Mond sie finden. Es sind dieselben Fenster, aus denen Cynthia ein ander Mal am Seil sich herunterläßt, um dem Wächter zum Trotz den Geliebten zu finden.

Kehren wir indeß zum ehrsamen Familienleben zurück: Geburt, Hochzeit und Tod, Elternliebe, Geschwistertreue, Abschied und Heimkehr! — Pompöse Hochzeitsgedichte, ausführliche Kondolenzschreiben, auch Reise-Abschiedsgedichte liegen uns zahlreich vor; aber sie sind meist übertrieben im Affekt, südländisch reich an Bildern und geben dabei doch wenig Anschauung. Vergegenwärtigen wir uns nur dies, daß, wenn junge Leute heirateten, sie oft keinen neuen Hausstand gründeten, sondern zu den Eltern des Mannes zogen und also Großeltern, Kinder und Enkel eine trauliche Tisch- und Hausgemeinde bildeten.[1]) Daher war für die Kindererziehung die Großmutter eine wichtige Person; lebte sie nicht mehr, so übernahmen andere Verwandte, ältere Frauen gern ihre Funktion. Die Tante war auch im Altertum etwas Liebes und ein tüchtiges Mitglied der Gesellschaft; nur galten die guten alten Weiber für allzu schwatzhaft und leichtgläubig[2]), ja gelegentlich auch für trunksüchtig. Der Onkel dagegen war Gegenstand der Angst; wie ein Polizist kommt er ins Haus. „O onkelhaftester aller Onkel!“ so lautet eine Schreckensanrede in den Lustspielen des Plautus. Um so intimer stand man mit seiner Amme, die zeitlebens im Haus und die Vertraute ihrer

[1]) Die Enkel sind gesetzlich in der potestas des Großvaters: Digest. I 6, 4.
[2]) Daher die fabulae aniles.

Zöglinge blieb. Denn auch die jungen Männer bewahrten ihrer Amme Pietät. Das kostbarste Gut des Hauses aber sind die Kinder. „Wenn Gäste von auswärts kommen, dann läßt du dein Haus von oben bis unten reinigen. So halte dein Haus auch sittenrein für deine Kinder!“

Gereist wurde viel: Geschäfts-, Vergnügungs- und Bildungsreisen! Der Abschied vom Hause aber war damals erregender als heute. Wie viel liegt nicht in dem Wort, das uns Varro gibt, enthalten: „Der Weg bis zur Türe ist bei der Abreise der schwerste.“ Denn wir sehen darin vor Augen, wie Gattin und Kinder und Diener sich im Haus an den Scheidenden klammern. Erst wenn er draußen, fällt die Schwere von ihm ab, und die Ferne lockt ihn.

Jeder Geburtstag aber war ein Festtag mit Gratulationskur, Geburtstagsgeschenken und Gottesdienst. Ähnlich auch der Tag, an dem die Kinder aus der Kindheit ausscheiden, den Göttern ihr Spielzeug darbringen und der Knabe die Männertracht der toga virilis anlegt. Damit wurden die Kinder aber zugleich auch mündig und vermögensrechtlich — schon in ihrem 14. oder 15. Lebensjahr — selbständig. Gleichwohl inspizierte der Vater doch noch regelmäßig die Buchführung seiner Söhne. Denn erst mit dem 25. Jahre wurde man zu Rechtsgeschäften befähigt.

Besonders oft ging die Haustür, wenn der Hausherr krank; denn da drängten die Krankenbesuche, Männer und Frauen, sich an sein Bett. Nette Sachen brachten sie ihm mit, etwa ein schönes Kissen oder auch etwas Appetitförderndes zum essen, und im Stillen hoffte mancher dabei auf ein Legat. Die Erbschleicherei am Krankenbett war in Rom geradezu zum Métier ausgebildet. „Sie lauern wie Geier auf das Kadaver“, sagt Seneca. Mancher alte Mann wußte sich indes durch Diät auf den Beinen zu erhalten. Geradezu ergötzlich ist es, was wir über den weisen Pedanten Spurinna lesen, der tagtäglich um 8 Uhr morgens seine Stiefel fordert und zunächst, genau abgezählt, 3000 Schritt im Hof auf und ab geht, wobei er für Unterhaltung mit Freunden zugänglich ist. Dann sitzt er eine abgemessene Zeit und liest. Dann besteigt er den Wagen und fährt in seinem Garten herum, und zwar genau 7000 Schritt. Dann sitzt er wieder im Haus und dichtet etwas. Um 3 Uhr nachmittags aber nimmt er bei Sommerzeit nackt ein Luftbad

in der offenen Sonne, badet dann und speist, natürlich nur von Silber, aber frugal und mit vielen Eßpausen. Das bekam ihm ganz ausgezeichnet; er ist im 77. Lebensjahr agil und gelenkig geblieben und hört und sieht noch wie ein Junge.

Wie aber verändert sich das Haus, wenn der Wehruf sich erhebt und man einen Toten aufzubahren hatte! Die Aufbahrung geschah im Vorhaus des Atrium, dessen Säulen man in dunkle Cypressenzweige kleidete. Gellend rief man den Toten beim Namen, um ihn aufzuwecken oder um doch sicher zu sein, daß kein Scheintod vorlag. Triste Nänien erschollen aus dem Mund angestellter Klageweiber; Weihrauchwolken zogen ihren dumpfen Schleier durch den Raum; Blumenkränze düfteten schwer, bis die Leichenschau zu Ende und der Tote auf die ferne Grabstätte und zum Scheiterhaufen hinausgetragen wird. Eine Münze hatte man ihm in den Mund gelegt: das ist das Eintrittsgeld zum Eingang in das Reich der Schatten. Und der Hinterbliebene läßt das alles hilflos, willenlos geschehen; denn die Begräbnisgenossenschaft richtet jedes Begräbnis aus und der Trauernde kann ganz nur seiner Trauer leben. Das Bild des Abgeschiedenen aber verklärt sich sogleich. „Des Fundanus Töchterlein ist gestorben“, so klagt einmal Plinius: „ein so entzückend munteres Mädchen, erst 13 Jahre, und schon so verständig, voll jungfräulicher Süßigkeit und dabei doch schon ganz gesetzt wie eine Dame. Wie war sie reizend, wenn sie ihrem Vater am Halse hing, wie schüchtern und doch lieb zugleich umarmte sie auch uns, ihre väterlichen Freunde! Und auch zu ihrer Amme war sie stets so lieb und zu ihren verschiedenen Lehrmeistern. Denn sie lernte sehr eifrig, blieb darum auch beim ausgelassenen Kinderspiel immer maßvoll und gesittet, und endlich auf dem Krankenbett hat sie ihrem Vater und ihrer Schwester selbst Trost zugesprochen; denn sie fühlte den Tod, aber sie fürchtete ihn nicht. Wie rührend ist dies alles, und um so betrübender, da das Mädchen verlobt war. Ja, der Tag war für die Hochzeit schon bestimmt, ihr Festschmuck schon ausgesucht, Perlen und Gemmen, und wir waren dazu schon geladen.“

Die Römerinnen heirateten sehr früh, wie man sieht. Hier gab es indeß einen Leichenzug statt des Hochzeitszuges. Und nun endlich der Hochzeitszug selbst? Es ist hübsch ihn sich zu vergegenwärtigen, und ein sprühend lebendiges Gedicht des Catull hilft uns dazu.

Alle Festteilnehmer sind bekränzt. Vinia, die kindlich junge Braut, trägt heute zum erstenmal die Frauenfrisur, die aus Flechten mit Bändern besteht. Auf die formelle Eheschließung vor 10 Zeugen und auf das häuslich-gottesdienstliche Opfer folgt endlich zum Schall der Flöten die Heimführung der Braut, bei der der Bräutigam selbst nicht zugegen. Der Dichter aber geberdet sich als Festordner. Eine Schar von Jungfrauen ist vor dem Haus erschienen: sie läßt er zunächst dem Ehegott Hymen ein Jubellied anstimmen. Denn nur die eheliche Liebe schafft rechtes Glück, und Hymen sichert dem Haus die Erbfolge, dem Vaterland gibt er seine Verteidiger! Wo aber bleibt die Braut? Weinst du? weine nicht, die du schön bist wie die Hyazinthe im farbenreichen Garten. Da erscheint Vinia schon auf dem Platz vor dem Hause im feuerfarbigen Brautschleier. Aber auch der Lieblingssklave und Schlafgenosse des jungen Bräutigams läßt sich vor dem Haus blicken und wird verhöhnt. „Der Bursche ist jetzt alt genug, um sich rasieren zu lassen," d. h. um selbst Mann zu sein. Als Vinia die goldbeschuhten Füßchen dann über die Schwelle des neuen Hauses setzt,[1]) da harrt ihrer Torquatus schon, am Tisch auf purpurnem Polster gelagert. Er speist noch. Von der Haustür aus schon kann sie ihn gewahren. Die Verschleierte aber wird von jungen Knaben der Verwandtschaft, die als Brautführer dienen, in das noch leere Schlafgemach, den Thalamus, geführt. Die Knaben entfernen sich. Ältere Frauen betten die Braut, und dann wird Torquatus gerufen: „Komm herbei! Wie roter Mohn und weiße Kamillenblüte, so lieblich anzusehen ist deine Braut, und sie ist schon im Thalamus. Venus helfe euch! Zahllos wie die Sterne der Nacht seien eure Küsse, und zur rechten Zeit soll ein Sohn dem Vater zulächeln und vom Schoß der Mutter die Händchen nach ihm strecken, und dieser Sohn soll gleich sein dem Sohn der keuschesten Frau, Penelope. Jetzt schließt, ihr Jungfrauen, das Brautgemach. Das Lied verklingt. Mit euch aber sei das Glück, ihr Jungvermählten."

Daß man dem jungen Paar einen Stammhalter wünschte, das ließ sich keiner der Gäste so leicht entgehen. Es war obligat, und es war so natürlich. Der Südländer liebt die Deutlichkeit.

[1]) Sie darf die Schwelle selbst dabei nicht berühren, und zumeist wurde die Braut daher über die Schwelle gehoben.

IV. Die Bevölkerung.

In der Körperform zeigt sich die Rasse eines Volks; im Gesichtsausdruck, in der Bewegung zeigt sich seine Bildung, seine Kultur. Wer jene ferne Bevölkerung wieder beleben könnte! Freilich hat uns das Altertum von so vielen seiner Zeitgenossen das Porträt gegeben, Abbilder, die leben! Aber man muß sie sehen, man muß in die Museen Italiens wandern. Wer vermöchte sie zu beschreiben?

Unter den alten griesgrämigen Römerköpfen ragt der Bronzekopf des Brutus auf dem Kapitol hervor: bärtig, finster, mißmutig, mit dem Entschluß ringend und doch sympathisch ergreifend. Er vertritt uns das alte Römertum. Dieser Brutus hat auch noch die großen Ohren, die am alten Römer auffallen. Wie anders dagegen schon der Kopf des Marcellus, ebendort, mit den starken Backenknochen, mit den steilen Stirnfalten über der Nase — brutal, energisch, allem Zweifel fremd, ein Vertreter des großzügig siegreichen Senats. Dann begegnet uns Sulla, der erste Tyrann Roms, mit den blauen tiefliegenden Augen, wie Plutarch ihn schildert, durchdringend erbarmungslos, und wiederum Mark Antonius, der Liebhaber Kleopatras, wie er im Vatikan steht, der unersättliche Lebemann, gesund, kraftvoll sinnlich und ohne Schranken sorgenlos, wie ein Gott auf Erden. Der Bart ist jetzt definitiv abgeschafft. Selbst der Bauer rasiert sich jetzt. Der Bart wurde erst wieder Mode, als die Philosophie siegte und mit ihr das Christentum.

In der Kaiserzeit aber zeigen sich uns andere Physiognomien, und wir gewahren intimere Züge. Jener junge Fischer als Brunnenfigur, aus Pompeji: wie lebendig, wie wahr! Aber nicht „ruhevoll", wie der Goethesche Fischer, starrt er auf seine Angelrute, nein, in Angst und Hast, und die tägliche Sorge des Lebens spricht aus diesem Menschen. Ruhevoll und stattlich ehrenfest hat sich dagegen der Schuster Helius auf seinem Grabstein zu Rom abbilden lassen: mit einer Warze am Mundwinkel; auch die Schusterleisten sind da mit im Relief zu sehen, und der Verstorbene gibt sogar die Adresse an, wo seine Werkstatt zu finden. Wir sehen: die Schusterei blühte in Rom und war ein stolzes Handwerk. Ein anderer Typ ist uns wieder Vergil, der größte Dichter Roms. Er wird uns beschrieben: ein großer schwerer Mensch, von dunklem Teint und bäurisch im Ausdruck,

aber dabei stimmschwach, zart nervös und verlegen. Es fiel ihm schwer zusammenhängend zu reden, und wenn man auf der Straße auf ihn wies, so versteckte er sich blöde in das erste beste Haus. Welch seltsame Figur! Das kühne Römertum war geknickt; dieser große Heldendichter mit der Frauenseele, den der Kaiser verhätschelte, brauchte neun Jahre, um ein Gedicht von etwa 80 Seiten Umfang zustande zu bringen. Vergil, der Literat, erinnert uns weiter an das Doppelporträt des pompejanischen Bäckermeisters Paquius Proculus und Frau, die sich mit Buch und Schreibzeug zusammen haben an die Wand malen lassen; also auch sie hübsch literaturbeflissen; im Gesicht aber sind es die reinen Süditaliener von heute, mit tiefschwarzen Haaren, dicken Brauen und blanken großen Augen; dazu hat die Frau Stirnlöckchen in Fransenform, die offenbar mit Brillantine zusammengeklebt sind.

Von griechischem Profil aber ist da nichts zu spüren. Es sind Menschen wie aus dem heutigen Leben.

Wer dagegen eine Idealfrau der damaligen Gesellschaft sehen will, der sehe die sogenannte Juno Pentini im Braccio nuovo des Vatikan. In Zartheit und voller Liebenswürdigkeit blickt sie nach unten, und das mächtige Diadem, das sie wie eine Glorie trägt, verrät uns eine Meisterin der Toilettenkunst. Lange Locken liegen ihr auf der Schulter. Schönheiten des Salons von so unaussprechlicher Feinheit begegnen nur in den Hochkulturen, und man gedenkt dessen mit Trauer, daß solche Frauen sterblich waren. Anders freilich die Kaiserinnen. Auch sie oft vornehm und hoheitsvoll — aber dabei realistisch derber, fleischlicher; Faustina mit dem Zug offener Sinnenlust; dazu modischer frisiert, in flavischer Zeit mit dem Toupet über der Stirne.

Und nun endlich die Kaiser selbst! die Kaiserbüsten des Altertums! die Galerie von Profilen auf den Münzen! In ihren Köpfen haben wir die Quintessenz der Zeit. Denn die Laune der Kaiser machte die Geschichte. Augustus selbst und die Nachfolger aus seinem Hause edel, schön und kühl, mit weiten Stirnen und glatten Haaren, die im Nacken nach außen gekämmt sind. Nero dagegen weibisch gedunsen und wollüstig theatralisch. Am interessantesten Caligula, der Bronzekopf in Paris, mit dem scharfen napoleonischen Schnitt, ein schonungslos kluger, hell geistreicher Mensch, der Gipfel der Rasse, aber katzenhaft, voll

unstäter Grausamkeit, die mit dem Wahnsinn endet. Dann gar ausländisches Blut: Hadrian, der Spanier, der große Friedenskaiser und Revolutionär, der den Vollbart wieder in Mode brachte; ein Hirn, in dem sich die ganze schönheitssüchtige Bildung der Antike wie in einem Akkumulator sammelte; übrigens kein Kaiser, sondern ein geistreich freisinniger Akademiker! Und dagegen Caracalla, der Sohn eines Afrikaners und einer Syrerin, der Haudegen, den gekniffenen Mund nach unten gezogen, die hämischen Augen tief überschattet, mit kleinen Gesichtszügen, heimtückisch wild, aber dabei ein großer Mann! Denn er gab sich Mühe den Kopf schräge zu halten, weil auch Alexander der Große dasselbe tat. Eindrucksvoller als alle aber Mark Aurel, der beste Mensch auf dem Thron. Ich denke nicht an sein berühmtes Reiterbild voll Sicherheit und Milde, in dem der Typus des echten Landesvaters verewigt ist; ich denke an seine Knabenbildnisse in Florenz: so abgehärmt, gedankenvoll, ernst und klug und tief melancholisch, wie ergreifend! Welche Kunst des Bildhauers, der uns so im Körper die Seele zeigt! Solches Bild lehrt Geschichte. Die Melancholie ist beredt. Der Knabe Mark Aurel wußte es: es war eine groteske, aber zermalmende Aufgabe, Selbstherrscher zu sein, für den Gewissenhaften ein qualvolles Dasein, eine tragische Existenz; Skaverei der Arbeit, Fülle der Verantwortung. Alle Bureaux in seinen Palästen. Allen Ressorts stand der Kaiser selbst vor. Die wenigsten Cäsaren sind in ihrem Glanz alt geworden. Der Kaiser als Amt wurde vom Volk vergöttlicht; die Person rieb sich auf und verzehrte sich, selbst ein Trajan.

Aber wir wollen hier nur ein Durchschnittsbild des antiken Lebens geben und sehen von allem Extremen ab. Ich schildere hier also auch nicht die Hofhaltung. Vom Palatin kommt der Ausdruck Palast: palatium. Dort lagen die Kaiserpaläste, zum Teil mit der Front nach dem Forum und nach dem Kapitol gerichtet. Jeden Ausgang des Herrschers sah das Volk; er war der Gegenstand grenzenloser Huldigung und grenzenloser Kontrolle. Ich rede auch nicht vom Institut der Höflinge, dem Abschaum der Kultur. Interessant unter ihnen nur die Hofgelehrten, insbesondere die Hoftheologen, die als Tröster für Trauerfälle dienten. Ich handle auch nicht ausführlicher von der Gruppierung der vornehmen Gesellschaft oder von den „Ständen“, in die sie sich teilte, den Senatoren und Rittern. Die Bezeichnung

Ritter oder Reiter stammte aus dem altrömischen Heeresdienst. Es handelt sich da um die Leute, die 400000 Sesterz Revenuen besitzen. Es sind dies jene Protzen, die mit großem Troß und nicht ohne numidische Vorreiter reisten; durch Schnellläufer bestellten sie sich vorher Quartier, und ein Zug von Maultieren zog, mit Kostbarkeiten beladen, hinterdrein. Viele von ihnen rückten als Magistrate in den senatorischen höchsten Stand auf; viele andere aber nahmen sich nicht die Zeit hierzu, da sie als Domänenpächter und als Großfinanz das Geldgeschäft vorzogen. Denn dies Geldgeschäft war rentabel. Man nahm bei Darlehn bis zu 48 Prozent. Auch Filzfabriken, Ziegeleien, Rhedereien waren in ihren Händen. Für senatorische Herren dagegen ziemte sich das nicht, und sie beteiligten sich nur verdeckt an den Konsortien, die den Massenimport nach Rom in Händen hatten. Dagegen haben die senatorischen Verwalter der Provinzen unter kaiserlicher Aufsicht eine hohe Kulturleistung vollführt; denn die Provinzen, Frankreich und Afrika voran, prangten damals in Glück und Reichtum, mehr als Italien selbst. Das dankten sie den Statthaltern Roms, und ihrer ist hier rühmend zu gedenken. Die Provinzen wurden erst militärisch, dann wirtschaftlich, dann geistig erobert. Bald genug füllte sich der römische Senat selbst mit Männern gallischen, spanischen, afrikanischen Blutes.

Das römische Reichsheer, im ganzen nur etwa 250000 Mann (ohne Reserven), stand ausschließlich nur an den fernen Grenzen des Reichs bis nach Schottland verteilt. Die Dienstzeit war lang, und der Berufssoldat wechselte ungern den Standort; so wurde er dort schließlich zum Grenzer, zum nützlichen Ansiedler. Sein Erspartes legte er, solange er aktiv, in der Sparkasse seiner Kohorte nieder. Daher fehlt nun aber Militär in allen Städten Italiens — welcher Verlust für die Frauenherzen! — außer in Rom selbst, wo auf dem Viminal die übermütigen Prätorianer in Garnison liegen.

Um so häufiger sah man dagegen allerorts Priester auf den Straßen, wie in Italien noch jetzt. Denn die Heiligtümer waren unzählig, und die Priester oder Priesterinnen, übrigens meist verheiratete Leute, mußten doch ihren Weg über die Gasse nehmen. Kaiser Domitian war als junger Prinz im vitellianischen Straßenkampf gefährdet. Aber als Isispriester vermummt, ging er im weißen Fransenkleid keck durch die vollen Straßen, und das Volk machte umsonst auf ihn Jagd.

Fast ebenso zahlreich wie die Priester die Ärzte! Es sind zumeist Griechen. Wir wollen uns durch die Satire des Altertums nicht irre machen lassen, deren ergiebigste Opfer sie sind, von den Militärärzten nicht zu reden, die im Feld oft arg gehaust haben mögen. Bei Martial lesen wir:

> Gestern noch kerngesund mit uns Gesunden
> War er im Bad, ließ das Souper sich munden.
> Heut' hat man Gajus tot im Bett gefunden.
> Warum starb er? frägst du; was ist geschehen?
> Seinen Hausarzt hat er im Traum gesehen.

Sicher ist, daß die Heilkunde des Altertums in ihren besten Vertretern auf einer bewunderungswürdigen Höhe stand, die im Mittelalter für lange Zeit verloren ging. Sie beruhte auf Anatomie. Freilich bezogen die meisten ihre anatomischen Kenntnisse nur aus Büchern und Bildern. Der bessere Arzt führte seine Krankenjournale wie heute und hatte seine Privatklinik im Haus. Die Laien deklamierten schon damals gegen Vivisektion.[1]) Das beweist, daß es Praktiker gab, die anders dachten. Vom 2. Jahrh. an wurde übrigens eine Anzahl von Ärzten von den Kommunen fest angestellt und besoldet.

Aber nicht diese gleichsam ambulanten Berufe beherrschen das Straßenbild, sondern das Gewerbe und die Detailhändler. In den Parterres schloß sich Laden an Laden; die Ladenräume werden gemietet und sind vom Innern des Hauses her oft unzugänglich, stehen dagegen nach der Straße zu wie Lauben weit offen. Große Holzläden, die in die Schwelle eingelassen werden, bilden zur Nachtzeit den Ladenverschluß. Und da gibt es nun Garküchen und Trinkbuden und Bäcker und Konditoren (man süßte nur mit Honig). Bei den Friseuren fand sich die plauderlustige Welt. Pergula hieß der balkonartig hängende obere Teil des Ladenraums; auch der wurde ausgenutzt; da wird Schulunterricht, ja auch Tranchierunterricht gegeben! Bemerkenswerter die Buch- und Bilderläden. Interessante Buchtitel wurden an Säulen angeschlagen: man frug eben auch damals schon nach dem Modernsten! Noch sehenswerter aber die Juweliergeschäfte. Spécialité en coreaux, pierres du Vesuve, musaïques de Florence, so lesen wir heut in Neapel an den

---

[1]) Vergl. Quintilian, declam. majores Nr. 8.

Schmuckgeschäften: das alles gab es damals noch nicht. Die schönste Spezialität waren vielmehr neben dem feinen Filigrangoldschmuck griechischer Arbeit auf Goldgrund oder à jour die geschnittenen Steine, die heute noch das helle Entzücken der Sammler sind: man benutzte dazu Topase, Carneol, Amethyst und Achat. Auch machte man in farbigen Glaspasten nach ihnen billigere Abgüsse. Damit siegelte man, und man siegelte gern; denn auch um seine Wertkästchen und Schatullen tat man ein Band mit Siegel. Der Schnitt des Steines aber zeigte die reizendsten Götter- und Frauenbilder oder Fabeltiere in unbeschreiblicher Feinheit. Der elegante Mäcenas freilich siegelte nur mit einem Frosch, und der Frosch des Mäcen war gefürchtet. Man trug den Ring am vierten Finger.

Daß die Geschäfte sich dem Publikum durch Abzeichen kenntlich machten, lehrt besonders Pompeji. Am Haus eines Milchhändlers erscheint da eine Ziege im Relief, beim Bäcker eine Mühle, an den Schankwirtschaften aber ein Schachbrett. Das Damenspiel ersetzte den Kneipgästen das Billard oder den Skat.

Sehr ausgebildet war der Selbstschutz des Gewerbes; ich meine das Korporationswesen. Die Walker besitzen zusammen überall gemeinsame Werkstätten und Walkergruben, die an fließendem Wasser liegen. Das Kollegium der Zimmerleute diente zugleich als Feuerlöschkorps. Die Bäckerzunft wurde in Rom von der Regierung mit besonderen Privilegien bedacht, da sie für die Gratisernährung der bettelhaften Stadtbevölkerung zu sorgen hatte. Im 4. Jahrhundert n. Chr. hatte Rom 254 Bäckereien. Wo es sich um öffentliche Dinge, z. B. um Beamtenwahlen handelte, da traten nun diese Kollegien agitatorisch als Personen auf. Das sehen wir wieder aus den Wandanschriften Pompejis. Die Bäcker bitten: wählt den X. oder Y. zum Duumvirn; ebenso bitten die Holzhändler; ebenso die Kutscher. Sie haben ihren bestimmten Kandidaten. Sie wollen kulante Leute im Amt haben. Dabei findet sich dann auch allerlei Spaßhaftes: alle Schlafmützen wünschen den Vatia zum Aedilen; und nochmals: alle Diebshände wünschen den Vatia. Eine Commorra der Müßiggänger und Banditen! Offenbar sollte dieser Vatia diskreditiert werden.

Aber alle bisher Besprochenen sind freie Bürger. Wo bleiben endlich die eigentlichen Arbeiter? der vierte Stand? der

Stand der Unfreien? Das wäre ein falsches Kulturbild, wo sie fehlten. Denn es handelt sich dabei zum mindesten um die ganze Hälfte der antiken Bevölkerung, wenn wir auch nur auf jeden Freien einen Unfreien rechnen. In Wirklichkeit aber rechnet man auf eine „Familie" 15 Sklaven. Seneca sagt, sie haben keine andere Tracht als die Bürger, damit sie nicht jedesmal konstatieren können, wie viel zahlreicher sie sind. „Sklaven" nennt man sie heut. Aber das ist ein barbarisches Wort, das das Altertum selbst nicht kennt. Die Römer sprechen nur von Dienern oder Knechten (famuli, servi, ministri; manicipia ist der Terminus der Juristensprache). Es sind die unschätzbaren Diener der römischen Kultur.

Lauter Ausländer oder doch Söhne von Ausländern; und sie waren entweder öffentliches Eigentum oder im Privatbesitz. Denn auch die Städte als solche haben im Gemeindedienst, zum Wegebau usw. ein großes Hilfspersonal nötig. Dabei genießt ein Gemeindesklave so viel Vertrauen, daß er im Namen der Stadtkasse den Empfang von Summen quittiert. Dementsprechend hat er auch mehr Rechte als der Privatsklave. Eine Arbeiterschaft, die unseren Bergleuten entspricht, gab es nicht. Die Bergwerke waren staatlich oder kommunal. Indeß verwandte man für den Bergbau die Sträflinge und Verbrecher. So blieb den Alten das Institut der Gefängnisse erspart. Wohl aber halten sich auch die öffentlichen Bäder ihre Badediener, die Tempel ihre Tempeldiener. Solche Gemeindesklaven übernahm dann auch das Christentum.

Die „servitus" bestand nach Völkerrecht (ius gentium); denn das Material waren anfangs nur Kriegsgefangene. Der Krieg ist der Ursprung der unfreien Bevölkerungen. Seitdem aber die Kriege ruhten, war man auf gewisse Teile des Reichs, besonders den Osten, angewiesen, wo es Sitte blieb, daß die Leute ihre Kinder auf den Markt brachten. Man wollte nicht mehr als 2 oder 3 Kinder im Haus behalten. Das ausgesetzte Kind und das Findelkind spielte im Altertum eine ganz andere Rolle als heute. Dazu kam der Seeraub. Die Seeräuber raubten Menschen und verkauften sie. So hörte also auch jetzt der Zufluß des asiatischen Bluts in Italien nicht auf. Wer kaufte, fragte immer zuerst nach dem Nationale. Der Syrer galt als gewandt, aber bösartig, der Gallier war gut als Pferdeknecht, der kleinasiatische Grieche für elegante Tischbedienung bevorzugt.

Man sprach in Rom mit dieser Tischbedienung griechisch.[1]) Aus Alexandrien bezog die üppige Welt kleine Kinder, Spielkinder, die man als Amoretten verkleidete und an deren Geschwätz man sich freute. Auch Eunuchen drangen aus dem Osten ein, als Aufseher der Frauengemächer. Das war größter Stil. Eunuchen hielten den Damen im Theater den Sonnenschirm.

Das sind nun aber schon Unfreie im Privatbesitz, Privatsklaven. Diese zerfallen aber wieder in zwei Gruppen. Die schlechteren wurden auf die Landgüter hinausgetan, auf die Latifundien, wo sie oft in Ketten arbeiten mußten. Denn die Fremdlinge wären ohne das in Scharen entlaufen.[2]) Aber die gute Ernährung dieser Landarbeiter wird uns bezeugt, wenn es heißt, daß sie die Gemüse verschmähen und in den Garküchen der Vorstädte sich Leckeres bereiten lassen.[3])

Daneben die städtische Arbeiterbevölkerung; und hier scheint sich endlich die sog. soziale Frage zu erheben. In den Häusern, in den Fabriken regen sich Millionen fleißiger Hände. Knechtung! Zwangsarbeit! welch entsetzliches Bild. Aber wir wollen uns nicht unnütz erregen. Wer unter diesen Verhältnissen am meisten litt, das war vielmehr die freie Bevölkerung; denn die Freien wurden brotlos, weil den Unfreien die Arbeit zufiel. Der hochmütige elegante Diener, der den armen Tischgast seines Herrn verhöhnt, das ist der typische Kontrast jener Zeit. Damit wird uns die herbe Wirklichkeit gegeben.

Wir können unsere heutigen Verhältnisse nicht vergleichen. Denn unsere Arbeitnehmer sind so gut Deutsche wie unsere Arbeitgeber. Unser Gesichtskreis ist also viel zu eng. Hätten wir z. B. in unseren Fabriken und Hausständen chinesische Kulis, es wäre sehr die Frage, ob wir so human verfahren würden wie die Alten; es wäre die Frage, ob wir diesen Leuten eine Altersversorgung geben würden. Der antike Mensch lernte die ihm fremden und oft antipathischen Rassen, die sich ihm selbst verkauften, kennen, indem er sie in seinen Dienst nahm; er lernte die tüchtigen schätzen und gab ihnen weitherzig Bürgerrecht in seinem Land. Wer kann mehr tun? Wer darunter litt, das war, wie gesagt, die einheimisch römische Bevölkerung. Von seiten der letzteren hören wir die lautesten Klagen bis

[1]) Juvenal XI, 148.
[2]) Daher das genus ferratile bei Plautus.
[3]) Juvenal XI, 79 f.

zum Wehschrei; von seiten der Unfreien und Freigelassenen kein Wort der Erbitterung.

Wie anders die moderne Zeit! Im Jahre 1816 wurde in Mexiko verfügt: alle Farbigen, die lesen und schreiben können, sind gefährlich und werden erdrosselt, und 600 angesehene Neger wurden daraufhin sogleich massakriert. Heute hat Nord-Amerika 9 Millionen freie Neger. Die Bildungsmöglichkeit aber wird ihnen trotz der Freilassung abgeschnitten. Man duldet sie im Theater und Konzerten nicht neben sich. Sie müssen in besonderem Tram fahren. Sie werden vom Schulbesuch ausgeschlossen.[1]) In Springfield aber wurden im Jahre 1908 96 schwarze Bürger auf einmal aufgehängt, wie es heißt, auf die geringfügigsten Verschuldungen hin. Der Neger Ted Smith wurde lebendig verbrannt, und Hunderte von Frauen sahen sich die Marter an. Der Arme heulte 6 Minuten lang.[2]) Dies geschah an freien Bürgern und Christen in unserer unmittelbaren Gegenwart. Man beurteile hiernach die antiken Verhältnisse.

Hunderte von Unfreien wurden im römischen Reich von den Fabrikbesitzern für ihre Waffenfabriken, Gerbereien u. s. f. erworben. Aber wir erhalten in diese Betriebe wenig Einblick. Um so deutlicher steht uns die Hausbedienung vor Augen.

Der Grieche war milder gegen die Sklaven als der Römer. Die Sklaven gehörten nicht mit zur Nation; darum waren sie gesetzlich in Rom gegen ihre Herrschaft nicht geschützt und wie jene Nigger schmählicher Mißhandlung ausgesetzt. Nichtswürdige Menschen hat es zu allen Zeiten gegeben. Wenn aber jemand z. B. seinen kranken, arbeitsunfähigen Sklaven einfach auf die Straße setzte, so schritt der Staat dagegen ein; denn der Staat hatte für solche Invaliden keine Unterkunft. Der Besitzer mußte sie durchfüttern. Es gibt ein falsches Bild, wenn man nur immer wieder die Fälle von Grausamkeiten herzählt, die uns die alten Schriftsteller meist selbst voll Entrüstung mitteilen. Oder will man etwa die Zustände in unserem deutschen Heerwesen nach den Berichten über Soldatenmißhandlungen beurteilen, von denen wir alljährlich haben reden hören? Wichtiger ist, was Seneca zum Nero sagt: sei milde gegen deine Untertanen; denn auch auf den Hausherrn, der gegen einen Sklaven grausam ist,

[1]) Arena 1908, Heft 2, S. 162.
[2]) Berliner Tageblatt 1908, 12. September.

weist die ganze Stadt Rom voll Abscheu mit Fingern.[1]) Es fehlt jeder Anlaß, diese Bemerkung Senecas zu bezweifeln. So also war damals das Publikum gesonnen.

Natürlich war es Sache des Egoismus, daß man seinen Sklaven, diesen kostbaren Besitz, gut hielt. Aus dieser Fürsorge aber entwickelten sich in zahllosen Fällen von selbst erfreulich menschliche Bezüge, so wie Juvenal entrüstet ist über den, der Millionen an der Spielbank verliert und dann seinen Diener nicht einmal anständig kleiden kann.

Das Wort „Familie" heißt ja eigentlich und wörtlich Dienerschaft. Der Sklave bildet also die Familie, und sein Herr nennt sich pater familias, d. h. Vater der Dienerschaft. Das ist vielsagend, und schon Plinius (ep. 5, 19, 2) hebt dies hervor. Sehen wir nun nach, so finden wir: der Diener hat seinen Arbeitsraum oft im Oberstock, wo besseres Licht ist. Er schläft in seiner besonderen Kammer, und zwar in Betten. Sein Schlafraum ist ebensogut ausgemalt wie der der Herrschaft. Er speist, auf Bänken sitzend, regelmäßig mit am Familientisch (man denke sich das bei uns! welcher „Gebildete" ißt heute mit seiner Köchin?), und ihm wird ermöglicht, durch Nebenarbeit in freien Stunden sich Geld zu verdienen. Das war das Wichtigste. Wer sich gut führt, wird der Vertraute des Herrn. Solche Vertrauenspersonen sind vor allem der Hausmeister (atriensis), der das Gesinde beaufsichtigt, der Rechnungsführer (dispensator), sodann der Kammerdiener, der im Alkoven im Zimmer seines Herrn schläft. Noch verantwortlicher der Portier, der so unentbehrlich wie ein Hausschlüssel. War es ein unsicherer Mensch, so legte man ihn an die Kette. Denn das Haus war verraten und verkauft, wenn der Portier sich entfernte. Weiter hatte der Wohlhabende dann auch seinen Rasierdiener, seinen Schuhanzieher (sagen wir: Stiefelknecht) u. s. f. Durch die große Zahl der Hilfskräfte war eine Überlastung des Einzelnen ausgeschlossen.[2]) Weibliche Bedienung hatten nur die Frauen.

Indem nun diese „Sklaven" sich eigenes Geld verdienen, ist ihnen zur Freiheit ihrer Person der Weg eröffnet. Der Hirt Tityrus bei Vergil weidet sein eigenes Vieh. Den Käseertrag

[1]) Seneca, de clem. I, 18, 3.

[2]) Es sind dieselben Verhältnisse wie jetzt in China, wo ein mittlerer Hausstand sich von 14 Kulis bedienen läßt. Jeder Diener hat seine besondere Funktion; keiner übernimmt die des anderen.

bringt er zu Markte. Sobald er genug verdient hat, sucht er seinen Herrn in Rom auf und kauft sich frei. Das geschah oft schon nach 3 Jahren. Bezeichnend ist, daß man den Diener „Knabe", garçon, boy, puer, παῖς (wovon unser „Page") rief. Im Durchschnitt traf der Zustand der Unfreiheit eben meist junge Leute. Und die Herrschaft schützte sie und sorgte vor allem für ihre Ausbildung. Den Hochbegabten wurde gelegentlich die beste Erziehung, die unserer Gymnasialbildung entsprach, zu Teil. Unzählige wurden eventl. zu Musikern, Gelehrten, Schauspielern herangebildet, die der Besitzer dann gegen Geld vermietete. Lesen und schreiben aber konnten alle. Selbst die Pferdeknechte bei Varro lesen in Büchern. Alles dies taten die Besitzer gewiß meist aus Egoismus, um den Wert ihrer Menschenware zu steigern; aber auch der junge Sklave hatte den herrlichsten Vorteil davon. Es entstanden Pietäts- und Vertrauensverhältnisse in unzähligen Fällen; und auch nach der Freilassung blieb ein Pflicht- oder Interessenverhältnis, eine Zusammengehörigkeit bestehen. Der Patron behält oft einen Anteil am Geschäftsgewinn seines entlassenen Dieners, und er gewährt ihm Rechtsschutz bis an sein Ende. Wie oft machte, wer kinderlos, seinen Freigelassenen zum Erben! Als Beispiel diene nur des Plinius Freigelassener Zosimus, der durch verschiedenste Talente ausgezeichnet ist; aber er ist brustkrank geworden, und Plinius schickt ihn nach Egypten. Zosimus kommt geheilt zurück, fängt dann aber doch wieder an, Blut zu husten, und Plinius bemüht sich, ihn bei einem Freund an der Riviera unterzubringen, wo er das schönste Klima und auch gute Milchspeisen findet.

Schimpfereien und Skandalanschriften gibt es unter den Wandkritzeleien Pompejis genug. Irgend ein Wutausbruch eines Sklaven, der gemißhandelt worden, ist nirgends zu finden. Nirgends auch die Verhöhnung eines Sklaven durch einen Freien. Wir haben den Eindruck tiefsten sozialen Friedens und der vollkommenen Befriedigung, und jener Schimpf und Skandal, von dem ich sprach, betrifft nur die kleinen Laster und Schwächen des Nachbars und ist wie ein heiteres Geplätscher auf dem stillen klaren Wasser dieses südländischen Lebens.

So schenkt denn Plinius seiner alten Amme ein Landgütchen und sorgt überdies, daß ein benachbarter Großgrundbesitzer acht gibt, daß das Land ihr auch etwas einbringt. Mehrere seiner jungen Sklaven sind ihm schwer erkrankt; Plinius schenkt ihnen

darum die Freiheit, und ihn tröstet dabei, daß, wenn sie auch bald sterben, sie es doch vorher noch zu etwas gebracht haben. Auch gestattet er ihnen, ein Testament zu machen, was nur dem Freien zustand. Eine römische Dame hat ihrem Sklaven Modestus schriftlich ein Legat unter der Voraussetzung vermacht, daß sie ihm die Freiheit geschenkt habe. Diese Freilassung hat sie aber in Wirklichkeit zu vollziehen versäumt. Die Miterben beschließen nun, den Sklaven trotzdem als freigelassen zu betrachten und ihm sein Erbe nicht anzufechten. Ein Arzt hört, daß ein tüchtiger Sklave seines weit über Land wohnenden Freundes schwer erkrankt ist; er rettet den Sklaven, aber er ist Tag und Nacht gereist und erliegt selbst der Überanstrengung. Dies erzählt uns Aristides nicht etwa als Beispiel für Menschenliebe, sondern für Überanstrengung im Berufe.[1])

Es war die griechische praktische Philosophie, die da schon seit dem 4. Jahrh. v. Chr. predigte, daß alle Menschen gleich, auch der Ausländer, auch der Diener. Alle Menschen Brüder! — das ist so alt —, und diese kosmopolitische Lehre eroberte sich alle gebildeten Kreise der kosmopolitischen Kaiserzeit. Das war ein ewiger und unverlierbarer Gewinn für die Menschheit. Diese Gleichheit jedoch auch gesetzlich herzustellen, dafür fehlte in Rom der Anlaß. Auch das Christentum hat nicht daran gedacht, in diesem Sinne zu wirken. Nur gewisse mildernde Bestimmungen haben die Kaiser erlassen.[2]) Und das Sklaventum wäre schließlich vielleicht aus Mangel an käuflicher Bevölkerung eingegangen (in Egypten bestand es kaum noch), hätten die siegreichen germanischen Stämme im Mittelalter, die Franken, die Langobarden ihm nicht von neuem Nahrung gegeben. Denn auch da verkauften wieder die Sieger die Besiegten, ja, die Kläger die Verurteilten, Eltern ihre Kinder.[3]) Die Grausamkeiten in der Mißhandlung steigerten sich noch, und die Kirche widerstand auch

---

[1]) Daß der Zustand der Sklaverei dem Sklaven verhaßt, weil nämlich aller Zwang verhaßt ist, sagt Seneca Benef. 3, 19, 4: die Seele des Sklaven aber ist frei, und jede Guttat des Sklaven ist Wohltat. Es gab ein Sprichwort: „So viel Diener, so viel Feinde", das uns bei Macrob tadelnd mitgeteilt wird.

[2]) Vergl. Digest. I, 6, 1 und I, 12, 1. Eine Dame, Umbricia, wurde von Hadrian für 5 Jahre relegiert, weil sie ihre Mägde grausam behandelt hatte.

[3]) Vergl. hierfür und für das nächste Georg Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters, 2. Auflage, I, S. 190.

jetzt noch nicht. Der Verkauf der Freien in die Knechtschaft diente damals sogar als Kirchenstrafe. Es gab Kirchensklaven und Klostersklaven. Nur suchte die Kirche zu verhindern, daß christliche Sklaven nicht in jüdische Hände fielen. Sie wirkte damals zwar gelegentlich für Freilassungen, aber nicht gegen die Anschaffung von Sklaven.

Aber ich habe noch die Pflicht, ein Wort über den Mädchenhandel und über die Gladiatoren hinzuzufügen. Es handelt sich zunächst um das Dirnenwesen. Erst das Mittelalter hat eine selbständige Organisierung desselben in besonderen Frauenhäusern gebracht. Im alten Rom und Athen war dagegen auch dies vielmehr Sache der Privatunternehmer, der Kuppler, die sich junge Mädchen, und zwar wiederum womöglich ausgesetzte Kinder, zusammenkauften und in ihren Häusern zur Prostitution erzogen: spanisches, syrisches, egyptisches Blut. Die Musikantinnen und Kastagnettentänzerinnen, die man sich zum Gelage holte und deren Frisur Horaz gelegentlich beschreibt, sind solchen Schlages. Das waren Unfreie, Sklavinnen des Kupplers.[1]) Aber der Jüngling, der sie liebte, konnte sie von ihm freikaufen und alsdann zu seiner Gattin erheben. Denn oft stellte sich die gute Herkunft eines solchen Mädchens heraus. Das Lustspiel des Plautus lebt ja geradezu von solchen Motiven; und die Gesellschaft öffnete sich solchen Geschöpfen ohne Scheu und nahm sie als ebenbürtig auf. Sie wurden legitime Hausfrauen. Von Geschlechtskrankheiten als Folge der Ausschweifungen erfahren wir nichts. Wie viel verworfener und unwürdiger liegen heut diese Dinge.[2])

Sodann die Gladiatoren, die Kämpfer der Arena. Wir werden ihnen später wieder begegnen. Auch sie sind Sklaven, vielfach solche, die als schlimme Gesellen sich in ihren Häusern unmöglich gemacht haben und verkauft und abgestoßen wurden. Aber auch Verbrecher und Kriegsgefangene flossen in die Fechterschulen; endlich auch freie Männer, die aus purem Rauftrieb, aus Sporttrieb sich diesem Beruf verkauften. Der Eigentümer

---

[1]) quaestuaria mancipia, Digesten III, 2, 4. Das lupanar liegt oft als Mietshaus auf Grundstücken anständiger Leute: ib. V, 3, 27.

[2]) Auch der Mädchenhandel blüht ja noch heute, und zwar in unserer nächsten Nähe. Der russische Mädchenhandel geht durch Schlesien; die Eltern (meist jüdische) geben ihre Töchter selbst dazu her. In Breslau tagte Oktober 1908 die deutsche Nationalkonferenz zur internationalen Bekämpfung des Mädchenhandels, wo diese Dinge zur Sprache kamen.

(lanista) reiste mit seiner Fechterbande von Stadt zu Stadt, kaufte Leute auf und verkaufte sie wieder und vermietete seine Truppe an die Veranstalter von Festspielen. Die Bedingungen solches Handels lauteten: „Ich zahle dir, dem Besitzer, für den Fechter Stichus 20 Denare (gegen 6 Mk.), wenn er im Kampf unverletzt bleibt, und liefere ihn danach zurück; ich zahle 1000 Denare (gegen 300 Mk.), wenn er verwundet oder getötet wird." Es gab eine besondere Diät, Gladiatorenmast, die als widerwärtig galt, aber der Steigerung der Muskelkraft diente. Daß die Disziplin die größte Härte erforderte, versteht sich. In einer Zelle der großen Gladiatorenkaserne in Pompeji hat sich ein Schließeisen gefunden, in dem mehrere Gerippe zugleich, an den Füßen gefesselt, sich befanden: offenbar Sträflinge. Erst in Kaiser Hadrian siegte die Menschlichkeit im modernen Sinne, und er verbot sowohl Mädchen an Kuppler als auch Sklaven an diese Fechterschulen zu verkaufen, außer unter Beibringung eines zutreffenden Grundes.

Soviel von den Unfreien. Und nun das Ergebnis! Es war eines der eigenartigsten gesellschaftlichen Phänomene. Denn aus den Millionen freigelassenen Sklaven bildete sich ein besonderer Stand, der Stand der Libertinen. Es waren vielfach die intelligentesten rührigsten Leute, die an Geldkraft und Macht die alten vornehmen Familien in Rom rasch überflügelten. Ihr Einfluß wuchs erstaunlich. Möglichst glänzend traten sie auf, Parvenüs, die in Purpur und in ellenlang schleppender Toga über die Straße gingen, so daß alles sich ärgert, alle Finger voll von Ringen und Gemmen, und die dabei ihre heißen Hände im Wind spielen lassen, damit jeder den Goldschmuck sieht. In ihren Ohren aber sieht man noch die Ohrlöcher; denn sie sind Asiaten, die einst Ohrringe trugen. Was könnten diese gerissenen Leute nicht, wenn sie hungern? ruft Juvenal: als Schulmeister, Redner, als Feldmesser und Maler, als Masseur, Augur, Seiltänzer, Arzt oder Zauberer treten sie auf. Verlange, daß sie (im Ballon?) gen Himmel fliegen, sie bringen auch das fertig.

Noch nicht dem freigelassenen Sklaven selbst, aber schon seinem Sohn fiel gesetzmäßig das römische Bürgerrecht zu. Ein solcher Freigelassenensohn war auch der große Dichter Horaz, der als römischer Offizier im Bürgerkrieg für die Cäsarmörder focht. Der Hof des Kaisers Claudius und der Messalina ist von solchen Libertinen vollständig unterjocht worden, und das römische

Reich war zeitweilig geradezu in ihren Händen. In der Tat sind auf diesem Wege, von unten aufrückend, die bedeutendsten Kapazitäten der antiken Kulturarbeit zugeführt worden. Aber der Haß, der sie traf, war grenzenlos. Es war der Rassenhaß des altangesessenen Italieners, der sein Blut untergehen sah unter dem unerschöpflichen Zufluß des Orients.

Man male sich den Fall aus, daß heute in den Vereinigten Staaten die Chinesen oder auch die Japaner in San Franzisko den Weißen als Bürger vollständig gleich gestellt und zu den einflußreichsten Stellen im Staat zugelassen würden, und man wird jene unversöhnliche Stimmung des Altertums begreifen, um so mehr aber die prinzipielle Toleranz der römischen Staatsgesetze bewundern lernen.

V. Zum Rechtsleben.

Aber wir treten aus dem Privathaus und dem familiären Leben endlich wieder hinaus auf die offene Straße. Heute besichtigt der Reisende in den Großstädten pflichtgemäß die Kirchen, Museen und Schlösser, das Rathaus, das Parlamentsgebäude. In der Antike lockten die Göttertempel das Auge; mächtiger als sie noch die Hallenbauten der Basiliken; kolossaler als diese alle die Bäder, Theater und Amphitheater.

Nähern wir uns zuerst der Basilika. Sie ist eine meist am Forum gelegene große Durchgangshalle, die nicht nur als Bazar für allerlei Waren dient, sondern in der zumeist auch Recht gesprochen wurde. Es ist Vormittag: Sklaven schleppen Kästen voll Akten herbei. Die Menge der Zeugen, der Verwandten, der Müßigen strömt zusammen; denn jeder will den Angeklagten sehen, jeder die Advokaten hören. Und die Vorstellung vom römischen Recht taucht vor uns auf.

Das römische Volk war das klassische Volk der Justiz, der Rechtsprechung und Rechtsfindung, und das war vielleicht sein bleibendster Wert; denn das ganz Erstaunliche ist geschehn, daß das römische Recht bei uns noch in modernen Zeiten gegolten hat, anderthalb Jahrtausende nach seiner Entstehung. Gewiß war der Römer zu dieser Leistung besonders befähigt durch seinen grellen Wirklichkeitssinn, durch seinen starken administrativen Ordnungstrieb, der alle Fälle umfaßt, sondert, vorsieht und reguliert, und endlich durch seine eigene Habsucht, die zur Er-

richtung des Rechtsschutzes drängte. Daher sagt auch der Römer nicht: wir halten das Gesetz, sondern: das Gesetz hält uns, leges nos tenent.

So hat er von vornherein das Privatrecht vom Staatsrecht scharf gesondert, um den Privatverkehr von Bürger zu Bürger zu sichern. Gleichwohl war das römische Zwölftafelgesetz, das noch in die Zeit der Vorherrschaft der Etrusker (451—450) fiel, andern Stadtrechten der Zeit schwerlich überlegen, und es ist auch nicht einmal ohne griechisches Vorbild zustande gekommen. Erst seit der Besiegung Hannibals, als Rom seine politische zentrale Machtstellung für immer gesichert hatte, begann es den großen Ausbau des römischen Privatrechts, die Regulierung des allgemein menschlichen Verkehrs. D. h. die unterjochten Völker regten zu dieser Leistung an, und sie gaben auch Hilfe. Die Griechen halfen. Die römischen Juristen waren schon damals, um 100 v. Chr., von griechischer Bildung erfüllt; die stoische Philosophie übte Einfluß mit ihrer Dialektik, mit ihrer sittlichen Anschauung vom Menschenrecht.

Man unterschied Bürgerrecht (Civilrecht) und Völkerrecht. Zunächst hatte sich in den engen Grenzen des eigentlichen Römertums das Civilrecht ausgebildet. Darin aber waren schon alle Grundprinzipien gegeben. Es herrscht schon hier im griechisch-demokratischen Sinn und in großartiger Konsequenz die absolute Gleichheit jedes Bürgers vor dem Gesetz. Eine vollständige Nivellierung. Jedes Partikularrecht des Adels oder der Kultusbeamten fehlt. Schon damit trug das Recht den Stempel ewigen Wertes. Das Gerichtsverfahren aber ist öffentlich, und nicht nur der Jurist, sondern vor allem der Laie richtet. Grundlegende Unterscheidungen, wie die vom Besitz und Eigentum, grundlegende begriffliche Zusammenfassungen wie die der Person als Rechtssubjekt, wurden geschaffen. Der Besitzer wird gegen den Eigentümer geschützt. Neben das Familienrecht (Eherecht, Vormundschaftsrecht) trat das Sachenrecht mit der Kasuistik über Besitz und Eigentum, mit der Sonderung der Servituten und dem Pfandrecht, trat endlich das dauernd vollkommenste, das Obligationenrecht, das den Geschäftsverkehr ordnet und sichert. Denn Obligation ist die geschäftliche Verabredung, die als verpflichtender Kontrakt für Darlehn, Tausch, Kauf und Miete sehr verschiedene Formen annimmt. Sie ist „das eingeräumte Recht auf die Leistung eines anderen."

Alles das war jedoch das Gegenteil eines starren Systems. Denn es wurden nicht etwa Leitsätze aufgestellt und nach ihnen die vorliegenden Fälle gemodelt, sondern die Wahrung der Interessen des Einzelnen war es, wovon das Recht ausging. Erst indem man die möglichen Fälle der Rechtskonflikte unter ein Gemeinsames subsumierte, wurden gewisse Rechtsgrundsätze, eine Rubrizierung, Schachtelung gewonnen. Dies geschah mit größter Klugheit und praktischem Geschick, und dabei wurden die Begriffe möglichst weit gefaßt. Unter Diebstahl begriff Mucius Scävola schon den Fall, daß jemand ein Gespann, das bei ihm untergestellt ist, zur Ausfahrt benutzt. Ließ sich ein Grundsatz nicht durchführen, so statuierte man unbedenklich eine Ausnahme utilitatis causa, d. h. im Interesse des Publikums; oder schien ein Begriff wie „Besitz" zu eng, so half man sich mit einem „gewissermaßen", quasi. Es gibt eigentlich nur körperlichen Besitz; von Anrechten kann es nur Quasibesitz geben: quasi iuris possessio, keine iuris possessio. Die Hypothek entlehnte man aus dem Recht der Athener; mit dem alten römischen Pfandrecht ließ sie sich schlecht vereinigen, aber man glich das eben aus, so gut es ging. Wie unsystematisch man noch vorzugehen pflegte, zeigt die ganz unordentliche Anlage des Inhalts der erhaltenen Gesetze, wie der Julia municipalis, der lex Ursonensis, die nicht besser ist als im alten Stadtrecht von Gortyn.

Der Einzelbürger ist frei, und jeder Freie hat gleiches Recht auf Klage. Diese Freiheit beruht auf dem Privateigentum. Das Privateigentum, d. h. das Haben und Herrschen des Einzelnen, das war für den Römer die Grundlage alles Bürgerrechts. Dies Privateigentum war so stark, daß daneben das anfangs umfangreiche Staatseigentum (ager publicus) allmählich im Verlauf auf ein Minimum reduziert wurde. Aber es gab nicht nur keine Verstaatlichung des Eigentums; auch ein gemeinsames Vermögen mehrerer war dem Römer nicht geläufig. Gegebenen Falls wurde dann angesetzt, daß, wenn 10 Landwirte gemeinsam einen Zuchtbullen besitzen, jedem Besitzer ein Teil des Tieres, also etwa 1 bis $1^1/_2$ Zentner seines Gewichts gehöre. Das ist echt römisch gedacht.[1])

Auffällig gering war dabei jedoch der Schutz des Grundeigentums. Denn zwischen Grundeigentum und beweglicher Habe

[1]) Vergl. die Bestimmung betr. des Gebälkes Digest. VIII, 2, 36.

wird in den Rechtsbestimmungen nicht wesentlich gesondert, und der Acker kann ebenso leicht verkauft und verpfändet werden wie das Hemd, ganz anders als im mittelalterlich deutschen Recht. In diesem geringen Wertlegen auf die Unverkäuflichkeit und Unteilbarkeit der alten Familienlandstellen verrät sich die unerbittlich strenge Logik des römischen Rechts; sie verrät aber zugleich den Sieg der großstädtischen Interessen über die agrarischen. Rom war von früh an ein Handelsstaat. Die Landwirtschaft ist wohl nie so ungeschützt gewesen wie im römischen Altertum.

Charakteristisch ist ferner, daß die Arbeit als solche so wenig gewertet war, daß sie dem Kapital nicht gleich gerechnet wurde; denn ein Besitz des Unkörperlichen war dem alten Römer schwer vorstellbar. Der Acker hat seinen Geldwert; der jährliche Ertrag des Ackers hat gleichfalls seinen Geldwert; die Feldarbeit aber tut der unfreie Knecht, und der Knecht hat wieder seinen Geldwert. Damit war also der Wert der Arbeit als solcher, die der Knecht verrichtet, ausgeschaltet. Von Meliorisation, von Wertsteigerung durch Arbeit in der Landwirtschaft hören wir deshalb nichts, weil sie tatsächlich nicht bestanden hat. So entstanden nun aber für den Juristen merkwürdige Schwierigkeiten bei Beurteilung künstlerischer Bearbeitungen von Gegenständen. Stritt man um eine Statue, d. h. um einen bearbeiteten Block Marmor, so behaupteten Cassius und Sabinus, die fertige Statue müsse dem Eigentümer des Blocks gehören, sie rechneten also die Arbeit für nichts; nach Proculus wurde sie dagegen Eigentum des Künstlers, wenn auch der Marmor nicht sein war, aber dies geschah um der Gestalt willen, die sein geistiges Eigentum war (specificatio), nicht aber um der aufgewandten Arbeit willen.

Das Geschäftsverfahren im altrömischen Civilrecht war nun aber sehr schwerfällig und durch allerlei symbolische Handlungen behindert. So durfte beim Akt des Kaufs und Darlehens das Symbol von Wage und Erzgewicht nicht fehlen. Wurde ein Acker verkauft, so mußte ursprünglich über dem Acker selbst ein Handschlag geschehen; zu dem Behuf wurde nun jedesmal eine Scholle des Ackers in die Stadt gebracht. Drakonisch hart waren ferner ursprünglich die Strafzumessungen, besonders im Schuldrecht; und das römische Sprichwort „der Gipfel des Rechts, der Gipfel des Unrechts" (summum ius summa iniuria) schaut eben auf das altrömische Civilrecht zurück. In der Folgezeit wuchs dagegen mehr und mehr der Einfluß der Billigkeit. Es wuchs der Einfluß des Nichtrömers.

Während der persönliche Verkehr der Nichtrömer in Rom und der Geschäftsverkehr nach Rom sich ins Enorme steigerte (denn die römischen Untertanen in den Provinzen waren ja noch ohne Bürgerrecht) und das Geschäftsleben selbst in Geldspekulationen und Bankwesen unendlich mannigfaltiger wurde, war es der jährlich wechselnde römische Prätor, der das Recht erweiterte, d. h. durch sein Edikt das überkommene enge Civilrecht an die Bedürfnisse dieser „Fremden" mehr und mehr anpaßte. Und aus diesen prätorischen Edikten, die nur, wenn sie sich bewährten, vom Nachfolger beibehalten wurden und die also mit großer Vorsicht und in elastischer Weise die jeweiligen Ansprüche des Verkehrs im Recht ausprägten, ist in den drei letzten Jahrhunderten v. Chr. langsam das „Völkerrecht", das ius gentium hervorgegangen, neben dem das alte „bürgerliche Recht" selbst allmählich abstarb. Das heißt: alle Prinzipien blieben die gleichen; aber man hielt jetzt auf Kulanz, auf glatten Geschäftsgang. Beim Beginn der Kaiserzeit war diese Entwicklung vollendet. Seitdem hieß das so entstandene Völkerrecht auch das „natürliche Recht". Diesem für den Verkehr mit den Provinzen, insbesondere mit den griechischen Provinzen ausgebauten Naturrecht unterwarf sich auch der Stadtrömer. Die Nivellierung der Menschheit war vollendet.

Das Recht, sagte ich, blieb unverändert in seinen Prinzipien dasselbe. Diese Tatsache hat man mit Grund auffällig gefunden. Wie groß war nicht die Umwälzung des Wirtschafts- und des Rechtslebens in Deutschland in den sechs Jahrhunderten vom 13. Jahrhundert bis heute! Ganz anders im Altertum. Es erweist sich als viel stabiler. Denn durch die sechshundert Jahre von 300 v. Chr. bis 300 n. Chr. blieben Kultur und Recht doch die gleichen; an Umfang, an Reichtum nahm das Recht zu, aber es erlitt keine Wandlungen seines Wesens. Woher hätte auch solche Wandlung kommen sollen? Nur eine gründliche Reformation des Agrarwesens hätte sie bringen können. Aber der Landbau blieb im Rückgang; und auch ein Kreditwesen im modernen Sinne entwickelte sich nur mangelhaft, da der Bodenkredit für immer gesunken war.

So weit die Gesetzgebung. Nun aber der Recht-suchende Mensch selbst, der Rechtsstreit, das Prozessieren! Im römischen

Volk lebte eine Prozessierwut wie im athenischen, und auch heute ist es in Italien noch ganz dasselbe: die Gerichtssäle überfüllt, alle Zeitungen überschwemmt von Reden, Reden, Zeugenaussagen; unendliche Sensation. Das liegt am öffentlichen Verfahren. Das öffentliche Verfahren und das Volksgericht verdankt die Neuzeit dem Altertum. Die französische Revolution nahm es von den Römern.

Schon bei Sonnenaufgang strömte alles zu Tausenden aufs Forum zusammen. Die drei Fora Roms genügen nicht mehr, sagt Seneca[1]), und er entsetzt sich zugleich über die Massen der Raubtiere in Menschengestalt, die da Händel suchen, auch über die Niedertracht der Ankläger. Je schlimmer die Sache, je schlimmer der Anwalt! In Civilsachen leitete der Prätor den Prozeß und stellte die Rechtsfrage; in Kriminalsachen richteten konkurrierend bald der Senat, bald der Kaiser selbst; in den Provinzen dagegen die Statthalter, und sie sind es, deren korrektes Verfahren wir in den christlichen Märtyrerakten beobachten.[2]) Aber auch in der Civiljurisdiktion war der Kaiser die höchste Instanz im Instanzenzug. Der Kaiser richtete in Rom in Person, ließ sich dabei jedoch auch oft und gern von dem Stadtpräfekten vertreten. So ging z. B. der junge Kaiser Alexander Severus vormittags zum Fischen, während sein Präfekt, der große Jurist Ulpian die Jurisdiktion für ihn ausübte; und das war gewiß gut. Dies kaiserliche Strafverfahren war geheim und es hat die öffentlichen Geschworenengerichte allmählich verdrängt. Die Geschworenenlisten aber umfaßten in Rom an 4000 Namen, aus denen vom Vorsitzenden je nach dem Fall bald ein Richter, bald mehrere, bald hundert und mehr berufen wurden. Dies waren somit Laien. Nur sie, nicht der Vorsitzende, sprachen das Urteil, das durch kein Appellationsverfahren rückgängig zu machen war.

Und hier begegnen wir also zum erstenmal der Majestät des Kaisers. In der Tat wurde der Kaiser in Rom sogleich Quelle alles Rechtes; er erschien im Recht wie in gottesdienstlichen Dingen unfehlbar[3]), eine Unfehlbarkeit, die hernach auf den römischen Bischof überging. Darum haben sich aus den

[1]) de ira 2, 9, 4.

[2]) Vorschrift ist: der Richter darf nicht zornig werden, aber sich auch nicht zu Thränen rühren lassen: Digest. I, 18, 19.

[3]) Freilich werden die Entscheidungen verstorbener Kaiser von den Juristen gelegentlich kritisiert: Digest. V, 3, 40.

kaiserlichen Edikten späterhin grundlegende Rechtsbücher zusammengesetzt. Und doch klingt es wie Farce, was die Geschichte z. B. vom Kaiser Claudius berichtet. Claudius war wohl der beste Verwalter, aber im Privatleben borniert und sonderbar, das Richten aber wurde bei ihm zur Manie, wie bei Kaiser Nero das Musizieren, und er riß auch die Civilsachen an sich. Man denke sich, daß der Herr der Welt, zugleich höchster Militär und höchster Priester des Reichs, der römische Kaiser, auf dessen Wink jeder Kopf, der ihm mißliebig war, von seinen Schultern fiel und der tatsächlich aus bloßem Phlegma einen Justizmord nach dem andern beging, tagtäglich gutmütig auf den offenen Marktplätzen auf einer Erhöhung Platz nahm, vom neugierigen Mob umdrängt, nicht nur in Rom, sondern auch in kleinen Nestern der Nachbarschaft wie Tibur (Tivoli), und da vom Morgen bis Nachmittag Recht sprach, unermüdlich, selbst an den heißen Hundstagen, selbst an seinem höchsteigenen Geburtstag, selbst an den Tagen, wo seine Töchter sich verlobten. Freilich schlief er dabei auf seinem Richterstuhl ein; aber die Anwälte schrieen so lange, bis er aufwachte. Brach er auf, so erdreistete man sich, ihn an der Toga, ja, an seinem Bein festzuhalten (der Kaiser hinkte übrigens). Er nahm das nicht übel. Es war eben seine Liebhaberei. Er liebte die Advokaten, er haßte die Rechtsgelehrten. Denn die Rechtsgelehrten wollten klüger sein als er.

Verdienten die Advokaten diese Gunst? Einst war ihre Blütezeit gewesen, damals, als Ciceros Wort noch ertönte in Rom. Ciceros Beredsamkeit war nicht wie der zündende Blitz, sie war wie eine prasselnde Feuersbrunst. Aber auch „blitzende" Redner hatte die alte Zeit der freien Republik gesehen, wie Gajus Gracchus. Damals führten noch die vornehmsten politischen Größen des Staats nebenher selbst Prozesse vor den Assisen, geradeso, als wenn unsere großen Minister wie Pitt oder Palmerston oder Bismarck nebenher Bankerottiers oder Giftmörder zu verteidigen unternommen hätten. Großzügig, flott und schwungvoll war die Beredsamkeit jener Zeit gewesen — jede Rede ein Tagesereignis —, vor allem freilich groß im politischen Prozeß. Daher Ciceros stolzes Wort: „Wer nicht Saiten spielen kann, wird Flötenspieler; so wird auch Rechtsgelehrter nur der, der nicht reden kann."

Aber das änderte sich unter der absoluten Monarchie sofort. Die kühne politische Rede verschwand ganz; es sank aber auch

die Advokatur. Auch das Ansehen, auch der Bildungsstand der Sachwalter ging merklich zurück. Der Mann aus dem Volk bei Petron sagt: „mein kleiner Sohn lernt so gut; er kann auch griechisch. Er soll eine Kunst lernen, z. B. Friseur, oder doch wenigstens Advokat." Das ist denn doch eine schlimme Zusammenstellung! Natürlich gab es Ausnahmen, und einigen Bevorzugten gelang es, sich die allerhöchste Gunst des Hofes zu erwerben. Dem Passienus Crispus wurde in der Basilica Julia eine Statue errichtet. Eine Größe war z. B. auch jener abergläubische Regulus, von dem erzählt wird, daß er sich das rechte Auge mit Salbe bestrich, wenn er anklagte, das linke, wenn er verteidigte. — Das höchste zulässige Honorar hatte Claudius auf 10000 Sesterz (über 2000 M.) angesetzt. Die Mehrzahl aber muß hungern. Die Klienten bezahlen nicht. Ein Wagenlenker in der Arena verdient mehr als hundert Anwälte. Denn das Renomee erforderte, daß ein solcher Redner stets glänzend auftrat, im Purpurkleid, mit großem Dienerschwarm. Er pumpt sich daher im Notfall, für den einen Tag, einen Ring, um mit dem Sardonyx zu imponieren, der bei seinem Händespiel in aller Augen fällt. Ein klägliches Dasein! Vor den hundert Geschworenen muß er seine Lunge üben, meist Bauern vom Lande, die seine Redeschnörkel garnicht zu würdigen wissen. Denn auch seine Sprache ist natürlich elegant gedrechselt und überfeinert modern. Er wohnt irgendwo im 4. Stock, und sein Klient bezahlt ihn in Naturalien mit einem Korb voll Zwiebeln oder getrocknetem Thunfisch und stellt ihm auch noch ein paar Palmenwedel zum Dank an seine Haustreppe. Das ist alles.

Und dazu die intensiven Redeübungen jener Zeiten? Dazu hat Quintilian sein berühmtes Lehrbuch geschrieben, an dem auch noch unsere moderne Prosa gelernt hat, was Beredsamkeit und was Sprachstil ist? Das Redenhalten war eben Mode, war Sport geworden; es galt als wesentlichster Bestandteil der Bildung; alles lief in die Deklamationsschulen. Aber die wenigsten machten zum Glück daraus einen Beruf. Unter „deklamieren" verstand man das Freisprechen einer wörtlich vorbereiteten Übungsrede. Der Vortrag geschah in melodisch singendem Tonfall. Das Übungsstück selbst wurde genau nach Vorschriften gebaut, wie ein Gedicht. Als „Thema" aber dienten fingierte Fälle oft abenteuerlichster Art, von Giftmord und bösen Stiefmüttern, von Piraten, Tyrannen und Tyrannenmord. Es

war eine ungefährliche Wollust, vom Tyrannenmord zu deklamieren. Denn an die Kaiser selbst wagte sich keiner, und man überließ es zumeist der Soldateska, die unliebsamsten der Zwingherren Roms zu beseitigen.

Das Geschick will, daß uns solche Übungsreden zahlreich erhalten sind; die Reden der Advokaten selbst dagegen sind sämtlich wie Spreu im Winde verflogen; und wir grollen nicht darum. Sie dauerten gelegentlich 7 Stunden, und es galt als etwas Großartiges, wenn jemand sie ganz mit anhörte.[1]) Beim Martial sagt einer: „Der Nachbar hat mir 3 Ziegen gestohlen; du aber, o Advokat Postumus, redest nur von Cannä und von Mithridat, von Carthagischer Untreue, von Sulla und Marius. Komm' doch endlich auf die 3 Ziegen!" Die Ausdehnung der Reden wurde vom Vorsitzenden genau vorbestimmt, und zur Kontrolle diente dabei eine Wasseruhr, in der das Wasser ablief, wie der Sand in unseren Sanduhren: war das Wasser zu Ende, mußte die Rede schließen. „Dein Wasser läuft", hieß also soviel als: du hast zu reden. An Kaiser Mark Aurel wird gerühmt, daß er den Advokaten die größten Wasserquanten gewährte. Dagegen kam es auch vor, daß der Gerichtsdiener die beredten Herrn schikanierte und ihnen zu wenig einfüllte. Man sollte dies bei uns in den Parlamenten gelegentlich auch so machen.

Wie anders der Stand der Rechtsgelehrten, die der närrische Claudius verachtete und die schon der freche Caligula hatte mundtot machen wollen! Hier war wirkliche Größe. Was damals die Rechtsgelehrten ausarbeiteten, war wohl die größte praktische Kulturarbeit der ganzen römischen Kaiserzeit und ist ihr Ruhmestitel bis heute geblieben. Und es war nicht nur Praxis, es war Wissenschaft. Auf die alte Zeit des Gewohnheitsrechts war in Rom zunächst eine glänzende Zeit der Gesetzgebung, die Zeit der prätorischen Edikte, gefolgt; jetzt folgte endlich eine dritte Periode, die Zeit der Rechtswissenschaft. Rechtsschulen bildeten sich, die nach den Schulhäuptern sich benannten, und eine ausgedehnte Literatur entstand, aus deren Fülle die Pandekten Justinians nur einen dürftigen Abhub geben. Es waren meist Männer vornehmster Geburt und Stellung — in der Person Nervas bestieg ein Jurist den Kaiserthron — und sie hatten die Ordnung des bürgerlichen Verkehrs der Welt in Händen. Denn die Rezeption

[1]) Plin. epist. 4, 16.

des römischen Rechts gelang in allen Reichsprovinzen glatt — gleiches Recht für Alle! — mit Ausnahme etwa des griechischen Ostens, wo sich doch Rom zum Trotz manche lokale Rechtsgewohnheiten noch länger zu erhalten wußten. Gleichwohl ist Gajus und ist selbst Ulpian in Berytus im griechischen Osten zum römischen Juristen erzogen worden; und auch Papinian war anscheinend Syrer von Herkunft. Dies waren, um das Jahr 200, die drei Heroen des römischen Rechts: Papinian, Ulpian und Paulus, Männer, die als Präfekten auf dem Gipfel der Macht und dicht am Throne standen und in denen die Genialität, Tatkraft und sittliche Bildung des Altertums noch einmal und zum letzten Mal bis zum Eindruck des Erhabenen sich konzentrierte. Das gilt vor allem von Papinian, dem „Asyl des Rechts", der durch den Mordbuben Caracalla umkam. Er wurde mit dem Beil erschlagen, weil er die Ermordung Getas nicht gut heißen wollte und das Wort sprach: „ein Brudermord ist leichter getan als entschuldigt." So wurde er zum Blutzeugen der stoisch-römischen Gerechtigkeit am Hofe nichtswürdigster Despotie.

Nur wenige Jahrhunderte später, und Theodorich, der Gotenkönig, herrschte in Ravenna. Die Goten rückten in Italien ein; im Osten aber entstand das byzantinische Reich. Der Schatz des römischen Rechts wurde damals zerlesen, zerfetzt und ausgeplündert. Aber es hat auch noch in entstellter Form vermocht, Europa zu erziehen und bis auf den heutigen Tag nicht nur eine historische, sondern auch eine produktive Rechtswissenschaft anzuregen.

Und die Basilika? Sie ist eine jener interessanten Gebäudeformen der antiken Architektur, die aus großem Zweck sich groß entwickeln: eine Halle in länglichem Rechteck, zunächst nur ein großer Bazar für Kleinhändler. Aber das Mittelschiff des Gebäudes war überhöht, und in seiner Apsis stand oftmals ein erhöhtes Tribunal. Da oben präsidierte der Magistrat; im Mittelschiff saßen auf Bänken die hundert Geschworenen unter dem Vorsitz der Dezemvirn inmitten des höchst profanen Menschengetriebes, und die Anwälte redeten. Das Publikum mußte stehen. An der Wand der Basilika in Pompeji hat sich die Anschrift gefunden: „Die süße Weintrinkerin ist durstig, ja, ja, sehr durstig." Also wurde da fürs Publikum auch Wein verschenkt. Aber das versteht sich schon von selber. Meistens war nun der länglich gestreckte Innenraum so eingeteilt, daß in ihm an allen vier Seiten ein Säulengang herumlief, dessen Dachhöhe geringer war als die seiner Mittelhalle. Bisweilen jedoch zog dieser Säulengang sich auch nur an den zwei inneren Längsseiten hin, und so entstand die bedeutsame Form der Basilika mit zwei Seitenschiffen und überhöhtem Mittelschiff, welches Mittelschiff von oben, d. h. oberhalb der Seitenschiffe seitlich einfallendes Licht erhielt. Es kam vor, daß das neugierige Publikum auch auf das Dach dieser Seitenschiffe kletterte, um ins Innere zu sehen.[1]) Diese Bauform ist nun aber bekanntlich auch die des altchristlichen Kirchenbaus, und so kann es kein Zufall sein, daß die alten Christen ihre große Gemeindekirche Basilika benannt haben. Die Kirche ist vielmehr aus der antiken Gerichtshalle entstanden.

Wir werden noch weitere Einflüsse des antiken Profanbaus auf den christlichen Kirchenbau kennen lernen. Wer aber selbst in Rom war, wird hier sogleich der kolossalen Backsteinruine der Konstantinbasilika am Forum gedenken, der größten Basilika, die Altrom gesehen, von 600 Quadratmetern Grundfläche. Nur das nördliche Seitenschiff steht noch, und alle Marmorbekleidung ist herunter gefallen. Gleichwohl, wie kühn und kraftvoll schön wirken noch heute seine zerbrochenen kassettierten Tonnengewölbe! Von diesem Monument des römischen Rechtslebens aber steht fest, daß es noch in der Renaissancezeit zum Vorbild gedient hat für Bramantes Entwurf zum Sankt Peter. In der Tat war das Mittelschiff des Konstantinbaus nur 3 Meter niedriger als das Mittelschiff des Kölner Doms.

VI. Die Bäder.

Am Vormittag tobten die Rechtshändel. Am Nachmittag strömte das Volk ins Bad. So lassen auch wir auf so ernste Dinge in unserer Besprechung unvermittelt das Trivialste folgen. Das römische Leben will es nicht anders. Da ragt in Rom über der Straße wie ein Ursaurier über Eidechsen das ungeheure Trümmerskelett der Bäder Caracalla's. Sie übertrafen an Ausdehnung die Basilika noch bei weitem. In der Tat ist in den Thermen Roms der Gipfel der antiken Baukunst zu erblicken. Und auch sie waren von Einfluß auf den christlichen Kirchenbau.

---

[1]) So verstehe ich Plin. epist. 6, 33, 4.

Der antike Tempel ist Außenarchitektur, d. h. er zeigt seinen Schmuck nach außen. Die Kirchen waren wie das Privathaus und wie die Thermen Innenarchitektur. Die Gewölbespannungen, vor allem aber den Innenschmuck des Mosaicirens der Gewölbe lernte der Kirchenbau von jenen Bäderhallen. Noch einleuchtender ist aber, daß sich die christliche Taufkapelle aus dem profanen Tauchraume entwickelt hat; denn das Taufen, baptesthai, bedeutete ein Untertauchen des ganzen Körpers. Das Baptisterium der Badeanstalt verwandelte sich also in das geistliche Reinigungsbad: es blieb eine runde Wanne zum Hineinsteigen mit Umbau, konzentrisch angelegt.

Die Saison für das Freibad beginnt am Mittelmeer ziemlich spät. Wir handeln hier jedoch nicht von Fluß- und Seebad, wir handeln von jenem warmen Bad der Römer, das man zur Sommers- und Winterszeit genoß und dessen durchdachten Luxus unsere Gegenwart nicht von fern wieder erreicht hat. Er entwickelte sich etwa in der Zeit von Sulla auf Augustus.

Wie stark an Tugend war noch die schlichte alte Zeit, ruft Seneca, als man sich nur wusch und als selbst ein Scipio nur einmal per Woche ein Vollbad nahm! Für waschen und baden hat das Latein nur ein Wort: lavare. Der Baderaum heißt davon Latrina oder Lavacrum. Er lag von alters her im Privathaus bei der Küche und wurde stets von der Hausdienerschaft benutzt. Dagegen dienten die großen öffentlichen Bäder zwar vornehmlich der ärmeren Bevölkerungsklasse, aber sie dienten nur den Freien: ein Rendez-vous der Bürgerschaft, wo man sich trefflich unterhielt. Die beliebteste Stunde war etwa 2—4 Uhr nachmittags.

Exklusiver war es freilich, wenn die Magnaten in ihren Schlössern sich ihre eigenen Privatthermen herstellten, die sie ihren Freunden zur Mitbenutzung öffneten. Das sind die Thermen, wo jener märchenhafte Luxus sich entfaltete, in dessen Schilderung Martial und Statius ihr Dichtertalent üben: über die Wände hin buntschimmernde Marmor-Inkrustation, wie wir sie heute etwa in Villa Borghese sehen, aus Alabaster (Onyx) die Hohlräume, in die die trockene Hitze geleitet wird, silberne Wasserröhren, so köstlich, daß das Wasser, das übrigens filtrirt war (aqua saccata), zaudert hindurch zu fließen, weil es sich im Silber so wohl fühlt. Das Marmorbad Jerôme's in Kassel ist dagegen Kinderspiel. An der Küste baute man die Fundamente der Thermen ins kühle Meer hinaus. Aber es waren meist Freigelassene, die so protzten.

Viel hausbacken-einfacher sind natürlich die Thermen Pompejis, die eben zur Zeit jener Dichter verschüttet wurden. Aber sie lassen die Anlagen mit allem Detail gleichwohl vortrefflich erkennen.

Das Bad hieß balneum; thermae hießen heiße Quellen. Das sind griechische Lehnwörter. Die Sache war also griechisch. Aber erst die Römer haben sie, soviel wir wissen, rationell, ja, im Dienst übertriebener Genußsucht ausgebildet. Im griechischen balneum bekam man gegen Entrée sein Bad und weiter nichts. Davon sind die mit Turnräumen verbundenen Bäder der Griechen zu unterscheiden, welche Turnräume Gymnasium hießen. „Gymnasium" bedeutet den Übungsraum, in dem man sich nackt bewegt, und wenn wir heute von Mädchen-Gymnasien reden, so sind wir uns, wie es scheint, nicht genügend bewußt, daß das eigentlich den Raum für entkleidete Mädchen bedeutet. Anschließende Wandelgänge und Exedren (Sitzgelegenheiten) dienten für gebildete Unterhaltung; daher hat sich die antike Philosophie auf dem griechischen Turnboden entwickelt. Endlich gab es warme und kalte Bäder für die Turner, die ihre Haut salbten und pflegten, wenn die anstrengende Körperübung zu Ende war.

Die Römer übernahmen von diesem Vorbild sowohl die einfachen Bäder (balnea) als auch die Gymnasien mit Bad, die sie in ihre Thermen umwandelten. Für den Unterschied beider Einrichtungen ist schon die Erzählung bezeichnend von dem reichen Mann, der sich in Rom sowohl ein „Bad" aus Holz als auch „Thermen" aus Marmor baut. Aber ihm fehlt es an Holz, um seine Thermen zu heizen, und der Dichter Martial rät ihm: heize die Thermen doch mit deinem Bade! Solche „Bäder" wurden von den Kommunen, aber auch von Privaten gebaut und an Unternehmer verpachtet. Der Literat, der in Rom verhungert, wird in irgend einer Kleinstadt Badepächter und lebt da vom Entrée.

Ganz anders die Thermen. Der Römer hatte für Gymnastik, den Turnsport der Hellenen mit Ringkampf und Boxen und Stangenwurf, wenig Sinn. Deshalb verwandelte er die Turnräume in Unterhaltungsräume, das Baden aber machte er zur Hauptsache, zu einem täglichen Vergnügen: die schönste Art des Faulenzens, ein Schlemmen in Sauberkeit, das zugleich immer

den prächtigsten Hunger und Durst entzündet; denn gleich nach dem Bade wurde gespeist.

Römisches Bad! Man unterscheidet räumlich und sachlich laues, heißes und kaltes Bad, tepidarium, caldarium und frigidarium, und auch die Ärzte des Altertums unterlassen nicht sie in dieser Abstufung therapeutisch zu verwerten. Schon die Benennungen aber zeigen uns, daß das Verfahren speziell römisch oder doch von den Römern ausgebildet war. Nähern wir uns, um einen Einblick zu gewinnen, einer der schlichten Anlagen Pompejis.

Sie bedeckt ein Areal von 55/60 Metern. Die Außenseiten sind zum Teil in Kaufläden und Butiken aufgelöst, die nach Innen keinen Zugang haben und einen guten Mietzins abwerfen. Schon dieser Kleinhandel gibt buntes Leben. Denn wir befinden uns mitten im engen Stadtgetriebe. Aus dem unbedeckten Thermenhof schallt Lärmen, Lachen und Geschrei. Die Tür, die auf ihn führt, ist so angelegt, daß kein neugieriger Passant von der Straße ins Innere sehen kann, wo sich die nackten Leute im Spiel tummeln. Zweidrittel des Gesamtgrundstücks dienen solchen Unterhaltungszwecken, nur ein Drittel dem Bade. Da werden Kugeln geschoben, Rappier gefochten, besonders eifrig aber Ball gespielt, und zwar auch von alten und würdigen Herren. Das Ballspiel war die ganz besondere Passion des Römers. Da gab es kleinere Bälle mit Haaren und andere mit Federn gestopft; die großen waren mit Luft gefüllt; dazu kam noch der Springball trigôn, der nur zwischen drei Spielern hin und her schnellt. Der Ball darf beim Spiel nie zur Erde fallen. Dazu endlich der Fußball, um den zwei Parteien sich streiten; auch er fliegt hoch, und der Staub wirbelt. Rings um den freien Platz ein Schattengang. Im Hintergrund ein Bassin von fast 13 Meter Länge, wo man sich kühlen und auch schwimmen kann (natatio).

Doch wir fragen nach den Thermen. Das Gong ertönt schon. Sein Signal bedeutet: es eilt! Wer jetzt nicht kommt, findet drinnen keinen Platz mehr. Eintrittsgeld wird gezahlt. Die Sammelbüchse geht herum. In Rom zahlte man nur 2 Pfennige, in Provinzialstädten mehr, die Männer 4, die Frauen gar 8 Pfennige. Korpulente Damen müssen das dreifache geben; so fordert Martial; denn sie nehmen zuviel Platz weg.

Man konnte auch warme Sitzbäder (solia) in Einzelkabinen haben. Aber das war sehr ungesellig. Zu meinem Bedauern

muß ich feststellen, daß das benutzte Wasser in diesen Sitzbädern gelegentlich stehen blieb für den nächsten Benutzer. Orientieren wir uns lieber im geselligen Bad.

Eine weise Verwaltung spart gern mit Heizung, und das Bad wurde daher zumeist nicht vor 2 Uhr geöffnet und schon bei Sonnenuntergang geschlossen. Zeitweilig brachte Kaiser Alexander Severus das Baden bei Nacht in Aufnahme, und das kam wohl auch sonst vor. Übrigens unterschied man nach Größe und Heizeinrichtung Sommerthermen und Winterthermen. Für das Frauenbad dienten besondere Räume. Nur in kleinen Ortschaften war das nicht der Fall; wir erfahren, daß in einem Bergnest in Spanien die Frauen vormittags, die Männer nachmittags in denselben Räumen badeten. Zwischen den Räumen des Frauen- und Männerbades liegt zentral der große Ofen mit 3 Kesseln, die den 3 Baderäumen rechts und links entsprechen. Das Frauenbad ist weniger glänzend ausgestattet (die vornehmen Frauen erschienen eben nicht), auch fehlt ihm ein Spielplatz. Davon abgesehn, haben beide Anlagen dieselbe Einteilung, natürlich so, daß das heiße Bad, das Caldarium, hier und dort dem gemeinsamen Heizraum am nächsten liegt.

Die Männer, die von ihrem Spielplatz ins Bad eilten, gelangten durch ein paar kleine Warteräume mit Bänken zunächst zu dem Aufseher, capsarius, bei dem man seine Wertsachen deponieren, besonders die Ringe ablegen konnte (wer mit Fingerringen badete, machte sich lächerlich). Es folgte ein Auskleideraum; von da trat man ins Tepidarium, um zunächst in lauer Luft sich durchzuwärmen, und erst danach in das heiße Wannenbad des benachbarten Caldariums. Dahin drängte sich alles. Es war der höchste der Genüsse. Nicht das heiße, nur das warme Bad macht schlaff, so wird uns mit Wichtigkeit gepredigt. Dann aber ließ man sich mit lauwarmem Wasser besprudeln, wobei man in einem runden Becken (labrum) stand, das sich in der Apsis desselben Saals befindet. Dabei hat anscheinend auch der Schwamm geholfen. Für gewisse Glatzköpfe war das aber gefährlich. Es gab nämlich alte Gecken, die sich, statt Perrücken zu tragen, die Haare mit Farbe auf ihre Glatze malen ließen. Die ganze Herrlichkeit war vorbei, wenn sie ins Nasse kamen, und sie schnitten sich also, wie ein Witzbold sagt, die Haare gleichsam mit dem Schwamm ab.

Das kalte Bad aber mußte vorschriftsmäßig den Abschluß bilden. Dafür diente der hübsche Rundbau des Frigidariums, eines hohlen Steinzylinders, in dessen Mitte die runde Marmorwanne; ringsum 4 Nischen. Diese Wanne ist in Pompeji nur 1,30 m tief. Der Raum selbst aber steht mit dem Caldarium unzweckmäßigerweise in keiner direkten Verbindung, und es scheint, daß sich viele, zumal in Sommerzeiten, mit dem Frigidarium allein begnügten; daher ist der Raum auch schön geformt; er ist hell und wurde im Hellen benutzt.

Nach vollendetem Bade genügte es aber nicht etwa, sich von seinem Diener abtrocknen zu lassen, sondern es folgten noch sorgliche Abreibungen, Massage und Ölung der Haut. Dazu diente u. a. auch jenes Schabeisen (strigilis), das wir in der Hand der herrlichen Statue des Lysippischen „Schabers“ im Vatikan gewahren. Man wird bemerken, daß es seinen besonderen Sinn hatte, daß Agrippa das Originalwerk des Apoxyomenos des Lypsipp grade vor seinen Thermen aufstellte.

Aber wir sind auch jetzt noch nicht zu Ende. Denn das eigentlich römische Bad fehlt noch, das Schwitzbad in erhitzter, trockner Luft, wofür es wiederum einen abgesonderten Raum gab, das Laconicum, auch dies hell und daher schön geformt. Das Laconicum hatte wie das Frigidarium stets die Form der Taufkapelle, der Rotunde mit halbkugelförmigem Dach: also ein verkleinertes Pantheon. Sein Dach stand in seinem höchsten Scheitel offen, und in der Öffung hing eine Metallscheibe, mit deren Hilfe man die Luft temperierte. Das Schwitzbad selbst aber war das angreifendste und taugte besonders für die Schlemmer, die nach schweren Gelagen der Rekreation bedurften. Der Weindunst zog aus dem Körper; der aufgeschwemmte Magen beruhigte sich.

Wie vieler Hilfsmittel der öffentlichen Hygiene — Vakzination, Desinfektion —, deren wir uns heute erfreuen, hat das Altertum entbehren müssen! Aber das Bäderwesen trat an ihre Stelle; es war bestimmt, durch Verbreitung der Sauberkeit die Volksgesundheit in allen Volksschichten zu garantieren. Denn es handelte sich hier tatsächlich um Volksbäder für alle. Nur im gesunden Körper ist eine gesunde Seele, war der Wahrspruch jener Zeit. Nebenher aber gingen noch andere Vorteile. Denn den Baumeistern, den Technikern des Altertums hat dieser Luxus ganz neue und große Probleme gestellt. Man denke

allein an die Beleuchtung und Heizung. Da entstand im Dienste des badenden Volkes die Idee der Durchbrechung der Wand, des Kolossalfensters, des Fensters mit Aussicht. Wie oft hören wir seit dem 1. Jahrh. n. Chr. das naive Staunen der Alten, wenn es gelang in diesen großen geschlossenen Räumen völlige Tageshelle herzustellen. Aber die erhitzten Räume brauchten zugleich festen Wandverschluß, und dazu war also Glas nötig, Fensterglas, große Glasscheiben. Die Glasfabrikation war alt; sie war auch in Süditalien zu Hause; ihr war damit eine neue Aufgabe gestellt.

Sodann die künstliche Erwärmung selbst, die Leitung der Heizung durch große Räume. Als die Römer Frankreich, das Rheinland und England bevölkerten, brachten sie in den kalten Norden zum Glück ihre fertigen Heizeinrichtungen mit, die sie daheim nicht im Privathaus, sondern im Bäderwesen ausgebildet hatten. Hohle Fußböden! hohle Wände! Die Erfindung wird auf den Römer C. Sergius Orata, einen Zeitgenossen Ciceros, zurückgeführt. In diese Hohlräume werden die heißen Wasserdämpfe geleitet, und die Dämpfe umgeben also allseitig den zu erwärmenden Raum, ohne doch in ihn einzudringen. Der Hohlraum unter dem Fußboden (hypocaustum) ist etwa 75 cm hoch. Auf niedrigen Ziegelpfeilern (suspensurae) ruht da zunächst ein Fußboden von Tonplatten; erst auf diesen Platten liegt der Mosaikfußboden des Bades auf. Man wußte, daß die Wärme von unten nach oben steigt. Das Hypocaustum war also das Wichtigste. Aber auch die Seitenmauern wurden an der Innenseite mit Ziegelplatten bekleidet und gleichsam austapeziert, mit einem leeren Abstand von 7 cm, durch den man die Dämpfe leitete. Die Leitung geschah auch in Tonröhren. Oft zog sie sich endlich auch noch über den Plafond des Raumes.

Der Bürger des Altertums hatte viel Muße. Denn die Kleinarbeit lag großenteils in den Händen der unfreien Bevölkerung, und auch das war nicht viel. Hat doch auch heute der Südländer, zu dem noch keine Kohlenindustrie, kein Fabrikwesen gedrungen ist, so wenig zu tun, und der Müssiggang ist sein köstliches Naturrecht: Freiheit Leibes und der Seele! Nirgends aber ist dies Gefühl so siegreich wie im Bade. Es ist, als ob mit dem Kleid die letzte Sorge vom Menschen fiele und eine urwüchsig losgebundene Fröhlichkeit beginnt. Wie sollte es damals in jenen Thermen anders gewesen sein? Man hockt,

man sitzt, man liegt und kauert durcheinander, läßt sich abtrocknen, und alles schiebt sich und kommt und geht, und der Vornehme mischt sich leutselig unter die Gemeinen; auch Kaiser Titus, auch Hadrian legten Wert darauf, so mit dem Volke zu baden. Und jeder spricht mit jedem: ein Necken, Plaudern und Singen. Die Stimmen sind im Bad glockenrein, und in den gewölbten Räumen hallt es herrlich. Man macht neue Bekanntschaften und lädt sich die Badegenossen sogleich auf morgen zum Speisen ein. Martial ist ein so guter Unterhalter, daß sein Gönner Fabian ihn zwingt, mit ihm zu baden; Martial aber verliert dabei die Laune; denn der Weg zum Bad des Fabianus ist ihm viel zu weit. Aber auch der Schmeichler fehlt nicht, der dir, auch wenn er selbst eben frisch aus dem Bad kommt und sich also vor Staub hüten müßte, doch beim Ballspiel gleich jeden Ball aufhebt, der zu Boden fällt. Dein Badetuch bewundert er und findet, daß es weißer als Schnee, auch wenn es schmutziger ist als die Windeln eines Kindes, und wenn du dir deine paar Haare mit dem Finger glatt streichst, sagt er enthusiastisch, du habest des Achill Locken geordnet!

Augenscheinlich brachte man mißbräuchlich auch Hunde mit ins Bad, ja, auch andere Tiere, aufwärts bis zum Rhinozeros. Das war im schlimmsten Wortsinn sensationell. Die ärgste Plage waren jedoch die Dichter, die entbrannt sind, ihre neuesten Verse vorzutragen. In den Bädern fanden sie ihr sicherstes Publikum; denn das Publikum war unbekleidet und konnte nicht leicht entrinnen. Daß es dabei auch an krassen Unanständigkeiten nicht fehlte, kann man sich leicht vorstellen, und wir ersparen uns die Nachweise. Aber auch an allerhand Aufregung fehlte es nicht. Garderobendiebstähle ereigneten sich täglich. Ein besonderer Abschnitt in den Pandekten handelt über die Bäderdiebe, Langfinger von Beruf, die die Griechen Balanoklepten nannten. Auch der Dichter Catull fährt gegen einen solchen Dieb los, und Petron schildert uns die Aufregung im Bade, als der Verlust entdeckt ist. Was lag freilich an einer Tunika? Sie kostete nicht viel. Aber man konnte doch ohne sie nicht nach Hause gehen.

Übrigens wurde auch im Bad gezecht, inter nudos. Noch aufregender, und zwar in anderem Sinne, wäre es, wenn wirklich Männer und Frauen zusammen gebadet hätten. Doch läßt sich die Prostitution in den Bädern wohl nur für die große Babel

Rom und ähnliche antike Großstädte ersten Grades nachweisen. Der freche Martial setzt solche Situationen wirklich gelegentlich voraus: ein Mißbrauch, der in der christlichen Ära sich dann noch steigerte und ja auch noch das Mittelalter überdauert hat.

Schon die Thermen der Kleinstadt Pompeji betritt der Reisende mit Staunen. Pompeji ist erst zu einem Drittel ausgegraben und hat schon drei solcher Anstalten geliefert. Von Rom erfahren wir nun gar, daß es 952 Bäder hatte.[1]) Agrippa allein legte 170 an. Ebenso ging es durch alle Kleinstädte, durch alle Provinzen. Thermenreste sind in England und Algier, sind in Trier und Badenweiler, in Carnuntum bei Preßburg u. s. f. u. s. f. gefunden. Wir haben nicht Raum; die Orte aufzuzählen. Reiche Privatleute stifteten solche Volksbäder allerorts und sicherten testamentarisch die Badebetriebskosten. Das betraf besonders die Heizung. Ganze Wälder wurden verheizt. Selbst bei den Landleuten wurde das Warmbaden so allgemein, daß die Ärzte, um der Verweichlichung zu wehren, dagegen einschritten, mit der Vorschrift, man solle nur an jedem vierten Tage baden.

Und nun gar erst das kaiserliche Rom mit seinem verhätschelten Pöbel! Augustus ließ an einem Festtag das ganze Volk gratis baden. Agrippa dehnte den freien Eintritt auf ein ganzes Jahr aus. Und aus eben dieser Fürsorge für die Majestät des Proletariats sind dann jene Monsterbauten hervorgegangen, wie sie in den Kolossalresten der Caracallathermen und Diocletiansthermen vor uns stehen. Eine ganze Stadt könnte auf diesen Arealen Platz finden. Aus einer Parzelle der Diocletiansthermen hat Michelangelo die Kirche Santa Maria dei Angeli hergestellt.

Auch ihre Spielhöfe wurden damals mit Riesengewölbespannungen überdeckt, und diese zum Herumstehen eingerichteten Hallen boten nun dem Publikum etwa dasselbe, was ihm heute in Mailand oder Neapel die gewaltigen gewölbten Glasgalerien und Passagen bieten: Galeria Vittorio Emanuele u. s. f. Denn in den Hundstagen war es darin herrlich kühl, so daß wir auf

[1]) Im Archiv für Volkswohlfahrt, 1908, ist dagegen nachgewiesen, daß Deutschland mit 60 Mill. Einwohnern nur 2847 Warmbadeanstalten besitzt, also eine auf 21000 Personen. Für so viele genügt eine Anstalt wohl schwerlich. Die Diocletiansthermen Roms reichten doch nur für 3000.

die Frage: wo bewahrt man im Sommer am besten einen Fisch auf? die Antwort hören: in den Thermen!

Aber auch die dekorative Kunst kam hinzu: die weiten Fußböden bilderreiche Mosaiken, bilderreiche Mosaiken auch die farbenstrahlenden Apsiden in der Höhe. Ja, auch Statuen in Erz und Marmor wurden da aufgestellt, wie es uns Dichter schildern.[1]) Und wirklich stammen so die sog. Flora, der farnesische Stier, der farnesische Herkules in Neapel aus denselben Diocletiansthermen. Das sind Primawerke der antiken Kunst. Der Leib ergötzt sich am Wasser, der Geist an Schildereien, so rühmt uns ein Badegast.[2]) Schon Agrippa hatte seine Thermen beim Pantheon in dieser vornehmen Weise geschmückt, und wir hören, daß der treffliche Mann zudem eine herrliche Rede gehalten hat über öffentliche Aufstellung der Kunstwerke, die sich im Privatbesitz befinden. Es war eine soziale Mahnrede an die Großen Roms. Besäßen wir diese Rede noch! Sie könnte uns auch heute noch eine ernste Mahnung sein.

Wir brauchen die ärmeren Klassen freilich nicht an Müßiggang zu gewöhnen und durch Zerstreuung ungefährlich zu machen. Das Heilmittel für das moderne Volksleben ist die Arbeit. Aber wir sollen Front machen gegen unsere Kunstmuseen, diese trostlosen Bildermagazine, in denen das Viele das Gute totmacht. Die Gans wird auf Gänseleber gemästet, der Mensch auf Kunstsinn. Aber weder die Gans wird dessen froh, noch der Mensch. Die antiken Thermen, das waren die richtigen Museen. So sollten auch heute in allen Städten just die besten Originalwerke, die unsere Zeit besitzt, auf die Gefahr hin, daß sie früher zu Grunde gehen, als wir wünschen möchten, an öffentlichen Stellen zum täglichen Umgangsgegenstand für das Volk gemacht werden. Denn für das Volk ist grade nur das Beste gut genug, und nicht durch gewolltes Studium, sondern nur durch den ungewollten täglichen Umgang wird jene tiefgehende ästhetische Verfeinerung, wird jene Kunstnatur erworben, wie sie nur das Altertum besaß.

Wie schon gesagt, hatte Agrippa den „Schaber" des Lysipp öffentlich aufgestellt. Tiberius schaffte das köstliche Werk neidisch in seinen Palast, das römische Gassenvolk aber erhob sich, demonstrierte und zwang den Kaiser, es wieder an den

[1]) Siehe Anthol. lat. 210 und 214.
[2]) Besonders die Privatbäder der Freigelassenen strotzten von Statuen: Seneca epist. 86.

alten Platz zu stellen. Das ist lehrreich für die Kunstliebe der Volksmassen in jenen Zeiten.

VII. Gottesdienst und Glaube.

Aber wo bleibt die Frömmigkeit? Das antike Leben war in Gottesdienst getaucht, Religion das A und O, und wollten wir in unseren Schilderungen ganz getreu sein, wir müßten von ihr anheben, mit ihr enden und dürften nicht aufhören, von ihr zu reden. Wo sind die Millionen Rauchopfer, die Millionen Gebete, die alltäglich das Herz der Götter suchten, oft nur als anerzogene Gewohnheit, die unverlierbar war wie die Treue zu Haus und Hof[1]), oft aber als bangender Schrei der gefolterten Seele, die einen Helfer braucht und ihn herniederzwingt aus den Wolken?! Je weniger verbreitet die Kenntnis der mechanischen Naturgesetze, je allgegenwärtiger war damals das Übernatürliche. Man bezog alles, jedes Kleinste, in lebendigstem Gefühl auf Gott, d. h. auf einen jener Götter, die man mit Namen zu nennen wußte. So prangten auch die Tempel wie schimmernde, marmorne Gebete auf allen Stadtbergen. Denn Gott liebt die Höhe. Lag der Tempel im flachen Feld, so wurde er doch von einem hohen Sockel getragen. Die Säulen stehen wie schlanke versteinerte Gottesdiener und tragen frei balancierend das Tempeldach, und eine breite Freitreppe führte zum Allerheiligsten hinan: der Treppenbau großen Stils ist nicht für Profanbauten[2]), er ist für die Andacht der Waller erfunden worden, als wären es Himmelsleitern. Auch im Mithrasdienst spielt die mystische Treppe eine Rolle.

Soll ich die Götter nun aufzählen? Es wird genügen nochmals zu erinnern, daß Jupiter, Diana, Merkur u. s. f. jetzt griechische Götter unter römischen Namen sind. Der schöne griechische Olymp war siegreich eingezogen, und der Römer hatte seine eigene alte Religion darüber fast ganz vergessen. Er war leichtgläubig und leicht zu bekehren, nach dem Grundsatz: Je mehr man glaubt, je besser.

Denn die griechisch-römische Volksreligion war noch immer eine Religion der Furcht. Eben daher die Vielheit der Götter-

[1]) Man liebt seine Penaten wie seine Eltern und Kinder, sagt Seneca.
[2]) Erst spät hören wir von Freitreppen an Palästen: Seneca epist. 84. Ein Bild davon gibt die Freitreppe der Bibliothek von Ephesus.

wesen! Sie ist nur eine Vielheit von Versuchen, das Walten des übermenschlichen Schicksals zu erklären. Man war zu fromm, d. h. zu ängstlich gewissenhaft, um einen dieser Versuche zu bestreiten, und so ist das Prinzip der antiken Frömmigkeit Toleranz ohne Grenzen. Zeitweilig wurde durch den Kaiserhof die Apolloreligion, zugleich auch die Venusreligion, späterhin die Minervareligion begünstigt und mit neuen Kulten ausgestattet. Ebenso stand jeder Bürger durch Familientradition bald diesem, bald jenem Gott besonders nahe; aber man leugnete deshalb die Gültigkeit der übrigen nicht, und kein Gott nahm es übel, wenn man auch jedem andern Opfer brachte. Es gab wohl Priester, aber nicht Theologen, d. h. es fehlte an jeder gültigen Dogmatik, die eine für die Gemeinden feste Glaubenslehre aufgestellt hätte. Wäre eine vergleichende Dogmatik zur Geltung gekommen, sie hätte unrettbar zum Monotheismus hingeführt. Für das aufkommende Christentum aber lag es nahe, die vielen Götterkulte durch den Kult der Heiligen abzulösen, die zwar nicht göttliche Verehrung genießen, sondern nur um Fürbitte angegangen werden, aber denen man doch als Schutzpatronen immerhin Kirchen weihen und vor deren Gebeinen man knieen konnte. Auch dies war eine starke Dezentralisation der göttlichen Hilfe, durch deren Vergleichung wir die antike Anschauungsweise uns gut verdeutlichen können. Freilich erinnert uns wohl die Dogmatik der Kirche gelegentlich daran, daß man den einen Gott über Maria, Petrus, Damian, Agnes und Constanza nicht vergesse.

Die Idee Gottes ist so unendlich erhaben und unergründlich reich, daß sie sich für die lebhafte Phantasie des Südländers in viele Bilder zerspaltet, wie das Prisma den Sonnenstrahl in Farben zerlegt. Die meisten vertragen es eben nicht, in das reine Licht zu sehen; sie brauchen das gebrochene Licht, den Abglanz, die Farbe. Es ist der Trieb nach Greifbarkeit, nach Deutlichkeit. So phantasiereich war eben das Altertum, und seine wundervolle Kunst war imstande, jeden Gott als Idealgestalt in Bildern wirklich vorzuführen, die bis heute unvergeßlich herrlich sind; und die römischen Eroberer schleppten solche Bilder in Massen von Hellas nach Rom.

Das war die Blüte des naiven Glaubenslebens jener Zeiten. Krasser Unglaube, wie ihn Kaiser Caligula zeigte, war anscheinend selbst in der vornehmen, blasierten Männerwelt selten. Kaiser Caligula betrachtete sich selbst allein als Gott, dabei aber

verkroch er sich unter das Bett, wenn es donnerte. Viele Freidenker dieser Zeit verfielen dagegen dem von Osten eingeschleppten chaldäischen Sternenglauben, jener fatalistischen Astrologie, nach der alles, was geschieht, vorher bestimmt in den Sternen steht. Dafür ist Kaiser Tiberius ein berühmtes Beispiel; aber der Wahn hat Altertum und Mittelalter überdauert. Noch in der Renaissance des 15.—16. Jahrh., noch im Wallenstein herrscht dieselbe gräßliche Astrologie unter den katholischen Christen:

„Zu wollen wähnt' ich. Doch es zerrt mit Lieb' und Haß
Uns durch das Leben gängelnd die Notwendigkeit."

Das war importierter Aberglaube. Anderer Aberglaube dagegen war uralt und steckte tief in den Knochen des Volks. Ich denke an das Wunder. So wie heute die hl. Maria von Lourdes die Gläubigen heilt, so taten es die Götter allerorts, schon damals. Ich denke vor allem an die Incubation, den Schlaf in den Tempeln. Der Gott erscheint da dem schlafenden Kranken und verkündet ihm das Heilmittel, oder der Schlafende ist schon durch die Erscheinung selbst genesen, wenn er erwacht. Mit demselben Erfolg erschienen später auch christliche Heilige, wie die Brüder Cosmas und Damianus, den Kranken im Schlaf. Das Wunder ist das Lieblingskind jeder Religion, aber nur das nützliche Wunder.

Schon diese Incubation brauchte die Nacht als Gehilfin. Die Nacht half aber auch dem furchtbaren Spuk der Zauberei, und auch diese lebte seit Urzeiten im Volk weiter. Die Träger der krassen Superstition sind überall die Frauen. Nicht Zauberer: wir hören viel mehr von Zauberinnen. Medea blieb das Vorbild, Thessalien die Heimat dieser Kunst. Zauberpapyri, rollbare Bleitäfelchen mit Zaubersprüchen sind in großer Anzahl ausgegraben: den Feind soll die Pestilenz treffen; seine Rennpferde sollen lahm werden, damit sie nicht siegen, und das soll der Spruch bewirken. Das steht auf demselben Boden wie der Gebrauch der Amulette und wie das Besprechen der Krankheiten, das uns auch heute noch nicht fremd geworden. Auch eine Wünschelrute (virgula divina) gab es schon. Wer tot geglaubt ist und doch lebend aus der Fremde heimkommt, darf, wie ein Gespenst, nicht durch die Tür ins Haus, sondern muß übers Dach einsteigen.

So genierte sich nun aber auch keine Römerin, sich des Liebeszaubers zu bedienen. Die römische Liebespoesie ist voll davon, und das war nicht immer ganz harmlos. Wie furchtbar ist nicht jene Canidia, die, um einen kräftigen Zaubertrunk zu haben, sich nicht mit Froscheiern, Uhufedern und Zauberwurzeln begnügt, sondern einen halbwüchsigen Knaben halb in die Erde eingräbt und ihn allmählich Hungers sterben läßt, nur um, wenn er tot, seine ausgedörrte Leber in den Trank zu tun. Horaz läßt uns das sehen und das Jammern des Knaben hören, der da im Sterben droht, der Canidia als höllisches Gespenst mit krummen Krallen zu erscheinen, sie zu zerfleischen und in den Tod zu hetzen. Die Dichter tuen meistens so, als glaubten sie nicht an die Kraft solchen Zaubers. Aber wir merken doch, wie beklommen ihnen dabei ums Herz ist.

Kehren wir indeß zur reineren Religiosität, zum eigentlichen Gottesdienst zurück. So wie die Kunst damals fast nur Göttliches darstellte, so war das Leben von frommen Pflichthandlungen erfüllt. Je regelmäßiger aber solche Handlungen ausgeführt werden, je mechanischer geschehen sie. Bei uns ist das Tischgebet, wenn ich nicht irre, im starken Rückgang, vielleicht auch die täglichen Hausandachten. Bei den Römern blieb dies tägliche Pflicht; denn jedes Haus hatte seine Hauskapelle oder Götternische; da waren die alten Laren tanzend gemalt (es sind stets zwei) und zwischen ihnen der Genius des Hausherren; außerdem wurden in der Nische oft auch noch sonstige Götter wie Apoll, Aesculap, Merkurius in kleinen Figuren aufgestellt. Das nannte man die Penaten. Diese kleinen Figuren konnte man auch als Amulett mit auf die Reise nehmen, so wie heute die Heiligenbilder; denn sie bewahrten vor Unglück; und Händler, die solche Figuren verkauften, fanden sich auf allen Jahrmärkten. Täglich wurde nun erstlich am Hausaltar morgens Opfer verrichtet, besonders von der Dienerschaft, ebenso aber auch täglich bei der Hauptmahlzeit dem Lar des Hauses Andacht bezeigt. Einen Sonntag als besonderen Tag der Frömmigkeit gab es nicht. Der närrische Trimalchio stellt seine Laren geradezu auf den Eßtisch, damit sie teilnehmen. Denn die naive Vorstellung, daß die Götter mitspeisen, geht durch das ganze Altertum. Die Laren lieben besonders Kuchen und Honig. Übrigens fand sich oft auch noch in der Nähe der Küche eine Schlange an die Wand gemalt, sowie man sich auch lebende Schlangen in den Häusern hielt. Diese Schlange bedeutet wiederum den Genius, und ein Altartisch steht für ihre Ernährung bereit.

So waren ferner auch alle Familienfeste, so war jeder Abschnitt in der Berufsarbeit mit Andachtsbezeigung verbunden. Die Innungen feierten ihren Schutzgott, und beim Abreisen grüßte man seine Hausgötter, beim Heimkehren grüßte man sie wieder. Der Wanderer grüßte auch das Götterbild, das er am Wege fand; und zwar legte man dabei die Hand an den eigenen Mund. Das Wort „adorieren" heißt buchstäblich das die Hand an den Mund legen. Diese Bewegung glich der Kußhand.

Aber das war das wenigste. Der Gottesdienst außer Hause kam hinzu und füllte ganze Tage aus. Zunächst der öffentliche. Es handelt sich hier um Staatsreligion. Der Staat oder die Stadt selber diente den Gottheiten. Man denke, daß der heilige, offizielle Festkalender Roms für Götterfeste nicht weniger als 109 Tage verzeichnet. An so viel Tagen mußte das Geschäft ruhen. Die Andacht füllte fast $1/3$ des Jahrs. Das „heilige Recht", wir würden sagen „das Kirchenrecht", war eben darum ein Teil des Staatsrechts, und der Staat war es, der alle die Festspiele, Prozessionen, Speisungen und Opfer, die sich an jeden großen Tempel knüpften, bezahlte. Aber auch kein Staatsbeamter trat sein Amt ohne Opfer und Schenkungsgelübde (votum) an. Keine Senatssitzung wurde ohne Gebet eröffnet (was sind wir frommen Christen dagegen?). Der Kaiser selbst stand an der Spitze des Pontificalkollegiums mit dem Titel Pontifex maximus; es ist der Titel, den später der Bischof Roms von ihm übernahm. Der Kaiser war somit der Papst der vorchristlichen Religion.

Niemand aber war etwa gezwungen, sich an diesen Gottesdiensten zu beteiligen, und man tat es nur aus innerem Trieb oder durch den Glanz des Festes angezogen. Dazu kamen nun aber noch die Privatdarbietungen in den Tempeln, die vom Staat immerhin begünstigt wurden.

Erst wo der Einzelmensch seinen Gott im Tempel aufsucht, erst da zeigt sich die Individualfrömmigkeit. Das Weib, das gebären soll, die Mutter, die um ihr krankes Kind bangt, der Sohn, der hinaus über See geht; hundert Fälle der Angst und Not, in denen den vertrauten Gottheiten Diana, Aeskulap, den Dioskuren ihr Opfer gebracht wird. Dies Opfer war zuvor ge-

lobt worden; der Gott erhält es, sobald er geholfen hat; und er hilft so oft. Es waren Blumen, Früchte, von den Tieren besonders das Schwein (dies war das billigste und am leichtesten zu erschwingen). Auch Geld (stips) wurde in den Gotteskasten geschenkt, von den Reichen gar herrliche Kunstwerke aufgestellt. Unzählige Abbildungen von Rettungen und von geheilten Gliedmaßen hängte man an die Tempelwände (wie noch heut in Italien); der ausgediente Soldat hängt dankbar seine Waffen, der Fischer das ausgediente Netz, der müde Schiffer Anker und Ruder im Vorhof auf. So verheißt auch der spekulierende Großkaufmann dem Herkules den Zehnten vom Gewinn, und siehe da, das Geschäft glückt! Die verheißene Summe wird der Tempelkasse überwiesen. Ein üppiger Schmaus, eine Volksspeisung größten Stils wird davon bestritten. So ist der Gott, d. h. seine Gemeinde, am Gewinn beteiligt.

Ruinen römischer Tempel gibt es genug. Betreten wir einmal ein Heiligtum. Der Tempel selbst ist nicht groß. Wie ein Marmorschrein steht er auf seinem Unterbau inmitten eines weiten, offenen Tempelhofes, der von der Profanwelt gern durch eine hohe Mauer abgeschlossen ist. Der Hof wird im Innern von einem ein-, auch zweistöckigen Säulengang umzogen, an dessen Wänden Gemälde prangen und zwischen dessen Säulen Weihgeschenke, glorreiche Werke griechischer Meister, aufgestellt sind. Die Gemeinde versammelt sich lediglich in diesem Vorhof, nicht im Tempel, und wollen wir den christlichen Kirchenbau vergleichen, so entspricht der offene Vorhof dem Hauptschiff der Kirche, der Tempel selbst dem erhöhten Chor. Denn der Tempel ist, wie der Chor, immer nur dem Priester zugänglich. Das Tempelinnere ist meistens nur ein ungeteilter Raum (eine Erinnerung an das einfache zeltartige Urwohnhaus der Menschheit). Nur in der Hinterwand des Raumes steht auf einem breiten schrankartigen Postament das Gottesbild. In dem Postament werden Tempelgerätschaften aufbewahrt. An seiner Seite führt ein Treppchen zur Statue empor; denn die Tempeldiener müssen hinan können, um das Bildwerk zu säubern, zu bekränzen, ja, zur Prozession hinauszutragen. Auch im Tempelinnern fehlt es nicht an Wandschmuck und Ziergegenständen (mensae). Doch ist der Tempel bestimmt, vor allem durch sein Äußeres zu wirken: seine Marmorsäulen flimmern und gleißen im Sonnenlicht; sein Fries, seine Giebel, seine Akroterien strahlen in Farben. Er kann nie schön genug sein. Denn die Gemeinde im Vorhof schaut andächtig zu ihm auf.

Vor der Tempelfront steht der große Brandaltar. Die Opferhandlung beginnt. Dazu öffnen sich die schweren Flügeltüren des Tempels, auf denen im Reliefbild allerlei sinnige Legenden dargestellt sind, und der Opfernde kann nun ins Innere schauen und den Gott, den er anruft, selbst gewahren. Es war beliebt die Front des Baus nach Osten zu richten, so daß der erste Lichtstrahl des Sonnenaufgangs bei aufgetanen Türen auf das Gottesbild fiel.

Die Zeremonie selbst folgt strengstem Ritus. Tiefste Stille; denn vom Ausrufer wird Schweigen geboten. Die Flöten setzen ein; Wein und Weihrauch ist schon gespendet: da wird das Opfertier, bei reicherem Opfer ein Rind mit vergoldeten Hörnern, herangeführt. Der Priester liest mit erhobener Stimme ein Gebet aus einer Buchrolle ab, indem er dabei den Altar anfaßt, und besprengt das Tier mit Wein. Die Opferdiener schlachten es. Auf einem beweglichen Herd, der neben dem Altar aufgestellt ist, werden zunächst die Eingeweide, die der Mensch nicht ißt, gekocht. Nur sie sind es, die auf dem Brandaltar dem Gott dargebracht und feierlich verbrannt werden. Das übrige Fleisch verspeisten die Opfernden selbst: ein gewiß nicht unwillkommenes Gericht, da das Volk sonst stark vegetarisch lebte. War bei der Handlung irgend etwas versehen, so mußte sie ganz von vorne wiederholt werden. Auch der Wortlaut der Gebete wurde genau fixiert, da eine einzige fehlerhafte Silbe den Gott verletzt und alle Wirkung aufhebt.

Ob solche Handlung auch Schauer der Andacht wirkte, wie sie etwa ein deutsches Gemüt beim Gottesdienst empfindet? Gewiß nicht. Die römischen Schriftsteller reden von solchen Stimmungen nie. Was sie ergreift und zur Andacht stimmt, ist immer nur die Schönheit des Gotteshauses und seines heiligen Bezirks, die Schönheit der Weihegaben, die ihn zieren. Die Schönheit einer durchgeistigten Kunst! Durch sie wurde das Herz des griechisch empfindenden Menschen Gott nahegebracht. Sie ist die erlösende Predigt des Altertums gewesen, und zwar nicht die Schönheit des Gesanges, sondern jener Künste, die für das Auge wirken.[1]

[1]) Schon das Betreten eines Heiligtums ändert das Herz, sagt Pythagoras bei Seneca epist. 94, 42; bonus intra, melior exi: C. I. L. VIII, 2584.

Was aber suchte und fand der Römer bei seinen Göttern? Es ist klar: er fand und suchte nur Hilfe in den Sorgen des irdischen Lebens. Weiter nichts. Es fehlt die Sündenvergebung. Es fehlt das „Vergib uns." Es fehlt auch jede Besorgnis um ein seliges Jenseits. Um solche Gedankenreihen zu wecken, dazu mußten erst andere Religionen aus dem Osten heranziehen. Dabei war das Bestattungswesen von ungewöhnlicher Sorgfalt, ob man die Leichen verbrannte, ob nicht. Die rationelle Verbrennung behielt lange den Vorrang. Die Friedhöfe Italiens sind ja noch heut berühmt. Denn auch heute noch liebt es der Italiener, den Dahingegangenen, wie wir es in Genua, Mailand, Neapel sehen, prunkvolle Monumente, ja, ganze Häuser, in denen die Überlebenden sich versammeln können, aufzubauen. Ganz derselbe Geist hat auch schon die alten Gräberstraßen geschaffen, Via Appia, Via Latina, die hinaus in die verträumte Campagna führen: unvergänglich schön das Grab der Metella, großmächtiger als alle die Engelsburg. Solche Grabmäler faßten die Landstraßen ein, auf Grundstücken, die man vom Staat erwarb, und sie waren der Pietät des Publikums empfohlen (loca religiosa, nicht sacra). Verwünschungen gegen die, die sie verletzen, fanden sich oft daran geschrieben, und damit ist gesagt, daß der Staat für ihren Schutz nicht genügend aufkam. Die Götter der Unterwelt nannte man schmeichelnd die „Manen", d. h. die Guten, ein Begriff, der nur pluralisch auftritt. Diesen Manen wurde jedes neue Grab geweiht. Durch Grabesehren und jährliche Spenden wurden sie beschwichtigt. Dann aber heißen auch die Verstorbenen selbst Manen. Daß die Seele nach dem Tode weiterlebt, war also selbstverständlich. Ja, diese Manen werden göttlich genannt! Wenn in der Kaiserzeit dis Manibus regelmäßig auf den Grabsteinen steht, so war das eine Art Seligsprechung, so unbestimmt die Vorstellungen von Seligkeit auch sein mochten. Etwa seit dem Jahr 100 n. Chr. aber kommt dann die Beisetzung in Marmorsärgen auf, jenen Sarkophagen, von denen unser deutsches Wort „Sarg" sich herleitet; und diese Särge finden wir vielfach mit Bildern im Relief bedeckt, die leise und wie in Gleichnissen auf ein seliges Jenseits hindeuten.

Trefflich stimmen dazu die Grabinschriften, die anfangs immer nur rührende Trauer, bittere Klage und liebendes Gedenken zeigen. Seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. aber beginnt auf ihnen ab und zu die Hoffnung auf ein Elysium, wie sie die Orphiker und Vergil lehrten, sich zu äußern. Die Seele ist im Körper nur zeitweilig wie ein gefangener Vogel: sie fliegt wieder davon.[1]) Die deutliche Erwartung des persönlichen Wiederbegegnens wird freilich recht selten ausgesprochen.[2]) Auch von einem Gericht nach dem Tode hatte man Vorstellung; Cicero sagt von ihm: da wird kein Advokat für dich reden; du wirst dich selbst verteidigen müssen! Und die verstorbene Cornelia redet so wirklich vor dem Richter der Unterwelt; wir hören bei Properz ihre freimütige Selbstrechtfertigung. Es ist wunderbar und denkwürdig zu lesen. Sie nennt diesen Gott und Richter „Vater"; aber stolz steht sie vor Gott; fern ist ihr das Gefühl, daß wir allzumal Sünder; bestimmt erwartet sie einen Lohn für ihr Leben; der Himmel steht offen für den Gutgearteten.

Schön war auch die Sitte, das Grab mit Rosen und Veilchen zu bepflanzen. Denn die Pflanzen wachsen aus der Erddecke des Grabes, und sie machen also dem Toten die Erde leicht. „Sei dir die Erde leicht", das war der ständige Grabeswunsch. Das Allerheiligenfest aber fiel in den Februar; es hieß Parentalia und dauerte 9 Tage: viele Familien begingen da Gedächtnis- und Opfermahl auf der Grabesstätte. Während dieser Tage wurden alle Tempel geschlossen, und keine Heirat durfte stattfinden.

Inzwischen aber kam aus Egypten der Isisdienst, aus Palästina das Christentum, aus Persien der Mithrasdienst. Alle drei konkurrierenden Religionen öffneten nun den Himmel; sie verhießen ewiges seliges Leben und verlegten sogar den Schwerpunkt der menschlichen Existenz energisch aus dem Diesseits ins Jenseits. Alle drei sind Religionen der Inbrunst, nicht der Schönheit, und Seele und Leib treten in schroffen Gegensatz. Im Isisglauben ist es Osiris, der da stirbt, um aufzuerstehen. Ein Gottessohn, der ein Mittler zwischen Gott und Menschen ist, scheint im Mithrasdienst aufzutreten; eben derselbe beging auch, wie es scheint, ein dem Abendmahl ähnliches Sakrament. Vor allem handelt es sich in allen drei Religionen um Buße oder um Reinigung durch Fasten, und um Erlösung der Seele aus dem Irdischen. Es handelt sich um ein Gottsuchen, um die

[1]) Plutarch, Consol. ad uxorem 10.
[2]) Martial 5, 34 setzt solches persönliches Wiedersehen voraus.

Idee, daß Gott in uns sein soll und wir in ihm. Das alles war unrömisch und war orientalisch, und für die Propaganda waren nun die Millionen orientalischer Sklaven und Freigelassenen, die in Italien lebten, zunächst das empfänglichste Publikum. Der kleine dürftige Isistempel in Pompeji, der noch heute steht und in Bulwers Roman eine so phantastische Rolle spielt, ist von einer Freigelassenenfamilie erbaut worden.

Daher blieben auch alle drei Religionen trotz des Zudrangs lange Zeit Sache privater Gemeindebildung, und der Staat lehnte sie ab. Erst Caligula hat den ersten Isistempel in Rom bauen lassen, erst Caracalla (211—217) erhob den Isisdienst zur kaiserlichen Religion. Der Kaiser als Oberpontifex hatte die Entscheidung. Später geschah dasselbe mit dem Mithrasdienst und bald danach mit dem Christentum. Das war ein dreifacher Sieg des Orients über das alte griechisch-römische Empfinden.

Das Christentum verbreitete sich in der Verborgenheit, und die Welt erfuhr nichts über seinen Kultus. Auch der Mithraskult liebte das Geheimnis; unterirdische Grotten, wie sie in Heddernheim oder auf Capri erhalten sind, waren seine Stätten. Sensationell dagegen und mit fremdartigem Glanz trat der Isisdienst früh vor die Öffentlichkeit. Osiris-Serapis, der Gemahl der großen Allgöttin Isis, ist verschwunden, er ist gestorben; aber siehe, er wird wiedergefunden, und er lebt! Das war der Inhalt des großen Haupt- und Freudenfestes im November. So ist es denn auch derselbe Osiris, der das ewige Leben gibt; Osiris reicht dem Toten im Jenseits den Becher voll Wasser des Lebens. Isis war aber auch Herrin der See, und so wurde im März die Eröffnung der Schiffahrt gefeiert. Da zieht eine Prozession mit Fackeln und Musik und Götterbildern ans Gestade. Das seltsame Sistrum klingelt; die Priester gehen ganz in Weiß, sie haben glatte Tonsuren und tragen Symbole des Glaubens, eine offene Hand sowie ein goldenes Gefäß in Form einer Frauenbrust, aus dem Milch träufelt. Ein Schiff liegt am Ufer. Das Schiff wird mit Milch besprengt und dem weiten Meer übergeben. Man wartet am Strande, bis es auf der Höhe der See verschwindet, dann kehrt der Zug zum Tempel zurück; der Priester betet für Kaiser und Volk, und das Volk, das Blumen und Kränze trägt, darf endlich im Heiligtum selbst dem silbernen Isisbildnis die Füße küssen.

Aber das merkwürdigste religionsgeschichtliche Phänomen der Zeit fehlt noch. Das ist das Gottmenschentum, das ist der K a i s e r k u l t. Auch er war im Orient entstanden, und Rom entlehnte ihn vom Hellenismus. Die Könige Persiens waren göttlich gewesen, dann Alexander der Große, der als Sohn des Gottes Zeus Ammon galt, dann alle griechischen Könige in Syrien und Egypten. Das adoptierte in Rom schon Julius Cäsar. Kaiser Augustus wollte zwar vom römischen Publikum solche Ehrungen nicht annehmen; aber die griechischen Städte Asiens warfen sich ihm zu Füßen und beteten ihn mit der Göttin Roma vereint in Tempeln an. So wurde es sogleich zum Glaubenssatz, daß der Kaiser, der starb und auf dem Scheiterhaufen verbrannt wird, aus der Flamme zum Himmel auffährt und thront zur Rechten des allmächtigen Jupiter. Aber nicht nur das: schon bei Lebzeiten gestattet oder begünstigt es der Kaiser, daß die Untertanen ihn als Gott verehren. Das Volk drängte sich selbst dazu heran, und das geschah im Interesse der Staatsidee. Denn zwar nicht der Mensch war göttlich, aber das Amt machte ihn dazu. Wie des Zeus Wille im Himmel, so war der persönliche Wille des Kaisers das Zentrum der sichtbaren Welt; deshalb mußte er unantastbar, unfehlbar sein. Ohne das fiel das Reich auseinander; er war die einzige Verkörperung göttlicher, unbedingter Machtfülle auf Erden. Aurelian betitelt sich selbst „Herr und Gott", dominus et deus. So entstanden nun Kaisertempel in allen Groß- und Kleinstädten der Welt — berühmt und einflußreich war der Augustusaltar in Lyon — mit Kollegien, denen dieser Kultus oblag, und die sich aus Freigelassenen zusammenzusetzen pflegten; und da fanden nicht nur die verewigten, sondern auch die lebenden Kaiser ständige Verehrung. Die Dichter setzten sie gar mit Jupiter, mit Phoebus gleich. Die Christenverfolgungen hätten nie so ernsten Charakter angenommen, wenn die Gläubigen nur dem Jupiter oder der Venus das Opfer verweigert hätten; denn die antike Religion verlangt das Opfer garnicht unbedingt, und jeder mochte d e m Gott dienen, an den er glaubte. Daß sie den Kaiserkult ablehnten, das machte die Christen staatsgefährlich und gradezu zu Verbrechern, schuldig des Sakrilegs, so daß man sie mit Räubern gleichsetzte, und ihnen wurde der Prozeß gemacht.

Inzwischen geschah das Größte gleichsam hinter der Bühne der Weltgeschichte. Die P h i l o s o p h e n gingen ihren stillen

Weg und schufen eine neue und reine Gottesauffassung. Eine Theologie begann. Varro schrieb auf stoischer Grundlage sein großes kritisches Werk „über die überlieferten göttlichen Dinge“, in dem er die Götter in den Dichterfabeln, aber auch die Staatsgötter verwarf und nur die Naturgötter allein, die physikalischen Mächten entsprachen, noch gelten ließ und zu begreifen suchte. Cicero's Werk „über die Natur der Götter“ schlug denselben aufklärerischen Ton an. Eine große Sekte von Stoikern entstand unter den Gebildeten Roms. Was blieb ihnen? Es blieb in Wirklichkeit nur ein Gott, der eine Gott der Stoa, der das unerschaffne All in sich schließt, in dem das All lebt. Das war Monismus, Monotheismus und Pantheismus. Diesen Gott predigte Seneca zu Neros Zeiten. Und zwar wird hier endlich gründlich und prinzipiell, aber doch schon lange, bevor das Christentum dies lehrte, die Sittlichkeit auf Gott gegründet. Das war das wichtigste. Für jede Tat soll jeder sich der Verantwortlichkeit vor Gott bewußt sein. Gott gehorchen, das ist die menschliche Freiheit.[1]) Wozu Tempel und Opfer? Deine Seele, das sei Gottes Tempel; das Gutsein, das ist der Opferduft, der ihm angenehm. Der Glaube an Gott ist der vornehmste Gottesdienst.[2]) Gott ist dein Vater; suche ihm gleich zu werden. Die Tugend um Gottes willen, das ist Religion. Es war in der Tat die Religion Kaiser Mark Aurels.

Als Vorbild aber für solche Erlösung durch die Tugend galt dem Seneca Herkules, der Held, der sich wie eine Parallelfigur zu Christus ausnimmt. Auch Herkules ist Gottessohn, und er kämpft und leidet für die Menschheit; durch den Schmerzenstod der Verbrennung wird er zu Gott, seinem Vater, erhöht, und seine Mutter muß, von Schmerz durchbohrt, als mater dolorosa seinem Tode zusehen; aber sie zeigt der Welt, wie eine Mutter Schmerzen tragen soll.[3])

Allein diese Weisheit der Stoa war zu unsinnlich streng und schwer, um volkstümlich zu werden. Denn das Volk will nicht grübeln; es will auch nicht sittlich erzogen sein; es will nur Vergebung für seine Sünden. So wurde denn jene fromme Lehre im Kampf der Religionen anscheinend spurlos hinwegge-

---

[1]) Seneca, de vita beata 15.
[2]) Seneca Epist. 95, 47.
[3]) Seneca, Herkules Ötaeus v. 1848 ff.

schwemmt, um erst in späten Jahrhunderten wieder junge Kraft zu gewinnen.

Und die alten schönen Götter der Fabel? Sie verblaßten schließlich von selbst, wie ein Fresko unter der Witterung. Aber sie starben nicht. Ja, wir können sagen, sie leben noch heute. Jedenfalls haben die Väter der christlichen Kirche wie Augustinus niemals die Existenz des Jupiter oder der Venus bestritten, sondern sie nur für böse Geister erklärt, die denn also doch, wenn sie böse sind, auch vorhanden sind. Und in der Tat, wer kann heut ohne sie denken? Als Traumgebilde der Phantasie schmücken und beeinflussen sie noch immer unser Dasein und Kunstleben. Es ist ja Rom, wo Rafael in der Farnesina Amor und Psyche, es sind die Stanzen des Papstes, wo Rafael den Parnaß gemalt hat; es ist der Vatikan, wo der Apoll von Belvedere steht. Und in diesem Sinne ist doch bemerkenswert, daß die Götter auch schon von den alten christlichen Dichtern des 4. und 5. Jahrh. ohne alle Bedenken beibehalten wurden. Wer den Claudian, den Nonnos oder Sidonius gelesen hat, weiß das. So glaubte auch noch der brave Ausonius um das Jahr 370 an unserer Mosel, wo er den Weinbau beschreibt, die alten, ewigjungen Satyrn und Najaden leibhaftig zu sehen und schildert sie, wie sie die Trauben im Weinberg naschen, wie der bocksfüßige Pan ins Wasser plumpst und wie um die Mittagsstunde die Wasserfrauen heimlich ihren Reigen in den Fluten führen und die lüsternen Faune foppen, die statt ihrer glitschrigen Leiber nur zerfließende Wellen erhaschen. Welch reizende Böcklinsche Staffage! Wer kann an der Mosel fahren, ohne daran zu denken? Auson nennt diese Gestalten paganica numina, „heidnische Götter“; aber sie waren ihm voll Leben, voll Wirklichkeit.

VIII. Erziehung und geistiges Leben.

Philologie bedeutete für den Römer etwas ganz anderes als heute; sie bedeutete nicht etwa Sprach- oder Literaturstudien, sondern die höhere Bildung im allgemeinen, die möglichst allseitig sein wollte. Alle gebildeten Römer waren also damals Philologen. Nach der formalen Seite hin war dieser Unterricht vielleicht ausgezeichnet und für uns unerreicht, nach der realen war er ohne Frage mangelhaft und wollte nichts geben als eine

allseitige Orientierung, ein kompendiares Wissen im Sinn der Encyklopädie. Das begründete sich durch die sozialen Verhältnisse. Alle Technik leistet der Unfreie. Technisches Wissen kommt also dem Freien nicht zu. Im Sinne des heutigen Realschulwesens war die unfreie Bevölkerung damals zu großen Teilen besser unterrichtet als die freie. Der Freie entlastet sich vom Detail und kultiviert seine Person in souveräner Weise, vortrefflich geübt in der Redekunst und Gedankenbildung, im übrigen hinlänglich orientiert, um im Bedarfsfall jeder Materie des Wissens näher zu treten. Dies genügt für seine gesellschaftlichen Pflichten. Diese Erziehung stand somit der Gymnasialbildung unserer Gegenwart nahe; die Gymnasialbildung war für die höheren Stände, die Realbildung für die Knechte. Sieben bis acht Jahrhunderte hindurch — vom 3. Jahrh. v. Chr. bis zum 5. Jahrh. n. Chr. — hat sich der Römer damit begnügt und war stolz darauf. Die „Philologie" wird von ihm den Musen gleich zur Göttin erhoben und im Himmel mit Gott Merkur vermählt, und als diese Bildung umgestürzt wurde, geschah es nicht etwa durch ein Realschulwesen, sondern durch das Christentum, das die Realien noch mehr entwertete. Das Altertum endete mit einer Verkalkung des Lerntriebes.

Es fällt auf, wie wenig Sinn der Römer für Naturwissenschaft zeigt. Wenige Autoren finden wir in ihr so bewandert wie Seneca. Der Römer war kein Forscher, der das Wissen um des Wissens willen liebt: großspurig, resolut und genußsüchtig, aber in diesem Punkt ein schmählicher Banause. Heutzutage wird alles, was die Naturforschung ermittelt, sofort popularisiert. Anders in Rom! Derselbe Grieche, dessen Phantasie die Götter schuf, schob alle Götter kühl beiseite, wenn er forschte, löste das All in Atome auf und begründete nüchtern die mechanische Welterklärung. Lucrez suchte diese Lehre Epikurs in Rom einzuführen, aber der Römer der Kaiserzeit hält sich diese Betrachtungsweise vom Leibe und ist zufrieden, wenn er die vier Elemente kennt. Wenn der Grieche fand, daß nicht die Sonne sich um die Erde, sondern die Erde sich um die Sonne dreht, wenn er die Entfernung der Gestirne voneinander, die Größe des Mondes und der Sonne berechnete, für die Erde Kugelform ansetzte, die Entfernungen der Länder maß und sie in ein Gradnetz eintrug (der Beginn einer physikalischen Geographie): so ließ das den Römer kalt, und er warf sich lieber vor dem Sonnengott auf die Kniee,

heiligte ihm den Sonntag und baute ihm Tempel. Es war schon viel, daß Caesar, durch die äußerste Not getrieben, den Kalender nach Eudoxos reformierte. Im Interesse der Verwaltung ließ Augustus Reichsvermessungen vornehmen, und es entstand die Weltkarte Agrippa's. Wer aber hat in Rom davon Notiz genommen? Es interessierten höchstens die Reiserouten mit den Distanzangaben von Stadt zu Stadt. Die Nähe des Vesuv, der sich schon im Jahre 63 unheimlich zu regen begann, bewirkte, daß man zeitweilig nach der Theorie des Vulkanismus frug, aber solche Fragestellungen — wie auch nach den Quellen des Nil — blieben ganz vereinzelt. Wie bewundernswert, und doch, wie primitiv und kümmerlich dilettantisch das große Naturgeschichtskompendium des älteren Plinius, etwa aus dem Jahre 75, sklavische Exzerpte aus abertausend Büchern der besten und der schlechtesten Autoren, ohne Wahl und mitunter mit den drolligsten Mißverständnissen. Plinius war Admiral der kaiserlichen Flotte. Man denke sich ihn, wie er Muscheln sammelt, nein, nicht einmal das, wie er als Stubenhocker aus Büchern sich über Fische und Kräuter, Schaltiere und Gestirne unterrichtet. Die unermeßlichen wissenschaftlichen Sammlungen der Griechen erdrückten den Römer; der Römer fuhr mit der Axt in die Fülle; er macht mit grober Hand daraus ein Inventar. Das genügte. Das ist kein Erwerb, das ist Plünderung. Mitten in die wertvollen Beobachtungen eines Aristoteles werden da die kindischesten Merkwürdigkeiten eingeschoben: Völker von Menschen, die nur mit einem Bein geboren, oder solche, die sich in ihre Ohren wickeln können; die große Zehe des König Pyrrhus, die Kranke heilte und abgetrennt beigesetzt wurde; Satyrn und Tritone, die man vor kurzem lebendig eingefangen. Auf solche Mirabilien machte man Jagd, und nicht das Gesetz in der Natur interessierte, sondern die Ausnahme. Der Römer Mucian war ein Hauptlieferant für solche Albernheiten, Paradoxa, wie man sie nannte. Im übrigen war das Werk des Plinius praktisch angelegt und disponiert, der Stoff sorglich geschachtelt, sodaß der Benutzer, was er sucht, leicht finden kann: das Niveau des Konversationslexikons.

Nicht viel günstiger steht es auf technischem Gebiete. Wie erstaunlich entwickelt war nicht das Geschützwesen des römischen Heeres! war nicht der Straßenbau! Trajans großartige Donaubrücke oder die Brücke von Alkantara in Spanien! Aber wer redete

davon? Im Grunde niemand. So blieb auch die technische Literatur über diese und andere Dinge im wesentlichen griechisch, d. h. sie gehörte der dienenden Klasse. Es ist auffallend, wie gering entwickelt selbst die militärische Literatur ist, noch auffallender, wahrzunehmen, daß die beiden großen Historiker Livius und Tacitus von militärischen Dingen so wenig verstehen. Tacitus erweckt den Verdacht, daß er seine Germania schrieb, ohne germanischen Boden je betreten zu haben, und Livius fand es nicht einmal der Mühe wert, die nahen Schlachtfelder sich anzusehen, auf denen Hannibal seine berühmten Schlachten schlug. Er blieb in der Stube sitzen, er schrieb im Schatten. Um so schöner ist seine Diktion. Nur die theoretische Lehre vom Betrieb des Landbaues und des Rechts stand dem Herrenvolk der Römer an. Die Fachschriftstellerei über Recht und Landbau ist daher reich, sachkundig und meisterhaft und sie zieht sich durch alle Jahrhunderte. Am bewundernswertesten Celsus, der enzyklopädisch eine Serie von Werken über Philosophie, Beredtsamkeit usw. schrieb; das Werk über die Medizin ist uns daraus erhalten; es ist mit vollkommner Sachkunde abgefaßt, ein klassisches Lehrbuch, und Celsus war doch nicht Arzt: ein Zeichen für die Lernfähigkeit des Römers.

Kehren wir an den Anfang der Entwicklung zurück. Seine Weltmachtstellung verdankte Rom keineswegs der humanistischen Bildung, von der ich sprach und in die es sich erst nachträglich einlebte. Dem siegreich sich emporringenden Römervolk des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. fehlte noch jedes Luxuswissen. Die Erziehung war nur Hauserziehung; und wenn schon damals sorgfältige Buchführung und Gesetzeskunde im Dienst der Verwaltung und des Kaufhandels notwendig war[1]), so fehlte doch noch jedes Lesebuch, so wie in jener Zeit auffallender Weise mit geringen Ausnahmen auch noch keine Steininschriften als Denkmäler gesetzt wurden; so sehr beherrschten die nächsten praktischen Bedürfnisse die Erziehung und das Leben. Dies bücherlose Rom währte bis zur Einnahme Tarents.

Die Wendung kam mit einem Schlage. Um das Jahr 240 entstand Schulwesen und Literatur gleichzeitig, und der Römer wurde und blieb fortan der unselbständigste Schüler und doch

[1]) Die Eltern sind es, die docent litteras iura leges, nach Plautus Most. 126; so unterrichtete Cato seine Söhne.

der Renommierschüler des Griechentums. Der Grieche selbst hatte es gut; denn er brauchte nur seine eigene Muttersprache zu lernen, die ihm alles Schönste bot. Der römische Knabe dagegen lernte jetzt zwei Sprachen; denn einigermaßen fließend griechisch zu sprechen, war notwendig: während der heutige deutsche Gymnasiast sich mit vier Sprachen plagt und dabei froh ist, wenn er nur leidlich deutsch sprechen lernt. Der Grieche brachte nun dem Römer all seine schönen Bücher, aber er lehrte ihn auch die grammatische Behandlung des Latein. Der Römer lernte seine eigene Sprache verstehen: Wortgeschlecht, Wortbeugung, Wortklassen. Und die Sprachregel, die Grammatik begann. Nun waren für den Schulbetrieb auch lateinische Buchtexte nötig, und so wurde zunächst die Odyssee für Schulzwecke lateinisch übersetzt. Es ist bedeutsam, daß der erste Dichter Roms, Livius Andronicus, zugleich der erste Schulmeister war. Was er tat, war entscheidend: Dichterlektüre blieb die Grundlage des höheren Unterichts.

Und eine römische Buchliteratur begann. Es war die höchste Zeit, daß dies geschah. Hätten sich damals nicht geniale Leute wie Nävius und Ennius gefunden, die ihr Talent in den Dienst der lateinischen Sprache stellten, hätte man nur noch hundert Jahre auf sie zu warten gehabt, eine römische Literatur wäre gar nicht zustande gekommen; es wäre alles griechisch geworden. Ist doch die römische Literatur, auch wie sie jetzt vorliegt, großen Teils so griechischen Geistes, daß, wer sie griechisch übersetzt läse, glauben könnte, das Original zu lesen. Und dabei stammten die Dichter, die sich auftaten, nicht etwa aus Rom selbst; kein einziger. Es waren lauter Sprößlinge der umliegenden Landschaften; erzwungene Compatrioten. Die römische Poesie war das dichtende Italien außer Rom.

Wir hören, daß um das Jahr 40 vor Chr. Varro's Rinderhirten in Büchern lesen. Das ist symptomatisch. Nie wird uns von Analphabeten gesprochen; es gab kaum solche, und im heutigen Italien steht es damit viel schlechter, trotz seines Staatsschulwesens. Damals kannte man nur Privatschulen. Die Inhaber nannten sich Professoren der Grammatik (lateinisch: grammaticus professor) und unterrichteten anfangs auf eigenes Risiko.

[1]) Betreffs der ἀγράμματοι in Ägypten vgl. W. Otto, Priester und Tempel im hell. Äg. II, S. 236; dies sind keine wirkliche Analphabeten.

Später wurden sie von den Kommunen subventioniert.[1]) Einige dieser Schulmänner kennen wir.

Antonius Gnipho, ein Gallier aus Norditalien, wurde als Kind von seinen Eltern ausgesetzt und verfiel dem Sklavenhandel. Der Besitzer aber, der ihn erworben, unterrichtete ihn sorglich und ließ ihn frei. So wurde er erst Hauslehrer des großen Julius Cäsar, als dieser Knabe war; danach tat er eine Privatschule auf: ein großes Licht und koulant im Verkehr; er forderte kein bestimmtes Schulgeld. Um so mehr nahm er ein. Man denke, daß große Männer und Senatoren wie Cicero, 40 Jahre alt, sich noch entschlossen, die Schule und den Unterricht des genialen Mannes aufzusuchen.

Ein Grobian dagegen der berühmte Orbilius aus Benevent! Gottlob sind seine Rutenprügel dem Horaz gut bekommen. Orbilius war früh Waise geworden, da seine Eltern ein gewaltsames Ende fanden. Erst wurde er Schreibergehilfe beim Magistrat, dann Militärmusiker, dann Kavallerist. Aber die Liebe zum Studium hatte ihn erfaßt: 50jährig erschien er als Professor in der Hauptstadt und seine Schule kam rasch in Aufnahme. Leider hatte er jedoch seine Unteroffiziersmanieren beibehalten; barsch und bissig gegen Jung und Alt kam er nicht zu Gelde und starb fast hundertjährig in Dürftigkeit. Benevent aber rühmte sich des Orbilius und setzte ihm eine Statue. Er war sitzend im Pallium dargestellt, von 2 Bücherkästen umgeben; darin waren die griechischen und die lateinischen Bücher.

Auch Lenaeus, ein Athener von Herkunft, sei hier erwähnt. Er wurde als Kind durch Kinderräuber seinen Eltern entrissen, verfiel dem Sklavenhandel und kam so in das Haus des großen Pompeius. Aus Bildungstrieb aber floh er nach Athen zurück, um da zu lernen. Dann stellte er sich seinem Herrn und brachte das Geld mit, um sich freizukaufen. Pompeius aber ließ ihn gratis frei, behielt ihn als Hausgelehrten bei all seinen Unternehmungen um sich, und erst, als Pompeius und seine Söhne gestorben, tat Lenaeus in den Carinen zu Rom seine Schule auf.

Das sind antike Lebensläufe. Anders Crassitius aus Tarent. Er führte anfangs als Kulissenschieber auf dem Theater ein gewiß höchst leichtfertiges Leben; dann fing er aber in einer Pergula zu unterrichten an und erwies sich als der Gelehrtesten

[1]) Vgl. z. B. Plinius Epist. IV, 13.

einer, so daß er bei den vornehmsten Familien in Aufnahme kam. Da traf ihn die stoische Predigt von der sittlichen Vertiefung des Lebens, und er zog sich in ein kontemplatives Leben strenger Selbstprüfung zurück.

Der größte Modeschulmann aber, von dem wir wissen, war Palaemon zur Zeit des Kaiser Claudius, der als Sklave geboren war; seine Schule brachte ihm jährlich 400000 Sesterzen (82000 Mk.), aber er verschlemmte das Geld in Üppigkeit. Palaemon war ein Blender. Zweifellos war das Brot des Philologen sonst ein hartes Brot. „Nur nicht Rhetor, nur nicht Philologe, Konzertsänger muß werden, wer zu Gelde kommen will", rät Martial und fügt hinzu: „Hast du jedoch einen zu harten Schädel, so werde Architekt oder Ausrufer bei den Auktionen."

Die Architekten können sich durch dies Urteil geschmeichelt fühlen.

Das Latein ist schwer; der Römer selbst hatte Angst vor falschen Formen und schlechter Aussprache. Man duldete nur Ammen, die das reinste Latein sprachen. Auch die Spielkameraden des Kindes wurden danach ausgesucht. Und nun gar erst der Pädagog! Pädagog heißt auf Deutsch der „Knabenführer;" es war der Hausdiener mit dem berüchtigten grämlichen Gesicht[1]), der des Knaben gutes Betragen beaufsichtigte und ihn über die Straße führte. Jeder Knabe, auch Mädchen hatte einen solchen. Das Wort ist erst in neueren Zeiten zu hohen Ehren gelangt. Eigentlich sind unsere Schulmänner nur dann wirkliche „Pädagogen", wenn sie Schulausflüge arrangieren. Man bedenke, daß das Latein von lauter lateinfremden Menschen gesprochen wurde: in Italien von Oskern, Etruskern und Griechen, in den Provinzen von Galliern und Spaniern. Wie wird daher in den Wandinschriften Pompejis das Latein verhunzt! und welchen Galimathias reden die Bauern bei Petron zusammen! Die Verwechslung von mir und mich, cum mit dem Akkusativ, diibus „den Göttern", sibi et suibus „für sich und die Seinen" war das geringste. Fehlerverzeichnisse, schreckliche Warnungslisten gingen um, und eine enorme Menge von Grammatiken entstand, deren alleiniger Zweck die Korrektheit ist; die Grammatiker hießen die „Custoden" des Latein. Der Erfolg aber war staunens-

[1]) Sueton, Nero 37.

wert; denn dies Schulwesen hat in der Tat bewirkt, daß die lateinische Literatursprache bis Justinian so straff einheitlich und ganz dialektlos blieb, in dem Grade, daß wir bei Werken der Spätzeit an der Sprache nicht zu erkennen vermögen, ob sie in Afrika, Spanien oder Frankreich entstanden sind (man denke an den Querolus).

Übrigens herrschte Langenscheidtsche Methode: Übungssätze, zugleich griechisch und lateinisch, zum Auswendiglernen: „Woher kommst du? Ich gehe vom Gaius zum Lucius. Bringst du auch die Bücher mit? Ja, auch den Schwamm." Ebenso lernten die Kinder die äsopischen Tierfabeln, ebenso all' die schwierigen Götter, Halbgötter und Götterehen gleich in beiden Sprachen auswendig, wobei noch Bilderbücher halfen, in denen man Achill und Hektor oder den Fuchs und den Raben hübsch koloriert sehen konnte.

Das war beim Elementarlehrer, der der Abcdarius hieß.[1] Der höhere Unterrichtsgang dagegen, wie ihn Palaemon betrieb, brachte die sorglichste Dichtererklärung. Das betraf nicht nur Homer und Vergil, sondern eine Fülle von Dichtern, wozu gelegentliche Lernpensa aus dem Gebiet der sogen. sieben „freien Künste" kamen. Diese sieben Lernfächer für die Freigeborenen", die man zusammenfassend Philologie nannte, sind: Grammatik, Stillehre, Logik, Rechenkunst, Geometrie oder Mathematik, Astronomie, endlich sogar Musiktheorie. Wie wenig die Römer in der Musik profitierten, glauben wir zu wissen. Hoffentlich stand es auf den andern Gebieten anders! „Nur kein mechanischer Gedächtniskram!" wird uns gesagt; „sondern, so wie der Leib die Speisen verdaut, deren Zuführung ihm sonst nutzlos wäre, so soll es auch der Geist mit dem, was er lernt, machen. Es muß zu seinem Wesen werden[2]". Das sind gesunde Grundsätze.

Inzwischen ist der Schüler 16jährig und hat schon die langen Knabenhaare und das purpurn bordierte Knabenkleid abgelegt, als er sich noch für mehrere Jahre in den Betrieb der Rhetorik stürzt. Dies war der Unterricht in der Prosa: Durchnehmen von Musterreden, vor allem Aufsatzschreiben und freier Vortrag unter Anleitung eines Speziallehrers. Die Eltern strömten, wenn die jungen Herren Söhne öffentlich ihren Probevortrag hielten, voll Ehrgeiz herzu, und wenn es schlecht ging, hatte natürlich der Lehrer schuld. Die Vortragsthemen aber waren Monologe, die man irgend einem Geschichtshelden wie dem Hannibal in den Mund legte, sinnige Fragen wie z. B., warum Gott Amor Flügel hat, vor allem Debatten über abenteuerlich fingierte Familienhändel oder Rechtsfälle, das Meiste mit stark moralistischem Anstrich. Von wirklichen Rechtsfällen und von juristischer Behandlung wurde dabei planvoll abgesehn; denn es handelte sich um junge Köpfe, im Alter des Unterprimaners und Sekundaners, die man noch mit halb kindlich phantastischen Erfindungen ihr Spiel treiben ließ. Übrigens ist es auch heute noch schwer, passende Schulaufsatzthemen zu finden. Das großartige Resultat aber war wiederum, daß auch alle Nichtrömer in den Provinzen, die sich diesem Unterricht unterzogen — und die Rhetorenschulen waren dort überlaufen — frei lateinisch sprechen, daß sie vollkommen lateinisch denken lernten.[1] Nur so sind Primagrößen der Weltliteratur, Virtuosen im Latein wie Claudian (aus Ägypten), Hieronymus (aus Dalmatien), Augustinus (aus Numidien) möglich geworden. Jeder aber muß erkennen, daß dieser ganze Erziehungsgang eine Vorbereitung auf das praktische Leben ebensowenig hat sein wollen wie unser Gymnasialunterricht.[2] Das Prinzip ist ganz dasselbe, heut wie damals.

Hiernach trat der Römer ins praktische Leben ein, und die Wirklichkeit fing an, ihn zu erziehen. Doch konnte er auch noch gleichsam die Universität beziehen und neben oder auch nach der Rhetorik Rechtswissenschaft studieren oder Philosophie. Beides hörte man in Rom; Philosophie auch in Athen. So hat einst Cicero, so hat auch späterhin Kaiser Julian in Athen studiert, und da gab es dann ein regelrechtes akademisch flottes Leben, in das wir seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. Einblick erhalten. Die hohen Philosophen saßen auf Kathedern, die Throne

[1]) Über die Schreibschulen der Knaben vgl. Seneca Epist. 94, 51.
[2]) Seneca Epist. 84.

[1]) Es war natürlich, daß der Wortgebrauch des Latein in vielen Punkten Veränderungen, daß der Wortschatz Bereicherung erfuhr. Daß das jedoch einen Verfall bedeute, kann ich nicht zugestehn. Das Latein Tertullians ist um vieles ausdrucksfähiger als das ciceronische geworden. Selbstverständlich ist, daß in den niederen Volksschichten in den Provinzen inzwischen schon der Barbarismus sich verbreitete als Vorbereitung der romanischen Sprachen.
[2]) Daher Senecas tadelndes Wort: non vitae, sed scholae discimus, Epist. 106 fin.

heißen, und lasen ihre Publika und Privatissima gegen Honorar. Privatdozenten oder Lektoren gaben Nachhilfestunden; die Studenten schrieben nach, trampelten oder zischten, brachten Fackelzüge oder Katzenmusiken, ritten Trinkkomment, lebten in Korporationen, die sich am Hafen gegenseitig die Füchse abfingen, hatten auch eine Art Fuchstaufe oder Fuchsprellen (Fuchsbrennen). Wer studiert, darf kein Philister sein. Das wußte auch schon die Jugend von damals.

Dasselbe zweite Jahrhundert n. Chr. aber brachte noch etwas Wichtiges: das Unterrichtswesen verfiel endlich der *staatlichen Aufsicht*. Die Zentralstelle des kaiserlichen Fiskus zahlte jetzt feste *Gehälter*, erst an die Philosophen, dann auch an eine Anzahl von Schulmännern, nnd zwar an letztere in allen Städten des Reichs. Dieser Systemwechsel knüpft sich an die Namen Hadrians und der Antonine. Es ist aber ein Irrtum, wenn man glaubt, daß das Schulwesen etwa seitdem gesunken sei. Der Kunstgeschmack ging der Welt allerdings verloren. Das hatte andere Gründe. Das Schulwissen dagegen ist nachweislich im Durchschnitt vielmehr dasselbe geblieben; man braucht, um das zu sehen, nur Apollinaris Sidonius mit Statius, Claudian mit Martial zu vergleichen.[1]) Ja, der Buchvertrieb selbst steigerte sich gerade seitdem, und das Lesefieber drang in alle Schichten, so wie heut alles über der Zeitung sitzt. Zu keiner Zeit haben sich so viele Menschen mit dem Buch in der Hand abbilden lassen, wie im 4. Jahrh. n. Chr. Das geschah aus Überzeugung. Das Christentum aber war die Religion des Buchs und ihm kam dieser Zeitgeist zu Gute.

Wie schön und feierlich war es, in einer antiken *Bibliothek* zu sitzen! Es war wie in einem Heiligtum. In den Bücherkammern die Wände voll „Nester", in denen die Rollen in sorglicher Pflege lagen. Schattige hohe Marmorhallen aber dienten den Benutzern. Mit feinen Porträtbüsten und edlen Musenbildern war alles sinnvoll ausgeschmückt, und man wandelte auf grünen Marmorfliesen, weil Grün für das Auge die günstigste Farbe war. Wie viele köstliche Statuen, die die Museen Italiens zieren, stammen nicht aus solchen antiken Bibliotheken! Buchhandel und Bibliothekswesen hatten sich rasch über alle Provinzen

[1]) Man denke auch an die hohe Bildung der Königin Zenobia, die doch nur ein Geschöpf ihrer Zeit war; vergleiche übrigens M. Roger, L'enseignement des lettres classiques, 1905.

verbreitet; Rom war gleichsam die Telephonzentrale dieses Verkehrs, und seit der Zeit Ciceros und Varros gab es nicht nur griechische, es gab jetzt wirklich auch lateinische Bücher. Die römische Literatur hatte sich ausgeweitet, und für ihre planmäßige Vervielfältigung wurde nunmehr gesorgt.

Das Altertum kannte, wie Japan, keine gehefteten Bücher. Der Text stand in *Rollen*. Man stelle sich aber vor, wie mühsam es für den Lesenden ist, eine Rolle lange Zeit aufgeschlagen sich vor Augen zu halten, wie beschwerlich gar, den Text in sie einzutragen. Beim Lesen mußten immer beide Hände rechts und links anfassen, und jede Nebenbeschäftigung der Hände war unmöglich. Daher traf der Dolch den Kaiser Domitian beim Lesen; der Mord gelang; er hatte zur Abwehr keine Hand frei. Je dicker aber die Rolle, desto unbequemer! Ein patenter Autor verteilte seinen Stoff deshalb gern zur Erleichterung des Lesens auf viele möglichst kleine Röllchen oder Büchlein, jedes Buch oft nur zu 25 Seiten, das ist aufgerollt $3^1/_2$ m Länge, so daß wir heut zehn solcher antiken Bücher bequem in einem modernen Bande abdrucken. Danach aber bemesse man nun den Umfang der römischen Literatur! Horazens ganzes Lebenswerk sind 9 Büchlein; das ist an Textumfang nur ebensoviel wie Schillers Wallenstein. Auch das Lesen war damals etwas anderes als heut. Man schlang nicht; man genoß in kleinen Rationen, an jedem Tag von Vergils Aeneis nur *ein* Buch. Wer mehr zu sich nimmt, handelt gegen die Absicht des Dichters.

Wir begreifen, daß man die faulen Ignoranten verhöhnte, die, um gelehrt zu scheinen, sich einen Hausphilologen hielten, der sie täglich mit Dichterzitaten versah. Dagegen war es doch vernünftig, daß man sich besondere Vorleser, Lesediener hielt, um so mehr, da die antike Literatur überhaupt auf Wohlklang, d. h. auf das Lautlesen berechnet war. Und nun gar erst, wenn Novitäten erschienen! Da war das *öffentliche Vorlesen* vor großem Publikum die beste Art der Veröffentlichung und der Reklame. Das wurde immer beliebter und geradezu zum Laster, als die großen Klassiker Vergil und Ovid gestorben, und wir erhalten von spottlustigen Zeitgenossen die ergötzlichsten Schilderungen. Es war die Zeit der Überkultur, wo alles dichtete, die Zeit der Wunderkinder, die da schon elfjährig in Konkurrenzen Dichterpreise davontrugen, aber dann früh ins Grab sanken. Der jüngere Plinius berichtet einmal, daß der

Monat April, wo die Saison zu Ende ging, fast täglich solche Dichtervorlesungen brachte. Natürlich trug der Autor sich selber vor. Glücklich, wenn er reich genug war, um die nötigen Unkosten zu bezahlen! Wer arm, mußte einen großen Gönner zur Hilfe rufen. Denn es galt, einen großen Saal zu mieten, darin Bühne und erhöhte Sitze zu errichten, dann eine Claque zu bestellen, dann Einladungen und Programme herumzuschicken. Denn Entree wurde nicht gezahlt. Doppelt glücklich der Vorleser, der vorher nicht heiser wurde! Er tat gut, tagelang vorher sich den Hals in Wolle zu wickeln oder Hustenpastillen zu essen. Denn sein Organ mußte aller Töne fähig sein. Elegant in Weiß steht er da und grollt und donnert; dann haucht er schmelzend mit brechendem Auge und lispelt schleimig, macht plötzlich eine Pause, leckt sich die Lippen und fragt, ob er fortfahren soll, und der Protest bricht los: „Nein, nein, nicht aufhören, du Göttlicher!" Das war es eben, was er gewollt. Aber viele Geladenen kamen zu spät und gingen zu früh: Orest tötete seine Mutter zum tausendstenmal. Es war nicht auszuhalten.

Lassen wir uns indes in unserem Gesamturteil durch diese Dilettantenwirtschaft nicht irre machen. Denn wir glauben ja auch an die Güte unserer deutschen Literatur trotz aller Dichterlinge und Schmierer, die bei uns grassiert haben und noch grassieren. Roms Literatur ist schon darum von unvergänglichem Wert, weil sie ein Erzeugnis und ein Abbild der griechisch-römischen Hochkultur ist, die sich in ihr und durch sie der Nachwelt offenbart. Welch ein Glück für Rom, daß es jene Dichter fand, die der Welt bewiesen, wie warm und menschlich tief doch auch ein Römerherz empfinden kann und zugleich, wie wundervoll feinfühlig die lateinische Sprache selbst sich jeder Kunstform anbequemt! Die Literatur ist das Selbstgespräch der Völker; jedes Volk kann es nur in seiner eigenen Sprache führen. Wie begabt erwies sich das Latein! welche Mannigfaltigkeit der Töne! im Kraftwort (vae victis! oderint dum metuant), im Sinnspruch (carpe diem; non omnia possumus omnes) im Depeschenstil (veni, vidi, vici), im blendenden Witz, in strenger Formulierungsfähigkeit, wie der Jurist sie braucht, in jener sonoren, rauschenden Fülle, mit der Cicero gegen Sulla und Marc Anton sich bewaffnet; dazu des Ovid prickelnde Munterkeit, die Süßigkeit der vergilischen Hirtenverse, der apokalyptische Dämmer der 4. Ecloge,

der pompös feierliche Ton im Traum Scipios, die herbe Wucht und Glut des Properz. Überall trägt die Sprache die strengen Kunstgesetze, die ihr auferlegt werden, willig und leicht, wie das Musenroß den Zaum der Muse, noch köstlicher aber, wenn sie sich einmal daraus übermütig löst und genial frisch sprudelt, wie im Catull oder gar, wenn sie sich unbeobachtet glaubt und ganz frei ergeht, wie in Ciceros Briefen. So souverain schaltet nur ein Weltmann, der auf dem Gipfel des großen Lebens steht, mit seiner Sprache. Das hat kein Grieche je gekonnt.

In einigen Dichtern Roms herrscht freilich eine monotone Wortfülle, die der Deutsche[1]) lästig empfindet. So ist Lukan mehr beredt als poetisch. Im Ganzen aber ist die Unterscheidung, wonach die griechische Poesie unrhetorisch, die römische dagegen rhetorisch sei, töricht und abgestanden. Denn Rhetorik heißt Redekunst, und die Kunstrede ist ihr Erzeugnis. Von Kunstrede aber sind auch die Griechen, ist auch Euripides, ist schon Homer erfüllt. Vergil ist nicht rhetorischer als diese. Seine Redekunst ist nur eine andere. Sie ist nie geschwätzig (wie ab und zu doch Homer), aber sie ist einförmiger.

Daß in nationaler Frömmigkeit und Tugend Vergil der Erzieher der römischen Welt geworden, legt uns im 4. Jahrhundert sein Erklärer Donat ausführlich dar. Wir können bei ihm und anderen Größen nicht verweilen. Trotz aller Bewunderung stehen wir vor der römischen Literatur doch nicht ganz ohne Enttäuschung. Denn ihr fehlt eins: das Hinreißende, das Herzbefreiende, das uns voll beglückt. Ist es doch nicht die heldenhafte Werdezeit Roms, die sich in ihr darstellt, sondern nur die Rücksehnsucht der Spätgeborenen nach der einstigen Vollkraft und Größe. Ihr Grundzug ist rückschauend elegisch, dabei oft pessimistisch, oft grell satirisch, wenn sie nicht gar vor den Cäsaren in niedrige Schmeichelei versinkt. Wie morose Sallust! wie grollend Tacitus! wie ätzend der schmähsüchtige Juvenal! Nur die augusteischen Dichter geben uns in vielen Teilen wirkliche Gegenwartspoesie, die sich erlabt an ihrer eigenen Schönheit, froh und festlich, wie in hellschimmernden Marmor gemeißelt und übergoldet von seligem Triumphgefühl: die Poesie des gewonnenen Weltfriedens. Aber diese beglückte Stimmung wirkt dennoch stagnierend, und so wie der Römer kein einziges

---

[1]) Nicht der Franzose.

Wanderlied besaß, das abenteuernd „hinaus in die Ferne“ ruft, so fehlt auch seiner Literatur die Zukunft, der Glaube, das Problem, das Stürmen und Drängen in Entwürfen, das Wagen und Jagen nach ungreifbar hohen, fernen Zielen; ihr fehlt jeder Trieb, mächtig über sich selbst hinaus. Sie ist männlich, aber nicht jugendlich.

IX. Spiel und öffentlicher Zeitvertreib.

Aber das Frommsein genügt nicht und das Gutsein auch nicht; der Mensch will auch lachen und weinen und sich zerstreuen. Ja, er braucht den Taumel der Leidenschaft. Die schonungslose Kraft und Wildheit des Römers lebte noch, und der weichliche Friede der beginnenden Kaiserzeit vermochte nicht, sie zu ertöten. Wie bedauernswert die Vornehmen, die jetzt Brett spielen müssen, statt ins Feld zu ziehen! Wir lesen, wie ein Schmeichler die Feldherrnkunst des großen Piso zu Neros Zeit feiert, aber es war die Feldherrnkunst auf dem Schachbrett, ein Schlagen und Mattsetzen von Puppen aus Glas oder Elfenbein! Dazu die Spielhöllen, der Hasard: Das war eine alte Passion der Lebemänner in Rom. Aber die früheren spielten doch daneben noch ein anderes Glücksspiel, sie spielten mit dem Schwert um Königreiche. Jetzt bleibt dem Römer nur der Würfelbecher und er zählt mit gierigen Augen die gefallenen Punkte nach. Welche Dekadenz des Heldentums! Die Volksmenge aber will Blut sehen. Die siebenhundertjährige Kriegszeit ist vorüber, und Gott Mars ist gesättigt. Aber die Gewohnheit bleibt mächtig. Die Leidenschaft lebt sich im Zirkus aus und Amphitheater. Tierhetze, Fechterspiel! Es ist die Leidenschaft für die Gefahr, der großzügig starke Trieb nach Erschütterung durch das Unerhörte und Gräßliche.

Das alte Römervolk hatte eine ausgesprochene Begabung für rhetorische Deklamation; es besaß auch einen kernhaften Witz; es hatte Sinn für die grell komische Grimasse. Aber ihm fehlte vollständig die Phantasie, und ein Theaterwesen hätte es aus sich selbst wohl nie erzeugt. Freilich, karnevalistischen Ulk und Mummenschanz auf der Gasse, den gab es von jeher, und in der Kaiserzeit kam solcher Spaß beim großen Schenkfest der Saturnalien im Dezember (unserem Weihnachten) zur vollsten Blüte, wo in toller Ausgelassenheit ein Festkönig gewählt und ausstaffiert wurde, der Rausch herrschte und die Sklaven als

Herren galten. Indes alle Scherze, die alljährlich dabei sich wiederholten, blieben immer nur Improvisation, und ähnlichen Stils war auch das alt oskische Maskenspiel der Atellane, wo ein buckliger Pfiffikus, ein Fresser und ein alter Tölpel ihre Streiche zum besten gaben. Frauenrollen fehlten. Weiter kannte man in Rom von Alters her auch schon ein Wettrennen von Tieren, etwa so, wie man es heutzutage in Siena auf dem Marktplatz erlebt. Den eigentlichen Rennsport dagegen und das eigentliche Theaterwesen lernte das gelehrige Rom vom Ausland. Die Religion gab dazu Anlaß. Schon im 5. Jahrhundert oder früher wurde zu Ehren Jupiters das Wettfahren im Zirkus aus Thurii eingeführt. Als im Jahre 364 eine Pest ausbrach, ließ man Schauspieler aus Etrurien kommen und zum erstenmal ein Bühnenfestspiel geben: auch dies wieder zur Beschwichtigung der Götter. Daraus entwickelte sich alsdann das ständige Theater, und die griechische Komödie und Tragödie hielten ihren Einzug:[1]) Orest und Priamus und Medea und der listenreiche Bediente, der im griechischen Lustspiel alle Lachlust und Sympathie auf sich lenkt, indem er den mürrischen Greisen das Geld abnimmt und den jungen Liebespaaren flott und selbstlos zum Glück verhilft. So wurde das Größte und Beste, was das alte Athen erzeugt hatte, rasch zum Eigentum Roms. Dies geschah im 3. und 2. Jahrh. v. Chr. Ich erinnere noch an die Captivi des Plautus — in durchaus realistischem Gewande eine rührende Handlung aufopfernden Edelmuts — oder an die Adelphen des Terenz, ein Lustspiel, in welchem in sehr ernsthafter Erörterung die engherzige Jugenderziehung verworfen und die liberale verfochten wird. Pacuvius behandelte in seinen Trauerspielen geradezu soziale Probleme. So kam also auf der Bühne die weisheitsvolle Betrachtung zu Wort, und das ernste Drama ersetzte die Predigt und Kanzelrede.

Aber so wie die Noblesse der großen Politik Roms schon im 2. Jahrhundert v. Chr. zu Ende ging, so verlor sich ebendamals auch die Noblesse im Spielprogramm des Theaters. In Ciceros Zeit hatte das Publikum schon kein Ohr mehr für erhabene Lehrsätze der Moral und fromme Weltbetrachtung. Was war ihm Kassandra und Ödipus? Ausstattungsstücke von un-

[1]) Auch die Etrusker ahmten die griechische Tragödie nach; siehe den Volnius bei Varro l. lat. V, 55.

erhörtem Pomp und Schaugepränge, ganze Truppenzüge, zu Fuß, zu Roß, mit weißen Elefanten, die über die Bühne gingen, sättigten die Neugier. Und so wie heute Schillersche Trauerspiele wohl nur noch aus Respekt gespielt werden, der echte Großstädter aber, ob vornehm, ob gering, nichts will als die saloppen, ja oft recht schmutzigen Frivolitäten des Tages, ganz ebenso eroberte sich damals der Mimus die römische Bühne, der griechische Mimus, dessen Piecen an ungenierter Trivialität, genialem Wirklichkeitssinn und lüsterner Frechheit um nichts vor unseren modernsten Elaboraten zurückstanden. Unsere Modernen dünken sich neu; aber es ist alles schon dagewesen, und zwar vielleicht sogar besser, jedenfalls ehrlicher; denn man wagte, das Unanständige noch mit seinem Namen zu nennen.

Alle diese Aufführungen geschahen anfangs im Anschluß an Götterfeste, und selbst bei den Leichenbegängnissen der Großen kamen auf dem Forum Lustspiele zur Aufführung. Lustspiele als Leichenspiele! Dies darf uns nicht wundern. Sind doch die Leichenschmäuse unserer Bauern noch weit profaner als das. Ein Totenfest glich einem Götterfest. Zu einem Götterfest aber gehörten jedwede Darbietungen von Musterleistungen der öffentlichen Schau.

Allein der gottesdienstliche Zweck der Spiele verlor sich im Bewußtsein mehr und mehr. Zugleich steigerten die ehrgeizigen Beamten als Spielgeber den Glanz der Ausstattung ins Ungeheure, um damit der Gunst des Volks zu schmeicheln. Die Kaiser setzten dies fort, und die Folge war, daß das Theater immer mehr vor anderen drastischeren Vergnügungen, vor Zirkus und Arena zurücktrat.

Eine gewisse patriotisch religiöse Weihe behielten nur die Zirkusrennen. Sie waren und blieben das eigentliche Nationalspiel des Stadtrömers, ein Symbol der Zentralstellung Roms, und aus allen Teilen des Reichs strömten die Zuschauer herbei. Denn sonst besaßen wohl nur Großstädte ersten Ranges wie Alexandria, Antiochia, auch Merida (Emerita), das Rom Spaniens, eine Rennbahn.[1]) Eben deshalb wurden bei Eröffnung eines jeden Rennens zuerst die Götter Roms, dazu auch die Kaiserbilder in feierlicher Prozession durch den Zirkus getragen, und das Volk huldigte mit Zuruf jedem Bilde, das ihm lieb

[1]) Deshalb trauert, wer aus Rom auswandert: Juvenal XI, 53.

war. Der festgebende Beamte selbst zog wie ein Triumphator in die Bahn

Dies war kein Reitsport. Jene Südländer sind kein Reitervolk gewesen, ganz anders als die Hunnen und Germanen. Auch wäre der bloße Distanzritt unserer heutigen Wettrennen für ein antikes Gemüt zu undramatisch, ein Hürdenrennen wäre für die Masse schwer zu verfolgen gewesen. Die Gefahr, das Risiko ist heute zu gering. Daher die Wagenrennen Roms; zumeist mit dem Viergespann. Einst war das Wagenlenken in der Schlacht Sache der Könige, so bei Homer, so auch bei den Etruskern. Wer wundert sich, daß auch in Rom vornehmste Männer als Lenker konkurrierten? Nero selbst. Mit Unrecht wurde ihm das verdacht. Dies war mehr als das Schachbrett des Piso. Es war ein ritterlicher Sport. Auch bei uns reiten Herren in Farben.

In den Schlußzeiten der Republik wuchsen diese alten Zirkusspiele an Bedeutung. Großen Stils ist alles, was in Rom geschieht; so steigerte sich damals auch hierfür das Interesse ins Außerordentliche. Es bildeten sich Faktionen, die sich durch Farben unterschieden; und nicht einzelne Private, sondern diese Gesellschaften, Klubs oder Faktionen waren die Besitzer der Gespanne: anfangs zwei, dann vier Parteien, die sich Ställe halten und Kutscher mieten. Der Kutscher ist meistens Unfreier oder Freigelassener und fährt für den, der ihm am meisten zahlt. Seine eng geraffte ärmellose Tunika und seine Kappe zeigt weithin die Farbe der Partei. Aber die Erfolge der Weißen und Roten gingen mehr und mehr zurück; es ist vor allem ein Zweikampf der Blauen und der Grünen, der durch die Jahrhunderte ging. Auch die Kaiser sind leidenschaftlich beteiligt, Vitellius und Caracalla für die Blauen, Nero, Domitian für die Grünen u. s. f. Warum auch nicht? Bei unseren heutigen Regatten beteiligt sich auch die Kaiserjacht und die des Thronfolgers.

Direkt zu Füßen der Kaiserpaläste zog sich der große Zirkus hin, in der Senkung zwischen Aventin und Palatin, in einer Länge von zirka 650 m und mehr; aber der Bau wurde öfter grandios erweitert. Im 4. Jahrhundert fanden etwa 270 000 Zuschauer Platz. Lauter Marmorsitze. Ein Wassergraben (Euripus) lief anfangs unter den Sitzreihen entlang; Mauerzüge, Spina genannt, trennten die Bahn in zwei Hälften. Siebenmal

mußte diese Spina hin und zurück umfahren werden, und an ihren Enden standen die gefürchteten Metae, je 3 freie Kegelsäulen aus Goldbronze, an denen nur zu leicht der Wagen zerschellte. Solche Wettfahrten gab es 20—24 an einem Tag. Für hinreichende Konkurrenz mußte der Festgeber sorgen, der die Gesellschaften entschädigte.[1] Wer in Rom auch fernab wohnte, hörte das Geschrei aus dem Zirkus durch die Stadt hallen und merkte: aha! die Grünen haben gesiegt.[2]

Die Rosse scharren am Start. Lautlos atemlose Spannung in der unendlichen Menge. Da gibt der Festgeber das Signal, indem er aus seiner Loge ein Tuch herabwirft: ein einziger Aufschrei aus hunderttausend Kehlen ist die Antwort. Der Staub wirbelt auf; die Fahrt hat begonnen. Alles ruft den Namen des Favoriten, des Kutschers oder des Hauptpferdes. Hauptpferd der Quadriga ist das, das an der Außenseite der Bahn läuft. Jeder weiß den Namen des Tieres, seinen Stammbaum. Es laufen drei- bis fünfjährige. Die besten Renner kamen aus Spanien, Sizilien, Kappadozien, Afrika. Ihre Namen sind uns zu hunderten erhalten. Es sind ausschließlich männliche. Die Wagen sind zweirädrige Gestelle ohne Federn. Berufskutscher und Wagen, beide möglichst leicht: daher müssen die Leute sich trainieren, und es fahren schon zehnjährige Knaben. Weit vorgebeugt stehen sie hetzend im Gestell und belauern den Gegner, halten erst zurück, jagen plötzlich vor, verlegen dem Gegner den Weg, biegen in engster Kurve um die ersten Zielsäulen: ein Angstschrei der Masse — siebenmal wird die gefährliche Biegung genommen. Wehe, wenn im Anprall der Wagen sich zerschlägt! Der Lenker von den Pferden geschleift! Die nächsten Wagen verfahren sich in die Trümmer. Oder der Haß siegt; die Wettfahrer überfallen einander mit Peitschenhieben — welches Rasen! Wer die heutigen Kutscher Neapels kennt, wenn sie heranstürmen, um dem Reisenden sich anzubieten und sich wie toll dabei mit den Peitschen schlagen, der bekommt eine Ahnung von jener fanatischen Wut. Der Gipfel der Bravour aber zeigte sich, wenn die Lenker die Gespanne vertauschen mußten und der Favorit mit den ihm fremden Rossen des Gegners siegte.

---

[1]) Einer der Gordiane verteilt 200 Rennpferde an die Faktionen: Script. hist. Aug. Gord. 4. Die domini factionum werden durch das Rennen bereichert: Commodus c. 16, 9.

[2]) Juvenal XI, 198.

Diese Menschen hatten etwas barbarisch Heldenhaftes; wir haben Grabinschriften von solchen, die über 2000 Siege davontrugen. Der Kutscher Scorpus wird von Martial als das Entzücken Roms besungen; die Todesgöttin, heißt es, verwechselte seine Siege mit seinen Lebensjahren; deshalb ist er schon als Jüngling gestorben. Ein anderer, Eutychus, ist für uns denkwürdig, weil Phaedrus ihm seine Tierfabeln gewidmet hat. Eine Fülle von Bildsäulen wurde diesen Leuten errichtet, und Elagabal machte den Kutscher Cordius unmittelbar zum Kommandanten der Feuerwehr, der wahnsinnige Caligula wollte gar ein Siegerpferd zum Konsuln machen. Es ist derselbe Elagabal, der auch Quadrigen von Kamelen laufen und gar den großen Wassergraben im Zirkus mit Wein anfüllen ließ, worauf dann noch Schiffskämpfe inszeniert wurden. Das Stadtvolk aber, dem alle Politik, dem das Heerwesen selbst entzogen war und das sonst keine Helden mehr besaß — wer kann es ihm verdenken, wenn es an diese Dinge sein Herz hing? Selbst in das selige Jenseits hinein träumte man von den Freuden des Circus Maximus; auf den Marmorsärgen der Toten finden wir ihn oft dargestellt; aber es sind Engel, Flügelknäblein, die da heiter im Wagenkorb stehen und die bäumenden Rosse durch die offene Bahn zum Ziele lenken.

Welch strahlendes Leben! Aber die dunkelsten Farben in unserm Kulturbild fehlen noch. Auch Blut floß in Strömen im Dienst des Vergnügens, Tierblut bei den Tierhetzen, Menschenblut bei den Fechterspielen; das eine waren Jagden, das andere Hinrichtungen: und die Arena tut sich vor uns auf. Das Wettfahren war nobles Griechentum, die Kämpfe der Arena waren spezifisch römisch. Das brutale Römertum ist in ihnen nicht zu verkennen. An dem kämpfenden Personal selbst haftete die Verachtung. Aber nicht nur in Rom, in fast allen Provinzen, auch in vielen Kleinstädten des Reichs sah man diese grausamen Vorführungen. Denn überall sind Amphitheater gefunden.

Der neugierige Sinn für wilde und seltene Tiere war im Volk groß. Zoologische Gärten hatte man nicht, auch keinen Hagenbeck, keine Menagerien — aber man hatte mehr. Man sah die Tiere in ihrer natürlichen Wildheit kämpfen und sterben. Abgerichtete Tiere freilich wurden geschont: Löwen, die friedlich den Wagen ziehen; ein Löwe, der den Hasen apportiert, ohne ihn zu verletzen; Elefanten als Seiltänzer, oder die gar griechisch und lateinisch schreiben, und dergleichen mehr. Elagabal hielt

sich solche zahmen Löwen und Panther in seinen Stuben, zum größten Unbehagen seiner Gäste.

Aufregender, wenn man Bestie gegen Bestie hetzte, und schon vor Sonnenaufgang füllten sich die Zuschauerränge, um dem zuzusehen. Auf freiem Feld sah das Volk zu seinen Füßen den Elefanten vom Nashorn getötet und aufgeschlitzt, den Tiger vom wilden Stier aufs Horn genommen. Das fesselndste aber waren die eigentlichen Jagden, venationes. Herden von Antilopen, Giraffen, Wildschweinen, auch Hasen, 300 Strauße, die man zur Erheiterung ganz rot angemalt, trieb man durch die Fläche; dann aber die Tiger-, die Hyänenjagd, der Kampf mit dem Bären, selbst mit dem Nilpferd. Seltsamerweise fehlt unter den reißenden Tieren der Wolf fast ganz. Die Kämpfer oder Jäger waren gut geschult, gut bewaffnet, von Hunden unterstützt und verstanden ihr Handwerk, sowie ja auch die Stierkämpfer in Spanien heute zu ihrem Beruf erzogen werden. Aber die Aufregung war, wie bei diesen modernen Stierkämpfen, enorm. In Nîmes wird das wundervoll erhaltene antike Amphitheater für sie noch heute benutzt; wer sie da einmal miterlebt und dazu den rasenden Fanatismus der Südfranzosen mit angesehen hat, der ist im echten römischen Altertum gewesen.

Das war aber nicht etwa nur ein Volksvergnügen. Rom hat damit zugleich ein unvergleichliches Kulturwerk geleistet. Das müssen wir rühmend anerkennen. Wenn Kaiser Augustus im ganzen 3500 afrikanische Tiere im Amphitheater hat umbringen lassen, wenn bei einer einzigen Hetze des Pompejus allein 500 Löwen umkamen und wenn der Betrieb so bis ins 5. Jahrhundert der gleiche blieb, so summierte sich das schließlich zu unzähligen Millionen. So aber geschah es, daß alle Provinzen von dem Raubzeug, daß so auch die deutschen Wälder von Bären planvoll und gründlich gesäubert und dadurch zuerst der friedlichen Kultur, der sie sich heute erfreuen, erschlossen worden sind. Dafür sind die auf deutschem Boden ausgegrabenen Mosaikfußböden denkwürdige Monumente, wenn sie uns den Bären im Kampf der Arena zeigen.[1])

In derselben Arena folgten auf solche Hetzjagden nun oft noch die Fechterspiele. Aus Leichenspielen waren die Fechterspiele hervorgegangen, bei den Etruskern und so auch in Rom, in jenen Zeiten, als auf dem Forum bei dem Begräbnis eines Feldherrn die Kriegsgefangenen, die er erbeutet, auf Tod und Leben kämpfen mußten. Suchen wir nach einer Wertbezeichnung, so kann man dies Hinrichtungen in der Form des Zweikampfs nennen. Vielfach waren die Kämpfer schwere Verbrecher, die gegenseitig an sich das Todesurteil vollziehen. Sie taten es nicht ungern; Seneka sagt,[1]) ein solcher stirbt lieber öffentlich kämpfend in der Arena, als daß er sich im geschlossenen Raum hinrichten ließe. Und dazu war also das Volk geladen, geradeso, wie noch im 18. und 19. Jahrhundert das Henken und das Köpfen vor großem Publikum geschah. Der Frage, in welcher Ausdehnung auch unschuldig Verurteilte als Gladiatoren umkamen, können wir hier nicht nachgehen. So wie aber heute, wer sich im Gefängnis gut führt, begnadigt wird, so wurde auch dem, der brav focht und durch Tapferkeit Bewunderung erregte, vom Volk selbst durch Akklamation das Leben geschenkt. Übrigens kämpften auch viele Kriegsgefangene; auch mißliebige Sklaven wurden als Gladiatoren verhandelt. Ja, seitdem in Italien keine Soldatenaushebungen mehr geschahen, ließen auch eine Menge rauflustiger Freigeborener sich in die Fechterschulen aufkaufen, eine konfiszierte Gesellschaft, die mit Ruten und Ketten in Zucht gehalten werden mußte. In Ciceros Zeit war Kapua für sie Hauptstandort, hernach Rom, und sie ersetzten zum Teil die Gefängnisse, in denen der moderne Staat der Räuber und Mörder sich versichert. Das Publikum aber hatte damit wieder sein Schauspiel. 10000 Mann fochten, wie es heißt, in Rom bei den viermonatlichen Siegesfesten Trajans, des Jahres 107. Gewöhnlich standen bei jedem Gefecht etwa hundert gegen hundert: die einen mit großen, die andern mit kleinen Schilden, die einen mit Netz und Harpune, die andern mit Schwert oder Dolch. Die Waffen waren Kostbarkeiten der Schmiedekunst, gelegentlich aus purem Silber oder mit Edelsteinen ausgelegt, Pfauenfedern als Helmbusch. Zum Kampf erscholl grelle Musik. Die Toten bedeckten die Wahlstatt. Die Leichen wurden fortgeschleift, frischer Sand gestreut, die Blutlachen zugedeckt, und das Werk der Justiz war geschehen. Gewandten Fechtern aber gelang es oft alle solche Schlachten zu überleben; sie wurden die Heroen des

[1]) Man sehe z. B. das herrliche Mosaik in Bad Kreuznach (Hüffelsheimerstraße Nr. 26), etwa aus dem Jahr 300.

[1]) Epist. 93 fin.

Tags und Lieblinge des Publikums, wie es heute den Stierkämpfern in Spanien ergeht, und der Festgeber beschenkte sie in der Arena selbst mit Schüsseln voll blinkenden Goldes.

Gegen die ärgsten Missetäter aber, wie den Kaisermörder Mnesteus, richtete sich ein anderes und entsetzlicheres Strafverfahren, das uns an die Hexen- und Ketzerprozesse des ausgehenden Mittelalters gemahnt, wo der zu Verbrennende wehrlos an einen Pfahl gebunden wird und das Publikum zuschaut, während die Flamme des Scheiterhaufens den Unglücklichen verzehrt. Dies Verfahren der Inquisition, dem ein Huß und Savonarola zum Opfer fielen, hat echt Neronischen Geist. Denn nichts anderes ist es, wenn Nero Christen an Pfählen verbrennen ließ; ich meine die sogenannten Brandfackeln Neros. Jedoch steht dieser Fall sehr vereinzelt da, und Nero wählte für sie den Flammentod gewiß nur darum, weil die Bestraften die Urheber der großen römischen Feuersbrunst gewesen sein sollten. Sonst zog man es vor, gegen den festgebundenen und so gleichsam gekreuzigten Verbrecher vielmehr die wilden Tiere loszulassen, und das mag uns allerdings noch scheußlicher erscheinen; doch ist es fraglich, ob die Flamme oder die Zerfleischung den schmerzhafteren Tod bringt. Solchen Tod starb jener Mnesteus; und nicht besser erging es manchen der christlichen Märtyrer, die in den Augen des alten Rom Ketzer waren.

Das Äußerste der Verirrung hat zu unserm Befremden der große Menschenfreund Kaiser Titus begangen oder doch geschehen lassen. Die Arena des Kolosseums ist in einen Wald verwandelt — ein Verurteilter soll sterben. Er tritt als Sänger Orpheus verkleidet in prächtigen Gewändern aus dem Wald hervor und spielt friedevoll auf seiner Leier, während wie bezaubert wilde und zahme Tiere seinem Lied folgen; das alte Sängermärchen ist zur Wirklichkeit geworden, das Publikum staunt: aber der Bär naht schon, der über diesen Orpheus herfällt und ihn zerreißt. Welch perverses Spiel mit der Würde des Todes! und mit dem Sinn der Todesstrafe! Die Hinrichtung wird zur Féerie, der sterbende Verbrecher wird zum Schauspieler, der eine ihm fremde Tragödie spielt. Ein derartiger Kitzel war damals immerhin gut für den Stadtpöbel Roms; aber es läßt sich nicht nachweisen, daß Ähnliches auch sonst vorkam.

Soll ich nun noch über den Aufwand reden, den alle diese Darbietungen kosteten? Wie viele senatorische Vermögen

sind nicht durch die prätorischen Spiele zu Grunde gegangen! Aber das betraf vor allem wieder Rom selbst, und um die kleinen Städte brauchen wir uns weniger zu sorgen, wie wenn wir von Bologna hören, daß da ein reichgewordener Schuster ein Fechterspiel gab.[1]) Der größte Luxus war jedenfalls der märchenhafte Raum selbst. Rom gelangte zuerst im Jahr 29 v. Chr. zu einem Amphitheater (durch Statilius Taurus). Dieser Bau wurde überboten durch das Weltwunder des Kolosseums, einen hohlen Becher von fast 50 m Höhe, der in vier Stockwerken über 40000 Menschen auf marmornen Sitzen Platz gab. Wurde des Kaisers Gegenwart erwartet, so erschien das ganze Publikum weißgekleidet und bekränzt. Der ovale Boden des Bechers, die Arena, mißt 86 m in der Länge. Wenige steinerne Amphitheater, wie das in Pompeji, sind älter, Bauten, die überall möglichst die ganze freie Stadtbevölkeruug aufzunehmen bestimmt waren. Denn auch die Frauen erschienen; auch die Kinder brachte man mit. Die Frauen saßen im Amphitheater getrennt, im Zirkus dagegen mitten unter den Männern. Das Zelttuch, mit dem man das Kolosseum gegen die Sonne überspannte, mußte eine Länge von ca. 180 m haben. Unter der Fläche der Arena selbst aber befanden sich nun noch tiefe und weite Hohlräume, aus denen, wie durch Zauber, die ganzen Kämpfergruppen oder auch eine Arche Noah voll von wilden Tieren emporgehoben werden konnten. Der großartigste Triumph der Technik war es jedoch, wenn die Arena sich plötzlich mit Wasser füllte und ganze Flotten hereinfuhren, mit tausend, ja zehntausend Gladiatoren bemannt, und der Menschenleben und Schiffe vernichtende Massenkampf begann. Welch Schauspiel! Aber ach, nicht ein Schauspiel nur!

Genug! Denn wer könnte diese Darbietungen einer unerhört maßlosen Ruhmsucht, Prunksucht und Sensationssucht erschöpfen? Wohl kein Menschenalter hat so Exorbitantes gesehen. Aber es ist schon gesagt, daß, was von Rom gilt, keineswegs auch von den Amphitheatern kleinerer Städte gilt; und vor allem der Grieche stand abseits. Der tiefer Gebildete, der griechisch Denkende bevorzugte das Theater, er schauerte vor dem Amphitheater zurück. Es ist bezeichnend, daß die griechischen Städte in Italien, Neapel und Tarent, ein Amphitheater nie

---

[1]) Martial III, 16.

erbaut haben. Beides, Humanität und Kunstsinn, mußten auf dasselbe hinführen. Denn alle Kunst ist Nachahmung; Kunst darf also nicht blutige Wirklichkeit sein, und dasjenige Spiel ist das feinste, das nicht mit großen Mitteln, sondern mit geringen wirkt und viel mit wenigem erreicht.

In solchem Spiel sind bis auf den heutigen Tag die Kinder die größten Virtuosen. Und so hatte sich denn auch damals das Volk noch immer Kindlichkeit genug bewahrt, um zu den Akrobaten, Seiltänzern und Messerschlingern, Pudeln und Affen zu laufen, die sich dann zeigten, wenn die Theater und Arenen sonst leer standen. Aber auch das Theaterspiel wirkte fast durchweg mit den einfachsten Mitteln, und eine illusionistische Ausstattung fehlte im Drama fast ganz. Wir hören gelegentlich, daß Rom in jedem Jahr 175 regelmäßige Spieltage hatte, die außerordentlichen nicht gerechnet; davon entfielen 10 Tage auf die Gladiatoren, 64 auf Wagenrennen, 101 dagegen auf das Theater. Das schlichtere Theater waltete also doch immer noch vor. Das ist der Mimus und Pantomimus.

Vom **Mimus** war schon die Rede. Es ist jener Wechselbalg von Theaterstück, bald Posse, bald Operette, bald ernsthaftes Schauspiel, dessen Koupletmelodien man auf allen Gassen pfiff und dem die größten ebenso wie die feinsten Effekte nach freier Laune zur Verfügung standen. Wurde ein dummer König dargestellt, so machte man ihm die Krone von Papier, das Szepter aus Rohr, und das genügte. Der Text blieb oft unausgearbeitet; das meiste improvisierten die genialen Schauspieler. Oft wurden dabei stadtbekannte Personen persifliert. Man spielte ohne Masken. Die Mimen traten aber auch oft in privaten Kreisen auf und brachten da gewiß ihre Hauptfinessen. Wenn wir heute in der Börsenzeitung lesen: „Intimes Kabaret mit erstklassigen Künstlern und reizenden Melodien; sämtliche Nummern neu; der Konferenzier Fritz Grünfeld entfesselte wahre Lachstürme; eine brillante Akquisition hat man in der Diseuse Miezchen Berna gemacht, ein Gemisch von Pikanterie und Dezenz"; dazu etwa noch „ein keckes Gamingesicht oder eine fesche Person aus Wien", so könnte man das Referat einfach übernehmen, wenn man für Miezchen Berna etwa Kytheris einsetzte und Adonis für Fritz Grünfeld. Sittengeschichtlich aber ist das Wichtigste, daß in den Frauenrollen, die ja sonst im Altertum nur von Männern gegeben wurden, im realistischen Mimus wirklich Frauen auftraten: die ersten großen Schauspielerinnen der Weltgeschichte, auf Brettern, die nicht etwa die Welt, sondern die die Halbwelt bedeuteten. Eine solche Schauspielerin war die Maitresse des großen Triumvirn Antonius; und die christliche Kaiserin Theodora, die an einer der Kirchenwände Ravennas so fromm gemalt ist, trat in Byzanz in den frechsten Mimenrollen auf. Eine Chanteuse als Kaiserin! Das monarchische Prinzip litt nicht darunter.

Ganz anders der **Pantomimus**. Während wandernde Schauspielertruppen den Mimus in alle Kleinstädte trugen, gab es den raffinierten Pantomimus nur in wenigen Hauptzentralplätzen der Kultur. Zur Zeit des Kaiser Augustus wurde diese große Novität erfunden, und der Kaiserhof hat sie dauernd in seine Protektion genommen. Man denke sich auf der Bühne einen einzigen Tänzer, der in stummer Pantomime eine ganze Tragödie vorführt, indem er sich proteusartig in alle Rollen verwandelt. Ein Triumph der Geste, der beredten Hand! Welch eigenartig feine Volkskultur setzt dies voraus, dies stundenlange Andeuten und Verstehen! Wenn solch schöner griechischer Tänzer mit Verleugnung seines Geschlechts die Phädra, Kanake oder Medea spielte, war die Wirkung berückend, ergreifend, überwältigend. Kostüme und Gebärden waren, dem griechischen Schönheitssinn entsprechend, ganz ideal gehalten, und auf das täuschendste wurden vor allem sinnliche Stimmungen, auch an Frauen, dargestellt, und man hütete die Jugend nach Möglichkeit vor dem schamlosen Anblick. Als künstlerisches Prinzip aber erkennen wir deutlich dasselbe, das auch die antike Plastik beherrscht, nur durch eine einzige bewegte Figur einen ganzen Mythus darzustellen: die Statue der in Schlaf versunkenen Ariadne genügt; jeder kann sich den Theseus, der sie treulos verläßt, jeder sich den Dionys, der sie zur Freude erweckt, selbst hinzudenken.

Dies stumme, tragische Ballett war das Ende, es war gleichsam das Verstummen der erhabenen, sonoren antiken Tragödie auf der Bühne des Altertums. Aber diese Pantomime war doch nicht ganz stumm. Vielmehr kam Chorgesang und Orchester dazu, eine sinnfällig klangreiche und weichliche Begleitung. Denn man machte auch **Musik** in Rom — wir hätten das beinahe vergessen! — und natürlich nur die allermodernste. Rom und Musik, welcher Gegensatz! Kein Volk war von Haus aus unmusikalischer als der Römer. Kaum

irgend ein römischer Dichter ist imstande gewesen, seine Texte selbst in Musik zu setzen. Da mußten immer die Griechen helfen. Trotzdem hat sich Rom damals auch ein Musikleben angequält. Hauptbezugsquelle dafür war Alexandria. Aber man begnügte sich nicht damit; denn in Rom mußte natürlich alles gleich riesig sein: zum mindesten 100 Trompeten oder Harfen unison (das nannte man Symphonie) oder 1000 Choristen auf einen Haufen; dazu Pauken und Zymbeln, Janitscharengetöse. Für harte Ohren kann man ja nicht genug thun, das weiß auch unsere Gegenwart. Man muß schmettern und girren und die Sinne kitzeln. So war es auch damals. Daß die Ausübenden Sklaven waren, versteht sich, und zwar griechisch gebildete. Warum sollte ein reicher Nabob sich nicht 100 Musikanten kaufen und mit auf die Badereise nehmen? Die beiden Musikkaiser Nero und Domitian haben dann in Rom das Konzertleben sogar zu regulieren, zu veredeln versucht, indem sie regelmäßige Vorführungen herstellten. Das Wort Konzert bedeutet Wettstreit; sie veranstalteten also wirklich Konzerte oder Wettkämpfe von Solisten mit Preisverteilung. Aber keiner der redseligen Zeitgenossen hat Muße gefunden, uns seinen Eindruck, seine Ergriffenheit zu schildern. Es fehlte dafür augenscheinlich ein Publikum, und solche hochgegriffenen Kunstfreuden waren entbehrlich. Unentbehrlich dagegen erschien die Tafelmusik während der Eßpausen, ganze Orchester, ganze Chöre. Schon damit ist denn doch dieser Betrieb für ein deutsches Gemüt gerichtet, und uns interessiert daran eigentlich nur die Steigerung im Bau der Instrumente, die er mit sich brachte. Im 4. Jahrh. n. Chr. hatte man Zithern so groß wie unsere Konzertflügel, so daß sie per Achse befördert werden mußten, und seit dem 1. Jahrh. ist auch die Wasserorgel in öffentlichen Konzerten immer häufiger gehört worden. Es berührt uns in der Tat fast modern, wenn das Mosaik von Nennig bei Trier uns im Bild ein Hornsolo mit Orgelbegleitung zeigt: man setze an die Stelle des Horns nur die Geige oder die Menschenstimme, und man glaubt da ein Kirchenkonzert zu hören. Denkwürdig ist auch, daß der biedere Dudelsack, der sich bis heute erhalten hat, zu Neros Zeit hoffähig und das Allerneueste war. Nero selbst wollte in seinen Konzerten mit dem Dudelsack auftreten (Nero als utricularius!), aber er wurde durch seinen Tod an dieser Großtat verhindert.

Die Kunst.

Wie göttlich schön ist die griechische Landschaft! Wie schön aber auch Italien! Welches Land sollen wir mehr preisen? Vergil und Properz schwankten nicht; sie erheben in inniger Heimatliebe die Stimme laut zum Lobe Italiens, dessen Wonnereiz von Griechenland nicht übertroffen werde. Ein Sinn für Landschaft, ein Natursinn war in ihnen lebendig, der im Grunde nichts anderes als Kunstsinn ist. Denn der Eindruck einer Landschaft wird nur dann aufgefaßt, wenn er sich im Auge zum Bild gestaltet, und solches bildmäßiges Schauen hat nur der Kunstsinnige oder Kunstfähige. Daher pflegt der Natursinn gleichzeitig mit dem Kunstsinn zu wachsen. Natürlich entzückte aber den Großstädter damals zugleich der Stimmungskontrast, der Kontrast der Waldesstille, der Duft und der Reichtum der Vegetation. „Amön" ist das Wort, das der Römer erfand; es bezeichnet speziell das Naturschöne. Und das war alt. Der Römer ist ohne Landsitz und Landliebe nicht vorstellbar. Dabei hat er jedoch für die Wildheit der Hochgebirge, die Erhabenheit der Einöde, keinen Sinn. Auch kennt er keinen Wechsel traumhafter Dämmerstimmungen, nicht das Ahnen, das Erschauern, nicht die Andacht im Ungewitter. Ihn erquickt immer nur die heitere, helle Ruhe, das Amön-liebliche. Zugleich aber will er viel sehen. Weitblick, Panorama, Prospekt! Wer daher eine Landschaft beschreibt, zählt auf, was er sieht. So finden wir es auch beim jüngeren Plinius, in dessen hochgelegenen Villen die Fenster mit Aussicht bisweilen so groß wie Türen waren. Und die vielen Landschaftsgemälde Pompejis stimmen auffällig dazu, da sie fast alle aus der Vogelperspektive gemalt sind.

Zugleich aber ist an diesen Gemälden noch ein anderes charakteristisch: daß sie die Natur nie einsam zeigen. Es stehen stets Häuser darin oder stets Staffage, und fehlt der Mensch, so ist eine Nymphe da. Der Römer liebt nur die bewohnte Natur. Aber auch das kann als Ausfluß seines eigenartigen Kunstsinns gelten; denn so wie ein Kunstwerk, ein Harnisch, ein Wohnraum, nur dann als schön galt, wenn es zweckmäßig schien (καλὸν πρός τι), so war auch nur die Natur schön, die Zwecken dient.

Landleben und otium war dasselbe für den Römer der Kaiserzeit. Otium aber bedeutet nicht Muße, sondern geschäftige

Muße. Das Nichtstun heißt nil agere, und das kann man in der Großstadt lernen.[1]) Trotzdem ist der Römer niemals ein leidenschaftlicher Jäger oder Fischer gewesen. Denn diese Tätigkeiten setzen jene vollständige Vereinsamung in der Natur voraus, die ihm widerstrebte; und es sind nur Paradoxa, wenn gewisse Kaiser oder gar Zenobia fischen und jagen gehen. Lächerlich wirkt es, wenn Plinius seine Schreibtafel auf der Jagd mitnimmt und Verse macht; aus Versehen fängt er dabei ein paar Eber im Netze.

Villa des Marius am Kap Misen! Cicerovillen! Capri — Posilipp — Bajä — Tivoli — Gardasee: all diese Plätze sind von den Römern genußsüchtig entdeckt. An abschüssigen Hängen des Gebirgs bauten sie ihre Villen, oder auch schroff direkt ins brandende Meer hinaus, so daß man steil abwärts aus dem Fenster die Angelschnur ins Wasser werfen konnte. Jeder Bau konstruktiv ein Sieg über die Natur! Jeder Bau zugleich eine Jagd nach großartigen Prospekten! Solche Villen waren ausgedehnte Komplexe von Sälen und Hallen, eine vollständige Welt für sich, die für eine Zeitlang Geist und Körper allein ernähren soll, etwa wie ein moderner Weltpostdampfer das heut auch versucht. Freilich kam es auch vor, daß auf solchem römischen Landgut nichts wuchs, und daß, wer hinauszog, Körbe voll Eier und sonstigen Proviant sich aus der Hauptstadt mitnehmen mußte.

Der trotzig eigensinnige Kunstgeschmack des Römers zeigt sich in diesem und in allem. Man nehme auch ihre Gärten. Die berühmten Gärten des Mäcen, des Sallust, Pompejus, Cäsar und anderer waren gewiß weite Komplexe, und sie lagen auf den Höhen, die Riesenstadt eng umgürtend, die sie zu ihren Füßen sahen, über dem Monte Pincio oder gleich am Janiculus, Gärten, die uns an Villa Borghese und Villa Pamfili gemahnen. Die Römer spielen eine der ersten Rollen in der Geschichte der Gartenkunst, aber nicht im romantischen Sinn. Denn es werden wohl auch einmal Walddickichte, ein ganzer Kaukasus, der künstlich hergestellt wurde, erwähnt.[2]) Sonst aber erinnerte nichts an den englischen Park; denn Italien selbst glich ja schon solchem Park mit seinen dunkelen Wäldern und weiten Weideflächen und

[1]) Plinius, Epist. 1, 9 fin.
[2]) Properz 1, 14, 6.

hochpittoresk aufgebautem Gelände. In den Gärten selbst herrscht deshalb die gerade Linie; der Bux wird in tausend eckigen Formen geschoren, die Platanen in steife Ordnung gestellt, während mächtiger Epheu von Wipfel zu Wipfel hängt; alles aber übersät mit rieselnden Wasserkünsten und altkostbaren Bronzen- und Marmorwerken, die zwischen Lorbeer und Zypressen schimmern. Gestutzte Natur! stilisierte Natur! Barockstil! In solchen Gärten pflag Messalina der Liebe, in solchen Gärten wurden die sommerlichen Trinkgelage gehalten, die Horaz besingt. Das ist römische Kunst.

Horaz aber bekränzt sich auch. Vergessen wir nicht die Liebe zur Guirlande, die Liebe zur Blume. Das ist, was der Christ verabscheute. Ganze Blumenfelder blühten in den Gärten: phrygischer Lotos, schwarze und weiße Veilchen, rote Rosen, Löwenmaul, wohlriechender Majoran, der zu Kränzen beliebt war, Hyazinthen, das „Haar" der Narzisse, wilde Granate und goldgelber Krokus. Wenn es Frühling ist, wird alles unter Scherzen und Lachen in Körbe gepflückt und in die nächste Stadt zu Markt getragen: ein Massenverbrauch. Was ist das Römertum ohne Kranz? Es war ein Blumenrausch, der auch in der Poesie orgiastische oder auch frauenhaft weiche Töne anschlägt. In denselben Gärten standen dann aber auch Nutzpflanzen, Gemüse; man setzte Zwiebeln oder Knoblauch mitten zwischen die Rosen, weil beides alsdann besser gedieh.

Und nun die eigentliche Kunst! Die Kunst eines Volkes ist der sicherste Gradmesser seiner inneren Verfeinerung. Wir fragen: wie weit war der Römer an ihr beteiligt? und antworten: er war nicht nur ihr mächtiger Auftraggeber, er ist zum Teil auch selbst im großartigen Stil Produzent gewesen. Aber seine praktische Veranlagung war dabei entscheidend. Die Literatur schien ihm fürs praktische Leben verwendbarer als die Musik; denn sie war die Trägerin der römischen Sprache. Daher dichtete der Römer und musizierte nicht. Ebenso war es die Architektur, die das städtische Leben gestaltete, viel mehr als die nur dekorativen Künste; darum hat es viele Architekten römischer Herkunft, aber keinen einzigen Bildhauer und nur wenige Maler gegeben. Dazu kam allerdings der fanatische Reinlichkeitstrieb. Der Römer schrieb nicht gern mit Tinte und Feder, sondern nur mit dem sauberen Metallstift auf Wachs. Ebenso beschmutzte er sich die Hände nicht gern mit Farben-

kleckſen und Tonkneten. Dagegen war es ſchon im 2. Jahrh. v. Chr. ein Römer Coſſutius, der im Auftrag des ſyriſchen Königs Antiochos Epiphanes den Bau des Zeustempels in Athen leitete.

Der Römer trat unter die Griechen wie ein Rieſe unter Zwerge. Er brauchte Häuſer nach ſeinem Maß. Wir reden vom Raumbau, dem bedeckten und unbedeckten.

Die unbedeckten Raumbauten waren Rennbahn, Theater, Amphitheater. Erdwälle genügten nicht; es galt die Sitzreihen für das Rieſenpublikum monumental in Quadern aufzumauern. Das geſchah bis zu drei oder vier Stockwerken — wie im Marcellustheater und Koloſſeum —, welche Stockwerke, nach außen architektoniſch feingegliedert, die Muſter geworden ſind für die profane Außenarchitektur und den durchbrochenen Faſſadenbau der neueren Zeiten. Zugleich wurden eine Anzahl numerierter Eingänge, wurden Gänge und Treppenwerk in wundervoller mathematiſcher Simplizität und Überſichtlichkeit hergeſtellt, die das Finden der Plätze, auf die die Eintrittsmarken lauteten, erleichterte.

Großartiger und folgenreicher noch die gedeckten Baſiliken und Thermen! Die Flachdecke, mit der man gelegentlich ſogar ein offenes Theater zu decken verſuchte, wich der Wölbung, die ſich ſelber trug. Schon die Griechen kannten das Prinzip des Wölbens, aber ihr Kleinleben bot keinen dringenden Anlaß, es auszubeuten und ſeine Tragweite zu bemerken: „Tragweite" im eigentlichſten Sinne des Wortes. Hoch auf die Wände geſtellte Tonnengewölbe, Kreuzgewölbe und Kuppeln! Ihre Spannungen wurden in Rom kühner und kühner. Mit Backſteinringen, oft auch nur mit hohlen Töpfen wurden die gewaltigen Wölbungen aufgemauert. Die hängende Kuppel über dem Steinzylinder des Pantheon erreicht einen Durchmeſſer von 43 m, und ſie iſt weit genug, daß die fünf Schiffe des Kölner Doms in ihr Platz finden könnten. Das iſt es, worauf der ganze Gewölbebau des Mittelalters und der Neuzeit fußt, und erſt unſere Gegenwart ſieht ſich durch Glas und Eiſen in den Stand geſetzt, Rom wirklich zu ſchlagen, im Brückenbau, Wolkenkratzern, Bahnhofshallen und Kriſtallpaläſten, ſiegreich elaſtiſch und doch oft ſo unſchön, wenn wir nichts gewahren als ſplitternackte Stahlgerippe.

In Rom war noch unerhört ſtarkes Mauerwerk nötig, um ſolche Gewölbelaſten zu tragen; die Wandſtärke des Pantheon beträgt $6\frac{1}{2}$ m. Daher verhalf die germaniſche Kunſt des Mittelalters den Kreuzgewölben zum Siege, deren Hauptlaſt von den vier Eckſtützen getragen wird, und die Wände wurden jetzt leichter. Dasſelbe Mittelalter brachte im Intereſſe der Entlaſtung die Rippen in den Gewölben auf; es brachte endlich den gotiſchen Spitzbogen zu Ehren. Man halte die kartenhausdünnen Wände des Kölner Doms neben das Pantheon, um den Kontraſt zu ſehen, der ſich aus der verſchiedenen Struktur der Gewölbe erklärt.

Mit der großartigen Monumentalität und betäubenden Wucht der Römerbauten ließen ſich höchſtens die Bauwerke Egyptens vergleichen. Eine herriſche Bezwingung der Maſſen, hier und dort. Und dennoch, welcher Unterſchied! Welche Ungeheuer, jene Pyramiden, deren Form gar keinen Zweck ausdrückt! Wie hilflos unfrei jene Wälder ſchwerleibiger, enggeſtellter Tempelſäulen, die kaum ausreichen, die laſtenden Steinplafonds zu tragen! Vor allem iſt die egyptiſche Kunſt nur ſterile Königskunſt. Sie diente nicht dem Verkehr. Sie verſetzte Berge nur um den König und Bauherrn als Gott zu verherrlichen. Wie anders Rom! Roms Bauwunder ſind für das Volksgetriebe erſonnen, ſie dienten der Menſchheit. Nur Nero macht eine Ausnahme; er hat in Rom den Pharao geſpielt. Denn mitten in die niedergebrannte Stadt ſtellte er ſein „goldenes Haus", das etwa von da, wo man heute die Meta Sudans ſieht, ausging und den ganzen Esquilin überdeckte und Weingärten und Tierparks, ja Säulenhallen von einer Meile Länge in ſich barg, während vor dem Palaſt Nero ſelbſt im Koloſſalbild ragte. Aber gleich nach Neros Tod zerſtörte Veſpaſian das Ganze und ſetzte einen Volksbau an die Stelle, und die märchenhaft in Gold und echten Perlen ſchimmernden Prunkſäle verſchwanden wie ein flüchtiger Traum: der Traum ſultaniſchen Größenwahns. Übrigens läßt ſich mit dieſem Monſtrebau der Palaſt des gealterten Kaiſer Diokletian vergleichen, in deſſen ausgedehnten Ruinen heute die Stadt Spalato ſteht.

Techniſches können wir hier nur ſtreifen. Das römiſche Theater weicht im Grundplan vom griechiſchen ab; trotzdem erreichte auch der Römer wie der Grieche in dieſen Räumen eine Sicherheit der Akuſtik, um die wir ihn nicht genug beneiden können. Man hörte jeden Hauch, jedes mediſante Geflüſter des Mimen im fernſten Winkel. Nicht minder erſtaunlich ſodann

der Luxus drehbarer Zimmerdecken: während der Mahlzeiten schob sich der rollbare Plafond, und bei jedem neuen Eßgericht sah man über sich ein neues Gemälde erscheinen. In Neros goldenem Haus befand sich ein Saal mit Kuppel, der sich beständig um seine Achse drehte; und dem entsprechen, ins Riesenhafte ausgedehnt, die zwei hölzernen Theater des Curio, deren Zuschauerräume der Konstrukteur mit den Rücken gegeneinander stellte. Diese Zuschauerräume standen aber drehbar auf Zapfen, und wenn man sie gleichzeitig drehte und einander zukehrte, so stellte sich aus den zwei Theatern *ein* Amphitheater her. Es fehlt an hinreichendem Grund, diese erstaunliche Nachricht zu bezweifeln. Noch aktueller aber und nicht minder originell und großartig die römischen Katakomben des zweiten und dritten Jahrhunderts! eine Gräberstadt unter der Stadt, ganze Straßennetze von Galerien, in Stockwerken untereinander; in den Wänden Fächer für Leichen; dazwischen Grabkammern, wohnlich ausgemalt wie die Häuser Pompejis. Sonst baute man in Rom überirdische Begräbnishallen mit Wandnischen für die Aschenkrüge, die sogenannten Kolumbarien. Diese Idee hat die Christenheit, besonders die Christenheit Roms, die größte Begräbnisgenossenschaft des Altertums, nach ihrem Bedürfnis umgewandelt.

Aber derselbe Römer, sagt man, der so baute, war doch zugleich ein *Kunstbarbar*! Das ist gewiß nicht richtig.[1] War es doch das römische Volk, das wegen des Schabers des Lysipp gegen Kaiser Tiberius sich erhob (oben Seite 88); und der erste, von dem wir hören, daß er durch den Zeus des Phidias innerlich ergriffen war, war ein Römer, Ämilius Paulus. Schmählich haben allerdings die römischen Soldaten, ja auch die Feldherrn, in Alt-Hellas, in Makedonien, Asien den brutalsten *Kunstraub* betrieben. Aber sie wußten doch sehr bald die besten Sachen herauszufinden. Schon Verres, der Plünderer Siziliens, verriet einen ganz echten Kunstinstinkt. Lukulls Kunstsammlungen, Lukulls Förderung griechischer Künstler zeugt für dasselbe. So wie für die großen griechischen Dichter, so reifte in Rom auch für die griechischen Künstler das volle Verständnis erst allmählich.

Aber welche barbarische *Anhäufung* von erlesenen Meisterwerken auf allen Märkten und Promenaden! Es kam mit Rom

[1] Ich polemisiere hier gegen meine eigene Schrift: „Laienurteil über bildende Kunst bei den Alten", S. 19.

dahin, daß es soviel Statuen wie Einwohner hatte. Was ist Berlin dagegen und die Siegesallee? Welche sinnlose Vergeudung, wenn M. Scaurus im Jahre 58 vor Christo in dem Theater, das er für 80000 Zuschauer aus Holz aufbauen ließ, den hohen Bühnenhintergrund mit Glasmosaik und Goldplatten überdeckte, übrigens aber zum Aufputz 360 Marmorsäulen, unzählige Gemälde, 3000 Erzstatuen und noch anderes mehr verwandte, um schon nach wenigen Festtagen das Ganze wieder abzureißen? Aber ich glaube doch, die Sache wirkte gewiß nicht übel; für einen festlichen Raum ist das Prangendste und Reichste gerade gut genug; und die Überfüllung mit Statuen lernte Rom ja doch von Delos, Rhodos, Athen. Das war gut griechisch. Sehr verständig bemerkt jedoch der ältere Plinius, daß diese Vielheit auf die Dauer abstumpfe und daß niemand in der Hauptstadt mehr Zeit finde, das Einzelne wirklich zu würdigen. Dieser Plinius wußte also ganz gut, daß der echte Kunstgenuß ruhige Versenkung braucht, und er urteilte aus *Erfahrung*. Denn der wirkliche Liebhaber gestaltete sich in Rom den Kunstgenuß allerdings intim und sammelte Malereien und Skulpturen beschaulich in Villen und Gärten.

Denn auch Gemäldegallerien oder Pinakotheken waren dem Römer etwas Geläufiges, aber nur im *Privatbesitz*. Sie lagen in den Palästen nach Norden. Dabei lernen wir noch Folgendes. Der Römer plazierte die Werke gern in strenger Symmetrie, aber er hielt darauf, daß jedes isoliert stand. Jedes sollte nur ganz für sich wirken. Absurd wären für ihn unsere Museen, wo man die Statuen wie Rekruten in Reih' und Glied stellt: ein Rekrut beeinträchtigt da den anderen, und die Reihe verschlingt den einzelnen. So dürfen aber auch Gemälde nicht in Reihen hängen, es sei denn, daß sie Friese bilden. Das ist antike Auffassung.

Aber wie oft haben Römer Originale zu besitzen geglaubt und sind mit *Kopien* betrogen worden! Gewiß, und das geschah den Protzen ganz recht. Wie viele Kopien nach Böcklin sind nicht als echte Böcklins im letzten Jahrzehnt bei uns verhandelt! Wie täuschend sind die aberhundert Fälschungen nach Leibl, Uhde u. a., mit denen uns im Jahr 1908 München überraschte![1] Und wie viele unechte Tizians, Rubens u. s. f. sind

[1] Über 1000 besonders nach Lenbach, Leibl, Menzel gefälschte Bilder sind da nach Wien, Hamburg usw. verkauft worden, der Fälscher (Thiege) imitierte auch Meissonier, Uhde, Piloty täuschend.

nicht von den fürstlichen Gallerien des 17. und 18. Jahrhunderts urteilslos zusammengehandelt worden! Was beweist das? Kunstgeschichtliche Bildung wird eben, solange eine hinlängliche orientierende Literatur noch fehlt, sehr schwer erworben, und sie ist zum Glück ebensowenig für den Geschmack unentbehrlich, wie für die Produktion selbst. — Übrigens dachten die Römer oftmals da, wo sie sich berühmen, einen Myron und Skopas zu besitzen, ohne Zweifel selbst nur an Kopien nach solchen Meistern (zum Beispiel Horaz, Carm. 4,8). Denn sie waren nicht so dumm, nicht einzusehen, daß nicht jeder jedem zum Geburtstag einen echten Skopas schenken konnte. Und die Kopien selbst, die man damals fertigte, zeigten immer noch einen hohen Grad von Meisterschaft. Es sind ja eben dieselben Exemplare, die auch noch Winkelmann zur Bewunderung hinrissen: der Apoll von Belvedere, nicht in Rom, nein, bei Grottaferrata gefunden, die Niobiden in Florenz, der Zeus von Otricoli u. s. f. In Otricoli, diesem Nest, befand sich also dieser Kopf, der heute vollständig unsere Phantasie beherrscht. Die Römer waren klug, wenn sie auch schon damals an solchen herrlichen Repliken ihre Kunstfreude übten, wie wir es tun; aber sie wußten dabei sehr wohl, daß die Vollkommenheit des Originals beim Kopieren oft nicht erreicht wird.[1]

Schlimm dagegen das Prahlen mit altem Silbergeschirr, von dem wir so oft hören, das Prahlen mit ziselierten Originalbechern (archetypi) des alten Mentor! Es genügte also nicht, daß die Exemplare schön waren, sie mußten auch nach Mentor, dem Benvenuto des Altertums, heißen. Darin lag aber wiederum nicht etwa ein Mangel an Schönheitssinn, sondern nur ein Mangel an historischer Erziehung, die ja in Wirklichkeit erst seit dem 19. Jahrhundert weitere Volkskreise durchdringt.

Dennoch weiß ich von einer Barbarei, die nicht ihresgleichen hat. Am 27. November 1900 wurde vor der nördlichen Stadtmauer Pompejis eine Jünglingsgestalt in Bronze ausgegraben, im Stil des Idolino, wundervoll erhalten, ein Original etwa des Jahres 400 vor Christi. Sogliano, der den Fund veröffentlichte, schrieb begeistert: „O du schönstes Produkt der griechischen Plastik, gehe jetzt und tritt nach einer Nacht von 18 Jahrhunderten wieder ein in die große Welt der Kunst und

[1] Plinius, Epist. V, 15

erwarte in Ruhe das Urteil der Gegenwart und Zukunft. So lange es Augen gibt zu sehen, wird deine Schönheit immer hochgehalten werden." Fremdartig fesselnd, mit großen Antilopenaugen starrt dieser griechische Jüngling in unsere Welt, ein Musterbild seiner Rasse. Was aber machte dereinst der pompejanische Besitzer daraus? einen Lampenhalter. Dazu übersilberte er die ganze Figur, damit sie das Licht reflektierte; die großen Augen aber aus weißem Marmor mit Pupillen von schwarzer Glaspasta stieß er ein, so daß sie im Bauch der hohlen Figur gefunden sind, und setzte dafür andere Augen ein, die schielten.

Das war allerdings eine brutale Schändung! und gewiß mag derartiges in der alten Welt hundertmal vorgekommen sein. Aber was beweist es für den Durchschnitt? Ganz Pompeji zeugt ja schon laut dagegen. Denn man gehe nur in dieser kleinen Kreisstadt von Haus zu Haus: wie ist da alles durchdrungen von Anteilnahme an der Kunst! Kein Haus, wo sie fehlte. Welche Fülle, welche Treffsicherheit des Netten, Artigen und Schönen, und wie selten ist da der Ungeschmack! Geht man danach durch moderne italienische Stuben oder hält deutsche Städte, wie Kreiensen oder Hirschberg gegen Pompeji: man glaubt im Volk der Scythen zu sein. Pompejis Vorzüge sind nun aber das Verdienst seiner Hausbesitzer, und diese Hausbesitzer waren nicht etwa Griechen, sondern Römer. Dem Bauherrn selbst gereicht ohne Zweifel sein Haus zum Ruhm, sowie wir, wenn jemand sich geschmackvoll kleidet, doch nicht nur seinen Schneider loben. Darum rühmen wir den Kunstgeschmack des Römers, der nicht nur mit genialem Raumsinn den Platz für seine Villen selbst bestimmte, sondern auch die Bilder selbst wählte, die Pièçen selbst aufstellte in Haus und Garten. Sagt uns doch Cicero ausdrücklich: wie Gott Schöpfer der Natur, so ist der Hausherr Schöpfer der Schönheit seines Hauses![1] Derselbe Cicero bestellt sich aus Griechenland Reliefs für sein Atrium; ganz bestimmte Wandplätze hat er dafür im Auge, und die Reliefs müssen an die Plätze passen. Statuen werden ihm offeriert, aber die lehnt er ab, weil sie ihm für den betreffenden Raum ungeeignet scheinen. Wer einen Kunstmaler in seiner Sklavenschaft besaß und ihn freiließ, bedang sich aus, daß er gegen Vergütung auch fernerhin für sein Haus arbeite. Ohne

[1] Cicero, de nat. deorum II, 17.

persönlichste Anteilnahme ist alles das nicht denkbar. Daher sagt Lactanz (im Anschluß an Seneka) mit Recht, daß der Römer mit Statuen spiele wie die Kinder mit Puppen. Denn aller Kunstbetrieb ist Spiel; wer aber mit der Puppe spielt, der liebt sie auch, der hegt sie mit Innigkeit wie ein lebendes Wesen. Aus der Spätzeit Roms hören wir endlich, wie auch der Staat selbst die Kunstmaler begünstigt hat: ihnen wurden Werkstätten ohne Mietzins eingeräumt, und zwar in allen Städten.

Für das Altertum wäre das Schlagwort unserer Modernen „l'art pour l'art" eine Halbheit. Viel mehr ist der Zweck des Kunstschaffens ein doppelter: die Befriedigung des Künstlers selbst und der Beifall der Menge.[1]) Tatsächlich aber beabsichtigt die ganze antike Kunst nichts, als für und auf den Laien zu wirken. Und der Laie schaute und bewunderte, aber der Laie urteilte nicht. Dies ist wiederum merkenswert. So hielt es die ganze ältere griechische Literatur bis auf Aristoteles, die uns kein einziges Kunsturteil gibt, ebenso hält es aber auch die römische. Denn der stumme Genuß ist oft der tiefste, und Zurückhaltung im Urteil ist eine Klugheit, die wir heute nur zu oft vergessen. Wenn aber die Römer zur Plastik einmal das Wort nehmen, so führen sie das mit den bescheidensten Wendungen ein, wie Plinius in dem schönen Brief III, 6, und zwar bewußt und in der verständigen Voraussetzung, daß für Kunstdinge nur der Ausübende kompetent ist. Nach Plinius gibt es auf diesen Gebieten tatsächlich nur Zweierlei: Künstler (artifices) und Nichtsachverständige (imperiti), kein Drittes. Daher wird jedes Kunstgeschwätz prinzipiell vermieden.

Nur aus echtem Kunstgefühl erklären sich aber auch die Vorzüge der römischen Architektur. Jede Kolossalität läuft sonst Gefahr, klotzig, erdrückend, barbarisch wie die ägyptische zu werden. Der Römer aber hat, griechischen Geistes voll, die Massen überall durch die Proportion bezwungen und erreicht, daß auch noch das Übergroße harmonisch wirkt: gewiß eine Leistung außerordentlichen Kunstvermögens. Und dabei hat er die herkömmlichen Schmuckformen nicht etwa beibehalten und nur vergrößert, sondern mit kühner Phantasie sie weiter gebildet. Es gab auch Dichter in Stein in Rom. Je mehr der Stuck-

[1]) Seneca, de benef. II, 33.

bewurf und die Bemalung der Schmuckformen zurücktrat und der kostbare Stein als Stein wirkte, desto reicher wurden die Schmuckformen selbst: Kolonaden mit Rundbogen; üppige Kompositkapitelle; vortretende Schmucksäulen, die nichts tragen; Gebälk und Friese, die vor- und zurückspringen; Verkröpfungen; Nischenbildungen; Zerlegung der Wandflächen in reich umrahmte Felder. Das gab Ausdruck, belebtes Schattenspiel. Dazu der farbige Marmor, Porphyr, Syenit, Giallo antico! Welche feierliche Pracht, Glanz und Würde! Bis Hadrian geht diese stolze römische Kunst im großen Zug aufwärts. Aber wenn man auch noch das Späteste nimmt und in das Innere von S. Vitale in Ravenna eintritt: ist denn dies entzückende Wunderwerk von Innenarchitektur nicht auch noch ein Geschenk des römischen Kunstgenies?

Wie aber steht es mit der Malerei und Plastik? — Männer von Verdienst mit Porträtstatuen zu ehren, das war längst griechische Sitte gewesen. Der Römer setzte das fort, aber er vertausendfachte den Betrieb; zugleich stellte er der Porträtkunst die interessantesten neuen Typen, und sie bereicherte und steigerte sich erstaunlich. Dabei sind es die Auftraggeber selbst, die den Künstler beaufsichtigen und über der Ähnlichkeit wachen.[1]) Denn es ist schwer ein Gesicht zu treffen, noch schwerer aber, von solchem Porträt Kopie zu nehmen; man soll dabei das Idealisieren (in melius aberrare) vermeiden.[2]) Kaiser Wilhelm, Moltke, Bismarck stehen bei uns in Gips in allen Schänken. Das ist aber nichts gegen die Hochflut von Kaiserbildern jener antiken Zeiten, und dabei fertigte man alles nur in Marmor und Erz. Nur in den Schulstuben standen Horaz und Virgil in Gips uud wurden von den qualmenden Öllampen kläglich verräuchert. Wollte eine Kleinstadt einen Mitbürger ehren, so ließ sie ev. gleich fünf Statuen von ihm aufstellen, alle an verschiedenen Plätzen, und das war ja allerdings die beste Methode der Reklame. Speziell römisch aber ist dabei erstlich die Liebe zur Kolossalstatue, zu der die großen Raumbauten Anlaß gaben, sodann aber die Erfindung der transportablen Büste; und diese Erfindung war äußerst praktisch, zum Beispiel gleich im Dienst des Kaisertums. Denn kam einer der oft so

[1]) Plinius, Epist. III, 10, 6.
[2]) Plinius, Epist. IV, 28.

kurzlebigen Kaiser neu zur Regierung, so konnten von ihm rasch Büstenbilder zu Hunderten, noch ehe er ermordet war, in alle Provinzen gehen; und die Welt wußte doch wenigstens, wie er aussah.

In der Malerei herrschte der sogenannte schöne Stil der Griechen. Auch die entzückende Phantastik der Satyrn und Mänaden, Amoretten und Centauren sah der Römer an seinen Wänden gern; ebenso die elegant gemalten griechischen Legenden von Phädra, Ariadne, Adonis oder Endymion. Ja, seit dem zweiten Jahrhundert begann er mit solchen elegischen Szenen sogar seine Marmorsärge zu schmücken. Besonders aber hat der Römer die Kunst des Mosaiks gefördert, welches Mosaik anfangs die Fußböden bedeckte, dann gleichsam die Wände emporklomm und schließlich großfigurig und strahlend in Gold und farbigem Glas die Plafonds und hohen Apsiden krönte. Für Kolossalräume erschien nur dies Mosaik monumental genug. Anders dagegen in kleineren Räumen; für sie wurde jener bezaubernd duftige Dekorationsstil al fresco geschaffen, der in virtuoser Weise fast körperlos die Körper nur andeutet, nur Lichter aufsetzt, nur Ausblicke vortäuscht und den Raum ausweitet und lichtet, statt ihn durch konkrete Gegenständlichkeit von Bildern zu verengen. Es ist wohl kein Zufall, daß diese raffinierte Dekorationsart jung und erst in der römischen Kaiserzeit entstanden ist: nur ein an weite Räume gewöhntes Geschlecht von entwickeltstem Raumsinn hat sie erfinden können.

Aber auch der grobnaive Wirklichkeitssinn des echten alten Römertums suchte und fand in der Kunst seinen Weg. Gewisse schlagend realistische Statuen nach Volkstypen, alten Bauern und Fischern, sind gewiß Erzeugnisse des römischen Kunstgeschmacks. In derselben Richtung geht die Moselkunst des zweiten und dritten Jahrhunderts, die wir im Trierer Museum bewundern; und es ist ganz ihres Geistes, wenn in Rom schon der Bäckermeister Vergilius Eurysakes großspurig seinen ganzen Geschäftsbetrieb in Stein aushauen ließ, oder wenn wir in Pompeji Schulszenen gemalt sehen, wo u. a. ein freches Bübchen hübsch übergelegt und mit der Rute gestrichen wird. Drastischer war es freilich und echt südländisch, wenn bei den Gerichtsverhandlungen den Richtern vom Kläger die Schandtat des Verklagten sichtbar in Bildplakaten vorgeführt wurde, gewiß möglichst abschreckend gemalt, ein wahres ad oculos-Demonstrieren! Zum Beispiel ein Spieler steht unter Anklage; man sieht gemalt, wie er würfelt, dann wie er alles verspielt, bis aufs Hemd entblößt ist, ins Gefängnis kommt u. s. f. Das war Bilderbogenstil, Jahrmarktstil.

So liebte der Römer aber auch sonst das Bilderbuch nach Art der uns erhaltenen Josuarolle, d. h. ganze Kriegshistorien, nur in Bildern vorgeführt, die eng aneinander hingen und als Papierrolle sich zusammenrollen ließen. Ganz so hatten es schon die alten Egypter gemacht. Die Ausführung realistisch, ohne viel Perspektive: die Eroberung Sardiniens oder die Einnahme von Karthago, mit Gefechten, mit Sturmlauf, Szene an Szene. Der beteiligte Feldherr kam mit solchen Bildern, die er zu seinem Ruhm anfertigen ließ, persönlich aufs Forum gegangen und erklärte sie dem Volk: in der Tat das wirksamste Kriegsbulletin! Als Kaiser Titus Jerusalem erobert hatte, wurden die Sachen sogar auf hohem Gestell durch die Straßen gefahren, und da sah man Palästina verwüstet, die Juden, wie sie kämpfen, fliehen, fallen und gefangen werden; Tempelbrand, Einstürzen der Häuser u. s. f. Alles das war auf vergänglichem Material ausgeführt und ist rasch dem Untergang verfallen. Besäßen wir es noch, wie viel könnte der Kulturhistoriker daraus lernen! Aber wir haben einen Ersatz. Ich meine eins der stolzesten Denkmäler Roms, das wichtigste Monument römisch-nationaler Kunst, die Trajanssäule. Denn sie ist mit solchem rollbaren Bilderbuch ansteigend umwickelt, das die Kriege Trajans sorgfältig mit allem Detail erzählt. Das Bilderbuch ist hier versteinert; es ist an der Säule in Marmorrelief nachgeahmt, aber dies Relief war zugleich bunt angemalt und wirkte als Malerei weithin strahlend. Weil aber die Trajanssäule der Mittelpunkt des Trajanischen Bibliotheksbaus war, so mußte an ihr das Buch um so sinnvoller erscheinen.

So sehr wir dies Werk Trajans bewundern — und Mark Aurel ahmte es nach —, so gröblich ist dagegen die Geschmacksverirrung, wenn gewisse römische Triumphbögen, anders als der edle Titusbogen, mit ebensolchen aktuell historischen Schildereien überladen sind. Sie wirken marktschreierisch wie eine Litfaßsäule. Die Vornehmheit war verloren gegangen und jedes Stilgefühl. Man spürt an ihnen das Nahen barbarischer Zeiten.

Das aufkommende Christentum hat jede Kunstschöpfung zunächst abgelehnt; es verfolgte die Künstler selbst mit Haß und

Grauen, und als Kunstform galt ihm eigentlich nur das Kreuz. Hören wir indes, wie ein Kirchenschriftsteller für das Kreuz bei den Heiden wirbt; die Stelle ist lehrreich. Das Kreuz, sagt Tertullian, ist euch heidnischen Bildhauern selbst nicht fremd, ja, es ist euch unentbehrlich; denn für eure Tonmodelle verwendet ihr jedesmal ein Kreuz als Gerippe, einen Balken, der im Bildwerk aufrecht steht, und einen zweiten in der Richtung von Schulter zu Schulter. Dies Holzkreuz wird nun mit feuchter Töpfererde umkleidet, und so wie in der Bibel Gott den Menschen aus einem Erdenkloß macht, ganz so tut es auch der Plastiker (wir bemerken, daß die Bibelstelle selbst nicht ohne Kenntnis der Bildnerkunst geschrieben ist). Ist die Figur in Ton fertig geknetet, so dient sie selbst als Modell oder „Proplasma" und kann in Gips abgegossen werden, oder es werden auch danach gleich Abbilder in Marmor und Erz hergestellt, worauf das Tonmodell im Atelier verbleibt, die Abbilder aber in den Handel kommen. Wer nun also ein heidnisches Götterbild verehrt, so argumentiert Tertullian, der verehrt auch schon das Kreuz, das im Modell steckt. Also bekehrt euch zu unserm Glauben!

Bald genug hat sich das Christentum vielmehr selbst zur Kunst bekehrt, wobei es sich nicht nur der heidnischen Technik, sondern oft auch heidnischer Motive bediente. Schon im vierten Jahrhundert sah man in den Vorräumen der Kirchen die Martyrien der Heiligen gemalt, also Kirchenkunst. Allein das Christentum kam zu spät; alles Schönste, was die Kunst besaß, hatte sie vorher an die anderen Religionen verausgabt. Und diese Verweltlichung der Kirche war dabei zugleich eine Entweltlichung des Kunstgefühls, das immer doch offnen Weltsinns und voller, gesunder Sinnesfreude bedarf. Kein gewaltiger Christustyp, wie die Menschheit ihn brauchte, ist damals geschaffen worden, und weltgeschichtlich Denkwürdiges kam nicht zustande.

XI. Die Sittlichkeit.

Die wichtigste Gabe der Kultur ist die Gesittung. Die Gesittung ist geläuterte Sitte; sie ist Sittlichkeit. Entweder ein Volk läutert selbst seine Sitte, oder auch ein Nachbarvolk wird ihm darin zum Lehrmeister. Dabei ist die Familiensitte von der internationalen zu unterscheiden. Zuerst setzt sich ein Canon sozialer Pflichten durch; dann erwacht die Humanität, die mehr will als kahle Pflichterfüllung. Diese Sitte aber ist eine Macht, die über den Individuen steht, die alsbald an die Gottheit als ihren Urheber geheftet wird und die, indem sie den Willen des Einzelnen packt, das Volksleben gestaltet und umgestaltet. Doch immer nur unvollkommen. Denn der Künstler vermag, was seine Phantasie schaut, auch vollkommen darzustellen: die Volksseele schaut zwar das Gute, aber sie bleibt ewig ein Stümper, so oft es an die Ausführung geht.

Zur altrömischen Moral oder Sitte gehörte der Krieg, die Eroberung. Der Konflikt mit dem Grenznachbar gehörte zum Leben, und die Tugend des Mannes war damals nach zwei Seiten gerichtet, nach Innen auf die Hütung der Familie, der er als Herr vorsteht, nach Außen auf das Gemeinwesen und seine Fehden mit dem Ausland. Wie sich die alte Raubtiernatur, die unersättliche Wolfsnatur des Römers auswuchs, durchsetzte und potenzierte und zu welchen Tugenden und Lastern großen Stils das führte, haben wir früher gesehen.

Aber mit der definitiven Unterjochung der Welt unter der Monarchie hörten auf einmal alle politischen Zwecke auf, und für die Tugend begann eine ganz neue Zeit. Das Kaiserreich war der Friede: man hatte jetzt Raum für eine allgemein menschliche, ganz unkriegerische soziale Ethik, die von den Griechen einfloß. Es war in der Geschichte der Ethik das größte Ereignis. Stoische Lehre! Die Sextii begannen in Rom zu predigen, wie Paulus. Augustus selbst hoffte sehr, nach der entsetzlichen Verwilderung der Bürgerkriege auf eine rasche Regeneration. Aber das betraf im Wesentlichen immer nur die Hauptstadt Rom selbst. Ja, der Kaiser hat durch unabläßigen Eifer dafür selbst gewirkt in seiner über 40jährigen Regierung. Zwar verfiel er nicht auf den Gedanken Volkspredigten zu organisieren, sondern die Literatur sollte helfen, vor allem die griechische; er las sie persönlich durch, notierte jede erziehlich brauchbare Stelle, machte Auszüge und schickte sie an seine Beamten, die solcher Zurechtweisungen zu bedürfen schienen. Er stellte sich im Senat hin und las ganze Bücher moralischen Inhalts persönlich vor, und auch im Volk ließ er sie kolportieren: über Einschränkung des Luxus, über Familiensinn und anderes. Mehr noch: um der Ehescheu und dem Eingehen der alten Familien zu steuern, gab er seine berühmte Ehegesetzgebung; er wußte endlich die großen Dichter seiner Zeit in seinen Ideen-

kreis zu ziehen, und Vergil wurde der Dichter der Frömmigkeit, Horaz aber dichtete seine Staatsoden, in denen er mit starken energischen Worten Rom zuruft: werde gesund, erwache zur alten Tugend. Wie schön und ergreifend!

Aber das war nur für die wenigen! und eine Regeneration läßt sich nicht von oben machen. Dazu sind nicht Bücher gut, sondern das Beispiel. Die Zeit brauchte eine reine und lautere unweltliche Gestalt, einen vir sanctus, als Weckrufer, dessen Person in Einklang mit seiner Lehre steht und der gleichsam seine Seele nackt vorzeigen kann: seht her! ich bin unzerspalten und ganz ohne Makel! werdet wie ich!

Augustus steckte mit seinen Wurzeln noch in der bluttriefenden Ära der Bürgerkriege. Die Zeit des klotzigen, graß erbarmungslos würgenden Egoismus aller gegen alle! Er selbst ein zwanzigjähriger Henker! Damals verstieß er seine edle erste Frau, Scribonia. Dies war seine erste Familiensünde. Scribonia aber wurde 90 Jahre, sie überlebte ihn, und ihre Nähe in Rom war wie eine stumme Anklage für ihn zeitlebens.

Er gab sich danach alle Mühe mit seiner Familie vor dem Volk tadellos dazustehen. Aber eine donjuanartige Leichtlebigkeit lag in ihm. Es war Temperamentssache. Erst mit dem Alter verlor sich das, und er reifte wirklich allmälich zum Träger der Humanität, zum Muster bürgerlicher Quasi-Vollkommenheit, zum leutseligsten Friedensfürsten heran, auf alle Fälle eine erstaunliche Leistung der Selbstzucht. Sein hohes Amt selbst wirkte auf ihn erziehend, und das Verlangen, gut zu scheinen, ist immer dem Gutsein förderlich. Als der Greis, immer noch ein schöner Mann, auf dem Sterbebett lag und sich noch einmal hatte sein Haar ordnen lassen, war seine letzte liebenswürdige Frage, ob er sein kleines Stück auch gut gespielt? „Dann freut euch, wenn ich nun abtrete, und klatscht Beifall." Es war also nur eine Rolle auf der Bühne, die er gespielt: die Rolle, Kaiser zu sein und gut zu scheinen. Kein Lustspiel, nein! es war eine Tragödie, nicht ohne tiefe eigene Verschuldung, und die entscheidenden Rollen hatten darin die Frauen inne.

Augustus hatte von Scribonia eine einzige Tochter, Julia. Wenn der Trieb zum voll-Sichausleben irgend einmal schrankenlos geherrscht hat, so war es damals. Julia war von höchster Intelligenz, von feinster literarischer Bildung, von bezaubernder Liebenswürdigkeit und von einer sanften Menschlichkeit im Verkehrston; aber das Tierhaft-Brunsthafte in ihr schlug durch.

Jene höchste Kultur ihrer gesellschaftlichen Erscheinung war doch nur wie ein wundervoll schillerndes Gewand, das lose saß: die animalische Natur bewegte sich unzüchtig darin. Je dringender eben jetzt die Weisheitslehre und Gotteslehre mit moralischen Vorschriften und gar mit Kontrolle und Aufsicht kam, je elementarer widerstrebten die Menschenexemplare großen Stils. In seiner Tochter Julia stand vor dem Papstkaiser Augustus seine eigene sündige Vergangenheit, wundervoll rassig, aber erschreckend verderbt und verderblich.

Augustus hatte etwa 24jährig zum zweitenmal geheiratet; er machte die schönste der Frauen, Livia, zur Herrscherin Roms. Aber Livia, kaum 18jährig, war damals schon vermählt, ja, sie war schon Mutter und trat schwanger in die Ehe mit ihm. Ihr erster Gatte Claudius Nero nahm an der seltsamen Hochzeit teil und übergab selbst sein Weib dem neuen Gatten. Es war ein unerhörter Handel. Ein kleines vorlautes Kind, so erzählt man, war unter der Hochzeitsgesellschaft im Festsaal zugegen, wo Livia mit Octavian vereint auf dem Speiselager lag; Claudius Nero lagerte ihnen gegenüber, und das Kind rief laut: „Aber Livia, dort drüben ist doch dein Platz." Das Wort aus Kindermund blieb unvergessen. Die Affäre war ein Schlag ins Gesicht der Gesellschaft. Aber die Gesellschaft vertrug viel.

Livia gab dem Augustus keine Kinder; aber sie hatte von ihrem ersten Gatten zwei Söhne, Tiberius und Drusus. Julia dagegen wurde mit Agrippa, dem ersten Mann nach dem Kaiser, vermählt und wurde Mutter von fünf Kindern. Nun standen sich beide Frauen, Stiefmutter und Kaisertochter, mit ihrem Nachwuchs am Hof des Kaisers gegenüber.

Es ist rührend zu sehen, wie der Kaiser seine Enkel liebte und darum auch Julia, die sie ihm geboren, mit zärtlicher Nachsicht umgab. Er wollte es nicht wahrnehmen, wie sie bei den vielen Amtsreisen des Agrippa allein im Schwarm vornehmer Galans sich zeigte und die Dreistigkeit freien Umgangs steigerte. Agrippa starb im Jahre 12. Da wurde Julia, damals 27jährig, um die Gegensätze am Hofe auszugleichen, mit ihrem Stiefbruder Tiberius, dem Sohne Livias, vermählt. Bisher hatte sie diesen linkischen Menschen Tiber vergeblich in ihre Netze zu ziehen versucht; er hatte sich spröde gezeigt. Jetzt, da er zwangsweise ihr Gatte, verachtete sie ihn mit dem ganzen Haß einer sieggewohnten Courtisane. Die Verachtung war

gegenseitig. Tiber verließ Rom und ging in freiwillige Verbannung. Julia behauptete strahlend das Feld, und im Mißbrauch ihrer fürstlichen Stellung wurde sie jetzt noch unbändiger. Sie entzückte, berückte alle. Ein geschlechtlicher Fanatismus kam über sie. Dies sind die leichtlebigen Zirkel, in denen das lockere Genie Ovids groß wurde.

Aber plötzlich kam es zum ungeheuren Skandal. Es traf den Kaiser bis ins Mark. Livia, Tibers Mutter, stand als Anklägerin vor ihm. Es ließ sich nichts mehr vertuschen. In den Sommernächten machte Julia das Forum selbst, den großen Prunkbau der Rednerbühne, zum Schauplatz der Unzucht. Der Kaiser mußte jetzt alles an die Öffentlichkeit zerren, Richter sein über sein einziges Kind. Die ganze römische Gesellschaft war in den Prozeß verstrickt. Einer ihrer Kavaliere, Antonius, hatte gar dem Kaiser nach dem Leben getrachtet. Es war dies der Sohn jenes Mark Anton, mit dem Augustus einst um die Weltherrschaft gefochten. Der junge Mensch tötete sich selbst; auch Julias Kammerzofe Phoebe erhängte sich. „Wie viel lieber wäre ich Phoebes Vater!“ ächzte Augustus, von Schande überwältigt; denn die Zofe fand den rechten Ausgang, seine Tochter fand ihn nicht. Julia wurde auf einem der schauerlich öden Inselfelsen im Golf von Gaëta zu einem Leben bei Wasser und Brot verbannt, und sie ist nie begnadigt worden.

Aber das Unglück hatte sich noch nicht erschöpft. Auch Julias Söhne, des Kaisers zärtlich geliebte Enkel starben. Man munkelte natürlich von Vergiftung, und Livias Name wurde dabei genannt. Der Erfolg war jedenfalls, daß Livias Sohn Tiber Erbe des Kaisertums wurde. Das julische Blut im Kaiserhaus war bis auf Agrippina vernichtet.

Und der Vater dieser Julia war es nun, der seinen Bürgern ein Ehegesetz gab. Der Prozentsatz an Geburten war in Rom erschreckend zurückgegangen, und wenn Eltern im „Tageblatt“ die Geburt eines gesunden Kindes freudig anzeigten, so hatte das damals ein ganz anderes Schwergewicht als heute etwa in einer deutschen Kleinstadt. Schädlich waren die verfrühten Eheschließungen; man heiratete schon im Kindesalter und die Fortpflanzung litt. Aber das Vollblut, das durch Inzucht sublimierte Blut der Aristokratie trug den Ruin in sich: früh ausgelebte Menschen voll Übersättigung und Schwäche. Die Eheflucht war allgemein, mit ihr wuchs die Erbschleicherei.

Das Gesetz bestimmte nun, daß kein Eheloser fähig sei zu erben; wer vermählt, aber kinderlos, verliert die Hälfte des Erbteils an die Miterben. Auf jedes Kind gab es dagegen Prämien durch sofortige raschere Beförderung im Amt; wer drei Kinder hat, wird überdies von Tutel und Richteramt befreit u. s. f. Jahrhunderte lang sind diese harten Bestimmungen durchgeführt worden, aber es hat das Aussterben der alten Familien wohl nur in wenigen Fällen verhindert und hingehalten.

„Der Friede vernichtet die Staaten“! ruft Catull.[1]) Glücklich der, der einen Feind hat, rufen andere; denn ohne ihn erschlafft die Tüchtigkeit.[2]) Als Ursache der grenzenlosen Verdorbenheit der Sitten aber nennt uns Properz die bildende Kunst, die Malerei, die das Nackte vorführt. Man denkt dabei gleich an die Nacktlogen, die Schönheitsabende der Vereinigung für ideale Kunst in unseren Tagen.

In bezug auf die Nacktheit der Antike müssen wir zweierlei unterscheiden. Im Dienst der uralten primitiven Naturreligion galten gewisse Nacktheiten als heilig; man brachte den Geschlechtsteil, den Phallos, an Häusern und Geräten an, kränzte ihn, trug ihn als Amulett und glaubte, daß das Glück bringe und Übel abwehre. Im Übrigen hatte der alte Römer einen keuschen Sinn; daß männliche Verwandte zusammen badeten, war ausgeschlossen, und gegen die griechischen Athleten, die ganz entblößt vor dem Volk kämpften, hat man stets einen vornehmen Widerwillen behalten.[3]) Aber was man hier ablehnte, das ließ man in den Gemälden zu, die jetzt alle Privathäuser erfüllten. Man konnte sich gegen die blendende griechische Kunst nicht wehren, und in dieser war der übermütige Sieg des Nackten soeben virtuos vollzogen worden. Selbst Laokoon, selbst Iphigenie sah man jetzt so in Bildern. Der Dichter Ovid, wegen seiner Lascivitäten angeklagt, stellt sich daher frech hin und sagt: was ihr Tadler an euren Stubenwänden duldet und täglich bewundert, warum soll ich das nicht in Verse bringen? Gewiß war die Gesellschaft selbst schuld an

---

[1]) Otium perdidit urbes; vgl. auch Plutarch, De latenter vivendo c. 4: *ἡσυχία σῶμα καὶ ψυχὴν μαραίνει.* „Bisher war der Staat eine Armatur der gespannten Tätigkeit, jetzt wird er zum Polster der Trägheit“: siehe Joh. Bauer, Schleiermacher, S. 228.

[2]) Seneca, provid. 2, 4 und 4, 6; Plut. Mor. I S. 209 Bernad.

[3]) Cicero Tusc. 4, 70; Plin. Epist. 4, 22 fin.

dieser Gier nach Nuditäten, die die Phantasie der Künstler ergriff. Pompeji selbst ist dessen Zeuge. Es war eine Krankheit der Zeit. An eine prüde Beaufsichtigung der Kunst, wie man sie heut bei uns versucht, war im freien Altertum nicht zu denken; sonst wäre sie gewiß im Sinn des Augustus gewesen.

Als Zeit der ärgsten Verdorbenheit und Entartung der Sitten müssen wir die Jahre etwa von 30—68, die Zeit Caligulas, Messalinas und Neros betrachten. Auch unter Domitian (bis z. J. 96) war noch wenig gebessert. Das Rom Nero's ist die große Babel der Johannes-Apocalypse. Alle entsetzlichsten Schilderungen betreffen jene Zeiten. Auch was Juvenal bringt, gilt, was wichtig, nur für sie. Und es gilt nur für Rom selbst. Es ist die Zeit, wo Seneca von den Frauen sagt: sie zählen die Jahre nach Gatten, nicht nach Konsuln.

Das Gesagte betrifft auch die Steigerung im Perversen. Ich meine die sinnlichen Ausschweifungen der Männerfreundschaft, der Knaben- und Jünglingsliebe, die im Altertum als etwas Selbstverständliches herrschte. Die platonische Liebe war ihre Idealisierung. Ob sie in Italien gegenwärtig nicht ebenso verbreitet ist, wie damals, ist schwer zu sagen. Der Hauptunterschied ist vielleicht nur, daß die Knabenliebe damals auch in der Literatur ganz offen zu Worte kam; nicht nur bei den Griechen; nicht nur bei den Stoikern, die sie zu regulieren suchten.[1] Auch die römische Liebespoesie hebt mit Gedichten auf Knaben an. Auch der glühendste Frauendiener Catull hat solche Gedichte geliefert. Der größte Dichter Roms, Vergil, wußte von Frauen nichts; er war, wie es scheint, nur Knaben zugeneigt. Die Frauenliebe, wird uns gesagt, ist stürmisch wie Meeresfahrt; wer sich dagegen mit solcher Freundschaft begnügt, fährt sicher auf dem Fluß zwischen engen Ufern. Vom Knaben (concubinus) nimmt Abschied, wer heiratet. Nichts scheußlicher aber als die Vergewaltigung des Wehrlosen. Ich denke an die Pageninstitute des kaiserlichen Hofes und der sonstigen Magnaten. Seneca wirft einen Blick tiefsten Kummers auf diese schöngelockten Pagen, die nach dem Diner bereit stehen, um sich von den Gästen mißbrauchen zu lassen. Sie waren in durchsichtige Gaze gekleidet, um die Begierde zu locken. „Mögen sie alle über Nacht Glatzen bekommen und ihnen der Bart wachsen!" wünscht der Arme,

[1]) Seneca aber lehnt dies als unrömisch ab, Epist. 123, 15 f.

der dem Reichen diese kostspielige Lust mißgönnt. Earinus war der Liebling des Kaisers Domitian. Welche Erniedrigung der Dichtkunst, wenn Statius die Locken besingt, die diesem Knaben zum ersten mal geschnitten sind[1]) und die in einem köstlichen Gefäß dem Asklepios geweiht werden! Dann beging der Wahnsinn seine Orgien: Nero feiert im Jahre 67 Hochzeit mit dem Entmannten Sporus, den er seine Sabina nannte. Davon ein Nachhall der Ehekontrakt jenes Gracchus mit einem Hornisten, beim Juvenal: „man wird nächstens die Heiratsannonce auch in die Zeitung setzen!"

Es ist auffallend und nicht zufällig, daß diese Perversitäten aus der römischen Literatur nach Juvenal auf einmal verschwinden oder ganz zurücktreten. Nur unter Nero hat ein Petron schreiben können. Das 2. Jahrh. bringt uns dagegen die schöne Legende von Amor und Psyche; und die ganze Romanliteratur des Altertums, Apulejus mit einbegriffen, weiß von Knabenliebe nichts. Diese Wendung erklärt sich nicht etwa aus der Ausbreitung des Christentums, sondern aus dem Sieg der Provinzen über die Hauptstadt. Rom war die Eiterbeule der Welt, nur Rom. Plinius unterscheidet in dieser Beziehung ausdrücklich die Hauptstadt vom gesamten übrigen Reich.[2]) Für den Stadtrömer galt Sitte der Landleute und Sittenreinheit für dasselbe[3]), und von der Bravheit der Landstädte Italiens wird ausdrücklich und mit Neid gesprochen[4]), auch von Spanien die sittlich gute Führung der Bevölkerung erwähnt.[5])

Auf Rom aber lag der Fluch seiner centralen Stellung. Es war Kaiserstadt. Und während sonst Freiheit der Entwicklung der Individuen das Prinzip der Antike war und das ganze Reich dieser Freiheit genoß, sahen sich nur in Rom selbst die Besten geknechtet. Denn auf ihrem Palastberg saßen die Zwingherrn und Cäsaren, durch ihre Gardetruppen allmächtig, durch ihren Wahn unfehlbar und über Gesetz und Sitte stehend[6]), die Erben des Augustus, von denen zumeist der Nachfolger das

[1]) Der Akersikomes wird geliebt: Juvenal 8, 128 u. a.
[2]) Epist. 4, 22.
[3]) rustica simplicitas, z. B. Ovid, Heroid. 20, 51 und Ars am. 1, 672.
[4]) Plin. Epist. 1, 14, 4.
[5]) ib. 2, 13, 4.
[6]) Digesten I, 3, 31: princeps legibus solutus est; auch auf die Kaiserinnen wurde von den Kaisern dies Prinzip übertragen (Ulpian).

Gute in den Schmutz trat, das etwa der Vorgänger gesät. Denn die kaiserlichen Familien degenerierten meistens schon im zweiten Glied. Von ihnen aber wurden die stolzen Granden Roms, die Senatoren, die am Regiment verfassungsmäßig teil hatten, so lange gepreßt und gedemütigt, bis aller Eigenwille gebrochen und der Servilismus, der kriechende Byzantinismus fertig war. Das begann schon unter Tiber und Sejan. Der Kaiser wittert überall Verschwörer und sucht sich gegen sie durch den schmählichsten Terrorismus zu sichern. Stirbt jemand am Hof, so wird wie in Sultansfamilien sogleich an Vergiftung geglaubt. Herden von *Denunzianten* stellten sich in den kaiserlichen Dienst, und jedes Privatgespräch wurde belauert. Im Bodenraum über dem Zimmer verkriechen sich die Spione des Allmächtigen, um, was unten vertraulich gesprochen wird, zu belauschen, und jedes kritische Wort, das fällt, wird zum Anlaß von Justizmorden. Die gnädigste Form der Hinrichtung ist auferlegter Selbstmord. Der kaiserliche Säckel frißt die Vermögen der Gerichteten. Die alten Familien werden decimiert, vernichtet.

Aber noch eine zweite ebenbürtige Macht stand in Rom daneben. Das war der *Pöbel*, die faex mundi, „die Hefe der Welt", so wird er uns genannt. Die Hefe strömt in Rom zusammen, der gute Wein der Menschheit selbst bleibt draußen in den Provinzen. Rom eine Futteranstalt für den Abhub der Menschheit! Die Kulturerscheinung ist unerhört und beispiellos. Die Staatskasse, mit andern Worten also die steuerzahlenden Provinzen ernähren täglich die hunderttausendköpfige freche Bande in der Hauptstadt, die mit Steinen warf, wenn sie nicht satt war. Darum war die Kornversorgung Roms ein Hauptinteresse der Regierung; mit den Bäckerinnungen der Stadt waren Kontrakte auf Lieferungen gemacht, um täglich 200 000 Bürger zu speisen. Einige Kaiser gingen noch weiter und ließen an sie auch noch Fleischrationen verteilen: Schnapphähne, Pflastertreter, Protzen des Nichtstuns, räudige Existenzen, aber in ihrer Zusammenrottung mächtiger und majestätischer als der Kaiser selbst! Auch die großartigen Fechterspiele und Tierhetzen dienten ja schließlich nur zur Erbauung des lieben Pöbels: panem et circenses. Diese Spiele waren die Gelegenheit, wo der Kaiser sich zeigen mußte. In seiner Loge gab er Audienz. Das Volk aber, furchtbar in seiner rohen Masse, schrie jedesmal so lange, bis der Kaiser, was es verlangte, erfüllt hatte. Es war kein würdiges Schauspiel. Der Kaiser war groß, nur von den Provinzen aus gesehen.

Dieser wahnsinnige Aufwand rächte sich rasch. Sehr früh begann der *Finanzruin*. Auffallend früh schon hören wir von Auktionen des kaiserlichen Hausrates. Aber auch die Privatvermögen verfielen. Denn die Reichen wurden gezwungen, die hohen städtischen Ämter zu bekleiden, die jedesmal die riesigsten Ausgaben mit sich brachten; und nicht nur in Rom, auch in allen kleinen Städten geschah das. Die römische Welt lebte weit über ihrem Etat, grandios, aber doch parvenümäßig[1]) wie heute das deutsche Reich. Wohl nie haben Kapitalisten für die Kommunen so bluten müssen wie damals. Aber dies Prinzip hat sich schlecht bewährt. Denn der Verfall der Kultur war die Folge.

Zu diesem Untergang der großen Vermögen kam aber noch der Rückgang der freien Landbevölkerung, und zwar auch in den Provinzen. Die Erträge der großen Güter gingen deshalb, weil nur Unfreie die Landarbeit taten, zurück.[2]) Nun sanken auch die kleinen Gutspächter zu *Kolonen*, zu Hörigen herab. Eine weitere Folge war, daß auch die Rekrutierung des Heeres zurückging. Die Militärkraft sank erschreckend mit der Geldkraft. Schon im 3. Jahrhundert hat Italien und Rom vollständig abgewirtschaftet, und das Reich wird von den Provinzen aus regiert. Schon im 4. Jahrhundert wird Rom zu einer Reminiscenz, von den Rückständigen angeschwärmt, von den Realisten zertreten. Hat doch schon Constantin der Große die Stadt geplündert, um seine neue Hauptstadt Konstantinopel mit dem Kunstraub zu schmücken.

Es wäre somit eine Torheit, den Untergang des römischen Reichs aus einem Verfall der Sittlichkeit erklären zu wollen, der außerhalb der Hauptstadt nicht nachweisbar. Vielmehr hob sich auch die hauptstädtische Gesellschaft wieder nachweislich. Ja, wir dürfen sagen: das 2. Jahrh. n. Chr., das Zeitalter des Plinius, Mark Aurel und Papinian, war das klassische Jahrhundert der praktischen Tugend und bedeutet den höchsten Stand der Sittlichkeit in der Antike. Vor allem läßt sich auch das nicht beweisen, daß die Barbarenvölker, die das Reich allmählich

---

[1]) Juvenal 3, 183.
[2]) Columella I praef.

zertrümmerten, sittlich höher standen. Im Gegenteil. Als die Germanen herrschten, nahm die Wüstheit und Verwilderung nur zu. Und auch das Christentum half da nichts. Denn daß das Christentum im 3. bis 6. Jahrhundert Kultur und Sittlichkeit gefördert hätte, läßt sich nicht erkennen. Eben jene Germanen waren ja Christen. Wer damals auf Heiligkeit hielt, zog sich in klösterliche Einsamkeit zurück, und damit wurde das Niveau der großen Masse nicht gehoben. Dagegen trat erst am christlichen Hof seit Constantin das Eunuchenwesen in den Vordergrund der Hofgeschichte; der Eunuch wurde jetzt regierungsfähig, und die Gesellschaft empfand das als Schmach.[1]) Wäre der Ansturm der Goten und Vandalen nicht gekommen, so würde das römische Reich, christlich geworden, allmählich erstarrt sein, eine große Völkereinheit mit Ausgleichung aller Rassengegensätze, so wie es mit China geschehen ist. Denn auch das chinesische Riesenreich ist, als es seine Kultur vollendet hatte, erstarrt, und Rassenkämpfe sind seit langem in ihm unmöglich. So chinesisch stabil hat sich denn auch tatsächlich das byzantinische Reich noch durch neun Jahrhunderte erwiesen; es war das amputierte römische Kaiserreich griechischer Zunge.

Wir haben bisher nicht viel Erfreuliches verzeichnet. Ist aber unser Thema hiermit abgetan? Das wäre schlimm. Wir leben heute in der Zeit der Männer- und Frauenvereine zur Bekämpfung der Unsittlichkeit. Moskau ohne Maske, die Mysterien von Paris, Warschau, Marseille, Neapel, die Hintertreppenmoral Berlins, der Mädchenhandel aus Rußland: „Babel" verhundertfacht! Ist die Liederlichkeit und Verworfenheit in unserer Gegenwart wirklich geringer als im Altertum? Wer kann es wagen die Frage zu beantworten? Jedenfalls werden wir uns hüten, aus unserer heutigen Kriminalstatistik, aus der Sündenchronik unserer Zeitungen und aus unseren Kolportageromanen einen Schluß auf den sittlichen Verfall der großen Bevölkerungsmassen der Gegenwart zu ziehen. Auch den ethischen Gehalt der italienischen Renaissancezeit werden wir nicht nach einem Cesare Borgia, Papst Alexander VI. und Aretino beurteilen. Ganz ebenso wäre es also auch eine Absurdität, in Hinblick auf jene Ausschweifungen der Cäsarenstadt Rom, die wir nachgewiesen, die antike Moral überhaupt gering einzuschätzen. Zum Glück steht es in Wirklich-

[1]) S. z. B. Claudian in Eutropium.

keit anders (sonst dürften wir ja unserer Jugend kein römisches Buch in die Hand geben), und das Wertvollste fehlt uns noch. Denn es kommt nicht nur auf die Lebensführung der Völker, es kommt auf ihre Ideale an. Die Menschengeschlechter lösen sich ab und taumeln dahin und vererben mit ihrem Geblüt auch den Trieb zum Exzeß: ein betrübendes Bild des Vergänglichen, des ewig Gestrigen. Aber über ihnen stehen ihre eigenen Ideale, die, weil sie Vollkommenheit fordern, unwandelbar und ein Erbbesitz aller Zeitalter bis heute geblieben sind. Jede Nation ist das, was sie sein möchte, nicht das, was sie ist. Danach ist sie zu werten. So auch die Römer.

Reden wir jetzt nicht von Kriegs- und Staatsdienst, auch nicht vom engeren Familiensinn, der lauter und voll Feinsinns war. Ich erinnere nur an die Cornelia des Properz, diese Kernrömerin, in deren innerstes Herz uns der Dichter schauen läßt. Das gesellschaftliche Ideal des Römers aber ist der vir bonus, d. h. der zuverlässige, und der vir probus, d. h. der grade und rechtschaffene Mann. Darin liegt die bis zum Trotz unbiegsame Wahrhaftigkeit gegen andere. Die Regulusnaturen werden also gepriesen, auf den Griechen dagegen mit Geringschätzung herabgesehen; denn der Grieche lügt. Das heißt: der Grieche war phantasiebegabt und erfindungsreich, der Römer war geistig schlicht; simplex gilt als Lob.[1]) So heißt mercator der anständige Kaufmann, der den Städten nützt[2]), mango dagegen der täuschende, der alte Waren neu aufpoliert.[3]) Schwarz ist der Bösewicht (hic niger est!), die reine Seele eine weiße Seele (animus candidus).

Dazu kam weiter noch das Ideal des vir pius; denn die Pietätspflichten standen um so höher in Heiligung, je weniger ihre Erfüllung im Leben vom Recht erzwungen werden konnte; dazu ferner der vir frugi, das ist der Mensch als nützliches Mitglied der Gesellschaft, und der vir ingenuus, dessen Art unknechtisch und edel. Der Gastfreund hat auf des Römers Fürsorge mehr Anspruch als die eigenen Verwandten; ebenso der Klient.[4]) Auch der gute Nachbar wird als wichtig gelobt.[5])

[1]) simplex und bonus verbindet Martial 1, 39.
[2]) Seneca benef. 4, 13.
[3]) Gegen Lüge wird übrigens selten gepredigt; ich kenne keine Spezialschrift über Notlüge u. ä.; aber vgl. Juvenal 13, 86.
[4]) Gellius 5, 13.
[5]) Columella I, 2, 6.

Hiermit kamen die Instinkte des Römers nun schon der griechischen **Humanität** entgegen, die bereits im 2. Jahrh. v. Chr. siegreich vordrang und in den Scipionen sogleich ihre glänzendsten Vertreter fand: fürstlichen Gestalten, Männern in Macht, aber voll wirklicher weitherziger Menschlichkeit. Das Wort homo sum stammt eben aus der Zeit der Scipionen. Dies ging nie wieder verloren. Ein Abwerfen alles Banausentums! Aber noch etwas anderes Wertvolles brachte die Praxis des Lebens: eine Intimität im Verkehr des Fürsten mit dem Geringen, die im Altertum vielmehr möglich gewesen ist als heute. Es gab im Männerverkehr viel weniger Schranken als jetzt. Dafür ist schon das „Du" charakteristisch, das ein geschwisterliches Band um alle schlingt; das Altertum hat nie daran gedacht, das allgemeine **Duzen** abzuschaffen. Erst die christliche Welt bläht sich und schmeichelt in der Anrede.

Eine der praktisch wichtigsten Erscheinungen der Humanität aber ist die **Wohltätigkeit**.

Die christliche Kirche hat die Wohltätigkeit (charitas) organisiert und auf ihr Programm gesetzt, und sie zählt bis heute zu ihren Ehrentiteln.[1]) Aber sie existierte, wie wohl die Wenigsten sich klar machen, in der gleichen Ausdehnung schon vorher; nur war sie dem Impuls des Einzelnen überlassen. Heute bauen sich die Gemeinden ihre Kirchen; wie oft war dagegen in jenen Zeiten das Gotteshaus die Stiftung eines Privatmanns zum Nutzen der Frommen; ebenso die Markthallen und Bäder, die Brücken und die Straßenpflasterung, die sonst Sache der Kommune sind! Eine Fülle von antiken Gedenksteinen sind uns erhalten, die davon melden. Allerorts und hundertfältig ist das geschehen. Ebenso testamentarische Stiftungen; Versorgungsgelder für arme Kinder; Erziehungsgelder; dazu die Volksspeisungen. Die großen Vermögen werden so zu einer Glücksquelle für die Geringen gemacht. Und nicht nur das; man suchte werktätig die Bedrängten auf, sowie es sogar die Kaiserin Livia tat, die nicht nur selbst zu den Verarmten ging, sondern auch bei Feuersbrünsten persönlich zur Hilfe kam. Ich wüßte kein Werk auf diesem Gebiet, das an Umsicht und Zartsinn den 8 Büchern **Senecas** über das Wohltun ebenbürtig wäre: Gib, ehe man dich bittet.

[1]) Der religiöse Anstrich der Wohltätigkeit begegnet sonst nur ausnahmsweise; s. Walter Otto, Priester und Tempel II S. 17.

Gut gibt, wer schnell gibt. Und deine Tat selbst sei dein Lohn. Geben ist seliger denn nehmen.[1]) Erspare dem Beschenkten die Beschämung, daß andere von deiner Wohltat erfahren. „Zeige dem Verirrten den Weg, teile dein Brot mit dem Hungernden", das genügt noch nicht; sage lieber: wir sind alle Verwandte und eines Stammes; daraus fließt alles.[2]) Sorge für den Nächsten wie für dich.[3]) Denn der Mensch ist ein soziales Lebewesen; die menschliche Gesellschaft gleicht dem Tonnengewölbe, das zusammenstürzen würde, wenn nicht jeder Stein den andern stützte.[4]) Das ist stoisch. Der gewöhnliche Weltmensch wiegte sich freilich dabei in der Hoffnung, durch die großen Stiftungen, die er machte, sein Andenken in der Nachwelt lebendig zu erhalten, ein echt menschliches Motiv zur sozialen Hilfe, das auch heute noch wirkt.[5]) Sich damit die ewige Seligkeit zu verdienen, daran dachte kaum irgend jemand. Erst im Christentum ist dies zum Motiv der Werke der Barmherzigkeit geworden. Gleichwohl sagt schon Seneca: „Die Wohltat ist eine Gabe, die wir Gott bringen".[6])

Daß es auf diesem Gebiet in Wirklichkeit an krassen Gefühlsroheiten nicht fehlte, versteht sich, so wie man bei uns auf den Bazaren zum Wohl der Wittwen der im Bergwerk Verunglückten Champagner trinkt, oder eine junge Dame sich tröstet: „ich kann der armen Frau nichts geben, aber auf dem nächsten Wohltätigkeitsball will ich für sie tanzen." Ich erwähne nur den tollen Caligula, der einem alten Senator das Leben schenkt; als dieser sich bedanken will, läßt der Kaiser, der saubere Pontifex, sich von ihm öffentlich den linken Fuß küssen, der in Gold und Perlen steckt. Das Fußküssen ist alt. Das Publikum aber bemerkte dazu: Caligula war am ganzen Körper so von Lastern befleckt, daß der Fuß zum Küssen noch die sauberste Stelle war.

Auch Plinius „übte" sich im Wohltun.[7]) Die „Sozialität", so drückt er sich aus, soll uns mit den Bedürftigen verbinden.[8])

[1]) Seneca Epist. 80, 7.
[2]) Seneca Epist. 95, 51.
[3]) par alterius ac sui cura, Seneca Epist. 90, 40.
[4]) Seneca benef. 7, 1, 7.
[5]) Die Stoa lehnt es natürlich ab; denn der Ruhm ist nur der Schatten, den die gute Tat wirft (also nur ihre Begleiterscheinung, nicht ihr Motiv), Seneca Epist. 79, 13.
[6]) Seneca benef. 7, 29.
[7]) exercitatio, Plin. Epist. 1, 8, 8.
[8]) ib. 9, 30, 3.

Es ist der von uns erwähnte jüngere Plinius, der Anwohner des Comer Sees und römische Senator und Konsul, der in seinen Briefen zwischen den Jahren 97—109 n. Chr. uns den willkommensten Einblick in die römische Gesellschaft gewährt. Eine sittlich gereinigte Gesellschaft. Der Eindruck ist, bei aller oft kleinlichen und echt italienischen Eitelkeit des Autors, höchst erfreulich; „human" aber ist bei ihm fast Stichwort. Human ist es, Strenge mit Milde im Wesen zu vereinigen (8, 21). Hat jemand sich schwer vergangen, so wird seine Missetat zur Warnung wohl erzählt, aber der Name des Täters wird verschwiegen; denn das ist human (8, 22). Plinius bewundert einen Gebirgsquell; viele Villen und Heiligtümer liegen im Tal ringsum, und an Säulen und Wänden findet er da viele fromme Gedichte eingekritzelt, die den Quell und den Gott des Orts lobpreisen. Diese frommen Verse sind nun zum Teil das elendeste Machwerk, aber es ist nicht human über sie zu lachen (8, 8). Wir würden sagen, es verrät kein Herz darüber zu lachen. Das Herz des modernen Italieners de Amicis schlägt in der Tat schon in Plinius. Seine Trauben hat derselbe nach der Weinlese an etliche Zwischenhändler zu hohem Preis verkauft, als er erfährt, daß der Traubenhandel schlecht geht; sogleich erläßt er den Händlern einen Teil der Summe. Über sein Verhältnis zu seinen Sklaven habe ich früher gesprochen.

So waltet in Plinius die „Liberalität", eine Freiheit oder Entlastetheit des Herzens, und das honestum,[1]) die Anständigkeit der Gesinnung. Freilich nirgends eine Spur von Größe; aber seine Haltung ist gentil, warmherzig, taktvoll, ja, kindlich gut. Ich wüßte nicht, um irgend einen Vergleich zu ziehen, daß etwa Petrarcas Briefe oder auch selbst die Briefe eines Humboldt oder anderer moderner Humanisten im Grunde auf einer sittlich höheren Stufe stünden als die des Plinius. Wir lesen bei ihm von heller Naturfreude und Kunstfreude, von vornehmen Frauen, die mit Ehrfurcht umgeben sind; von gut erzogenen jungen Leuten, die er Gönnern empfiehlt. Besonders gern aber huldigt er älteren Männern. Eine heitere erfrischte Luft herrscht in seinem Lebenskreis, wie nach einem schweren Gewitter: es ist kein Frühling, aber ein reiner Herbst.

Plinius moralisiert wenig, sondern sein idyllisches Gemüt

[1]) Plin. Epist. 3, 1, 4; vgl. z. B. Martial 1, 39.

zerlegt wie ein Miniaturmaler das Leben in viele kleine Einzelbilder und sieht alles wie durch rosafarbige Fensterscheibchen. Darin steht dieser Mann nun freilich zu seiner Zeit im allerschroffsten Gegensatz. Denn diese Zeit war sonst moralistisch bis zum Exzeß, sie war voll bitterstem Ernst, ja voll Erbitterung. Je tiefer das Rom Neros im Schlamm versunken war, je höher nach oben griffen die sittlichen Postulate. Es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß jene ganze Literatur damals sich auch nie herbeiließ, die Kämpfe des Zirkus und der Arena zu schildern.[1]) Diese Erregungen waren für den Pöbel. Daher kam aber auch eine Schönheitslehre oder Ästhetik niemals zur Entwicklung, weil alles in der Frage nach Gut und Böse, nach Tugend und Sünde, nach Fleischlichkeit und Gottähnlichkeit unterging. Wie aus Kerkern und dunklen Gewölben rollt der dumpfe Hall des Gebets, des Bekenntnisses und der Mahnung. Man kann sagen: die römische Literatur von 50 v. Chr. bis 150 n. Chr. ist in zweihundert Jahren ganz spezifisch die Zeit der Begründung der Pflichtenlehre und Ethik für den Occident und damit auch für die Kirche des Mittelalters gewesen. Auch für die Kirche. Denn die christlichen Evangelien boten keine detaillierte Pflichtenlehre dar (eben so wenig wie der deutsche Protestantismus bis auf Schleiermacher sie darbietet); sondern das Evangelium predigte nur sittliche Impulse und Ziele und weckte nur den Geist, aus dem die einzelne Pflichtleistung von selbst fließen soll. Der Stoizismus der Kaiserzeit dagegen dachte anders, und ihm wurde die feine und durchgearbeitete Pflichtenlehre verdankt, die die Kirchenväter in langen Abschnitten aus Cicero und Seneca übernahmen, so daß in dem Gefäß des Christentums ein Jahrhundert sie dem andern weitergegeben hat.[2]) Auch in diesem besten Sinn kann sich also die katholische Kirche römisch nennen

Die Stoa hielt auf genaue Formulierung; ja, sie will, man soll die Einzelvorschriften der Moral spruchweise auswendig lernen.[3]) Die Bücher der Philosophie heißen daher sacri.[4]) So geschah es wirklich, und da wurde nun über Selbstlob gehandelt, über

[1]) Mit Ausnahme des Martial. Claudian schildert nur die Vorbereitungen.
[2]) Viel gelesen wurden im Mittelalter auch die sog. Sprüche des Cato u. a.
[3]) Seneca benef. 7, 2.
[4]) Juvenal 13, 19.

Freundschaft und Schmeichelei, eheliche Liebe, Zorn und Seelenruhe, Geschwistersinn, Prunkliebe, Neid, Neugier, Geschwätzigkeit, Begierde, Aberglaube u. s. f. Für jede Situation wurde womöglich ein Ratschlag ersonnen, und die Kasuistik des Guten war unerschöpflich. Besonders hebe ich noch die Fürstenspiegel hervor. Denn die obligaten und leidigen Lobreden auf die Kaiser wurden in einigen Fällen zu musterhaften Lehrschriften über Herrschertugend gestaltet, die uns erhalten sind und die den Souveränen des Mittelalters und dann auch der Neuzeit bis zu Friedrich dem Großen ihre Herrscherideale gegeben haben.

Die stoische Denkweise lag dem Römer besonders gut. Man denke nur gleich an das Wort magnanimus, das wir mit „großherzig" zu übersetzen haben. Großherzigkeit war das Ideal des alten Römers gewesen; großherzig sein, das fordert jetzt auch der Stoiker. Dabei geht aber durch alles der Todesgedanke hindurch. Die Todesverachtung des römischen Kriegers vor dem Feind, sie wird jetzt zum Mut des Martyriums in Dingen der Überzeugung. Man soll bekennen, und ob es das Leben koste: vitam impendere vero.[1]) Von solchen Erwägungen ist Seneca durchtränkt;[2]) denn rings fielen die Opfer. Man stellte Erzählungen über die Opfer Neros zusammen (exitus occisorum), also ein vorchristliches Martyrologium, das eifrige Leser fand.[3]) Erst das Leben nach dem Tode ist ganz glücklich: das predigte schon Cicero in seinen Tuskulanen; suchen wir also ein löbliches Leben ruhmwürdig zu beschließen; denn ein Hafen ist uns offen.

Und die Menschennatur selbst? Was ist von ihr zu hoffen? Wir sind nicht etwa als Sünder geboren, so heißt es (Sen. epist. 94, 54), aber wir sind allzumal Sünder geworden (epist. 27, vergl. de clement. 1, 6, 3). Daher liegen wir alle in demselben Krankenhaus, und es ziemt sich, daß wir auch offen über unsere Krankheit mit einander reden. Denn das Gewissen treibt uns dazu. Den Schuldbewußten straft sein Gewissen; er bedarf keiner anderen Strafe; mächtig ist dies von Juvenal (13, 192 ff.) ausgeführt. Ist aber das Gute einmal irgendwo ins Leben getreten, so bleibt es auch; denn das Gute kann nicht degenerieren (Sen. epist. 87, 25). Der Urmensch der goldenen Zeit, der

[1]) Juvenal 4, 91.
[2]) z. B. Epist. 85, 29.
[3]) Plin. Epist. 5, 5, 3 ff.

„frisch von Gott" kam, war von Natur gut; wir aber stehen höher, wenn wir es durch Selbsterziehung sind (epist. 90, 44). Der Weg zur Tugend ist steil (ardua virtus). Aber die Tüchtigkeit lohnt der Himmel: sic itur ad astra.

Kann denn aber der Mensch Vollkommenheit erreichen? In der Rede des Alltags war der Römer allerdings rasch bereit, einen Mann von guter Führung einen vir sanctus zu nennen: das tun Cicero und Plinius oft. Gute Führung schien also schon Heiligkeit; und so lesen wir: Die Scipionen, Lälius u. A. sind die sancti, die in den Gefilden der Seligen weiterleben[1]) Wenn irgend einer, von dem wir wissen, so hatte Kaiser Mark Aurel, nicht minder aber — nach seiner eigenen Meinung — auch Kaiser Titus Anspruch auf diese Benennung, Titus, „der Liebling des Menschengeschlechts", der, als man ihn totkrank über die Straße trug, die Vorhänge der Sänfte zurückschlug, um frei zum Himmel aufzublicken, indem er seufzte, er sterbe ohne Sünde; dies war des Titus letztes Wort; er habe, mit einer Ausnahme, in seinem Leben nie etwas getan, was er bereuen müßte. Umsonst forschte man, was der Sterbende mit jener Ausnahme meinte.

Juvenal dagegen ruft knirschend: in der weiten Welt gibt es keinen vir sanctus.[2]) Und dies entsprach eigentlich der strengen Lehre. Kein genialer Mensch hat je gelebt, der nicht Nachsicht brauchte, versichert uns Seneca (epist. 114, 12). Hieraus erklärt sich, daß die römische Stoa wohl Ideale geschaffen hat, aber keine Idealgestalten. Heiligsprechungen hat sie prinzipiell vermieden, und so fehlt allen Römern, auch den besten, der Nimbus; man wollte ihn nicht; man sah an den Besten auch stets die Schwächen. Nur Gott ist vollkommen, und der sündenreine Mensch wird in Ewigkeit umsonst gesucht.

Gleichwohl konnte man Mustermenschen für Einzeltugenden nicht entbehren. Denn nur das Vorbild, heißt es, spornt den Ehrgeiz zum Guten. Und dies hat nun die merkwürdigsten, tiefgreifendsten Folgen gehabt; ja man könnte sie ungeheuerlich nennen. Ich meine die Folgen für die römische Geschichtsschreibung. Denn wir stellen fest, daß für politische Geschichte, Staatengeschichte, für Strategie und Verwaltung und Handel im

[1]) Valerius Maximus 4, 7, 7.
[2]) Juvenal 13, 64.

Reich jetzt niemand mehr Sinn hat. Eine Fülle von tüchtigen Männern steht immer noch im Dienst einer beispiellos großartig organisierten Reichsverwaltung, und keiner ist unter ihnen, der nicht auch an seinem Leibe die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Zeit empfand; aber keiner von ihnen verliert darüber ein Wort. Es interessiert nur noch der Mensch an sich, die sittliche Person, das Heldentum, die großen Männer in der Geschichte. Die Geschichtsschreibung zerfällt und zerbröckelt vollständig im Dienst der Moral. Plinius macht einmal dem alten vornehmen Spurinna seinen Besuch, und worüber plaudern die beiden da bei der Spazierfahrt? etwa über Theater? Literatur? Geldgeschäfte? o nein! Sie sprechen über Tugend, über Handlungen vortrefflicher Männer und über die Lehren, die sich daraus ziehen lassen.[1]) Solche Szene aus dem Alltagsleben ist symptomatisch. So machten es damals alle. Es war ein Heißhunger nach Tugend, und die ganze römische Historiographie der Kaiserzeit hat nur noch den einen Zweck, Handlungen und Worte hervorragender Menschen zu registrieren. Sie löst sich in Biographie und Anekdote auf: eine lose Kette von Musterbeispielen der Moral; und das reicht dann, ohne jemals abzureißen, durch das Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. In diesem Sinn wirkt ja Cornelius Nepos noch heute in unseren Schulstuben: noch Schiller ist ja voll von den Biographien des Plutarch, und die Schillersche Ballade selbst ist weiter nichts als die Verklärung jener historischen Anekdote mit ethischer Pointe, die das Altertum damals so liebte. Und so ist schließlich auch Tacitus zu verstehen; denn auch das Exempel des Lasters war brauchbar, und es wurde schonungslos bloßgelegt. Darin war er groß. Auch Tacitus ist zum geringsten Teil Historiker; er ist Ethiker. Eine priesterliche Stimmung herrscht in allen diesen Männern. Die Weltgeschichte ist nur noch ein sittliches Weltgericht: das Bewußtsein hiervon erfüllt sie alle. Sie wollten die Zukunft erziehen und griffen dazu in die Vergangenheit; danach wurde die Vergangenheit von ihnen gestaltet, und so ist die Ethik der römischen Kaiserzeit durch sie auch ohne kirchliche Vermittelung eine Erzieherin der späten und spätesten Geschlechter geworden.

Blicken wir zurück. Der wilde Naturmensch wird zum

[1]) Plin. Epist. 3, 1, 6.

Kulturmenschen in ähnlich langsamem Fortschritt der Veredelung, wie durch gärtnerische Pflege die Wildpflanze zur Kulturpflanze wird; hier wie dort geschieht dies durch Steigerung und Temperierung der vorhandenen Eigenschaften. Aber dieser Vergleich hinkt. Denn der Mensch ist Gärtner und Garten zugleich. Das ist das Wunder. Er ist der Münchhausen, der sich im Lauf der Jahrtausende aus dem Sumpf des Tierdaseins langsam an seinem eigenen Schopf emporzieht. Setzen wir für den Schopf den Verstand ein, und das Gesagte ist richtig und ernst zu nehmen.

Dieser Verstand fehlte auch dem Urrömer nicht ganz. Gleichwohl erinnern wir uns zum Schluß noch einmal, daß es die Griechen waren, die dem Römervolk und den Erben des Römervolks im Occident in Wirklichkeit zu dieser großen Evolution verholfen haben. Wie dürftig und belanglos erscheint heute das kleine Griechenland, ein Land der Dörfer und Ruinen! und wie anders steht Rom auch heute noch da, das da in Palästen prangt und Kirchenkuppeln! Aber jener Verfall Griechenlands war schon im Altertum selbst perfekt, und schon um das Jahr 100 post Chr. lesen wir folgende denkwürdigen Worte, die an einen Römer sich richten, der als allmächtiger Legat des Kaisers Altgriechenlands Verhältnisse ordnen soll: „Die Griechenstädte sind heute machtlos und winzig, selbst ein Sparta und Athen, sie sind nur noch der Schatten von einst und wie Greise gealtert. Aber um so mehr sollst du Ehrfurcht vor ihnen haben. Habe Ehrfurcht vor ihren Tempeln, Ehrfurcht vor ihrer Geschichte! Schone dies Volk; wahre ihm die Freiheit der Selbstverwaltung und kränke es nicht. Denn es ist ja Hellas, in dem zuerst die Humanität entstanden ist, Hellas das Land, in dem die Menschen am menschlichsten und die Freien am freiesten sind. Es ist das Land, dem wir Römer selbst Gesetz und Recht — d. h. unsere gesellschaftliche Entwickelung und unsere Kultur — verdanken."

Also auch Gesetz und Recht. Es ist schön, daß es ein Römer war, der diese Gedanken äußerte; es ist der oft erwähnte Plinius.[1]) Wie warm, wie verständnisvoll sind seine Worte! Sie offenbaren ein echtes tiefes Dankgefühl. Dieser Römer hat recht. Wir sagen mit ihm: unser Dank gebührt den Griechen.

[1]) Epist. 8, 24.

Alphabetisches Sachregister



An den Jordanquellen. Aus Löhr, Volksleben im Lande der Bibel.

Religion

David und sein Zeitalter. Von Prof. Dr. B. Baentsch. 8⁰. 176 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Das Buch ist ein wohlgelungener Versuch, die Gestalt des Königs David vor den Augen des modernen Menschen wieder aufleben zu lassen .... Allen Freunden kulturgeschichtlicher und religionsgeschichtlicher Betrachtungen sei es bestens empfohlen. Es eignet sich außer zum Selbststudium auch zum Vorlesen in Haus und Vereinen."

Kirchliches Wochenblatt. Nr. 46. 11. Jahrgang.

Die babylonische Geisteskultur. Von Prof. Dr. H. Winckler (vergl. Geschichte).

Die Poesie des Alten Testaments. Von Prof. Dr. E. König. 8⁰. 164 S. Geh. Mk. 1.— In Originallbd. Mk. 1.25

„Der Verfasser ist in den Geist des A. T. wie wenige eingedrungen. Rhythmus und Strophenbau schildert er zuerst, charakterisiert sodann die alttestamentliche Poesie nach Inhalt und Geist, gruppiert sie nach den Seelentätigkeiten, denen sie ihre Entstehung verdankt, analysiert die epischen, didaktischen, lyrischen und dramatischen Dichtungen des A. T. und führt in die Volksseele des Judentums ein."

Homiletische Zeitschrift „Dienet einander." 1907.

Volksleben im Lande der Bibel. Von Prof. Dr. M. Löhr. 8⁰. 138 Seiten mit zahlreichen Städte- und Landschaftsbildern. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„. . . Verfasser gibt auf Grund eigener Reisen und genauer Kenntnis der Literatur eine Charakteristik von Land und Leuten, schildert das häusliche Leben, die Stellung und das Leben des Weibes, das Landleben, das Geschäftsleben, das geistige Leben, und schließt mit einem Gang durch das moderne Jerusalem .... Wer die Eigenart und Bedeutung des heiligen Landes kennen lernen will, wird gern zu diesem empfehlenswerten, flottgeschriebenen Büchlein greifen." (Ev. Gemeindebote. 5. Jg.)

Das Christentum. Fünf Vorträge von Prof. Dr. C. Cornill, Prof. Dr. E. von Dobschütz, Prof. Dr. W. Herrmann, Prof. Dr. W. Staerk, Geheimrat Prof. Dr. E. Troeltsch. 168 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die vorliegenden gedankenreichen und inhaltsschweren Vorträge ... beabsichtigen die Entwicklung der israelitisch-christlichen Religion als einen geschichtlichen Werdeprozeß im Leben des menschlichen Geistes zu schildern." Prof. Dr. H. Holtzmann, Baden. Deutsche Lit.-Ztg. Nr. 49. 1908.

Inhalt: Israelitische Volksreligion und die Propheten. Griechentum und Christentum. Judentum und Hellenismus. Luther und die moderne Welt. Die religiöse Frage der Gegenwart.

Christus. Von Prof. Dr. O. Holtzmann. 8⁰. 152 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit einer wunderbaren Ruhe, Klarheit und Überzeugungskraft faßt H. die Stücke zu einem abgerundeten, einheitlichen Bilde zusammen, die für die Jesusforschung bedeutsam waren und als ihr Reinertrag bezeichnet werden können." K. Koch. (L. Bl. z. Pd. Ztg. 07.)

Aus dem Inhalt: Das Christentum in der Geschichte. — Volk und Heimat Jesu. — Quellen des Lebens Jesu. — Glaubwürdigkeit der drei ersten Evangelisten. — Geschichte Jesu. — Das Evangelium Jesu. — Der Sünderheiland. — Die Glaubenstatsachen des Lebens Jesu. — Erlöser, Versöhner, Messias.

Paulus. Von Professor Dr. R. Knopf. 8⁰. 127 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Die große Gestalt des Paulus, der, alle seine Mitarbeiter in den Schatten stellend, im Urchristentum aufragt, bildet den Gegenstand dieses Bändchens. Nach einer Einführung in die Quellen werden behandelt: 1. Paulus vor seiner Bekehrung; 2. die Bekehrung und die Anfänge der Missionsarbeit; 3. die große planmäßige Weltmission; 4. die Gefangennahme in Jerusalem und die Überlieferung über die letzten Lebensjahre des Apostels; 5. der Kampf, den Paulus mit den judaistischen Gegnern um sein Lebenswerk führen mußte; 6. Paulus und seine Mission; 7. seine organisatorische Tätigkeit an den Gemeinden; 8. Seine Theologie und Frömmigkeit.

Die evangelische Kirche und ihre Reformen. Von Prof. Dr. F. Niebergall. 167 S. Geh. M. 1.— In Origb. M. 1.25

„Ich wüßte nicht, wie diese zarte und schwierige Aufgabe glücklicher angegriffen und gelöst werden könnte, als es von Niebergall geschieht. Er hat den Theologen ausgezogen, als er die Feder ergriff, und doch verrät jede Seite die gründlichste Kenntnis der geschichtlichen Bedingungen und der gegenwärtigen Lage der Kirche. In seiner Schreibart paßt er sich völlig der Ausdrucksweise gebildeter Laien an und weiß die Probleme ohne alle technische Terminologie klar und plastisch zu bezeichnen. Die Formulierung hat oft etwas herzerfrischend Drastisches." Erich Foerster. Die christliche Welt. Nr. 31. 1909.

„Durch diesen Inhalt ist das Büchlein unter der großen Flut von Schriften, die sich mit Kirche und Religion jetzt beschäftigen, augenblicklich einzigartig." Liz. Wielandt-Heidelberg. Heidelb. Ztg. 1. Dez. 1908.

Sabbat und Sonntag. Von Prof. Dr. H. Meinhold. 126 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Aus dem Inhalt: Der Sabbat in Babylonien und in Altisrael. Die Entstehung des jüdischen Sabbats in der babylonischen Gefangenschaft. Die Einführung des Sabbats in der jüdischen Gemeinde nach der Verbannung und seine Durchführung. Die Entstehung des Sonntages. Jesus und der Sabbat. Der Sabbat und die ersten Gemeinden. Paulus und der Sabbat. Die siebentägige Woche. Die Geschichte des Sonntags in der Kirche. Die alte Kirche. Die Kirche des Mittelalters. Die Reformation und der Sonntag. Der Sonntag in den reformierten Kirchen der nachreformatorischen Zeit. Der Sonntag in der lutherischen Kirche der nachreformatorischen Zeit.

Das Christentum im Weltanschauungskampf der Gegenwart. Von Professor Dr. A. W. Hunzinger. 154 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Welches sind die Gründe für die akute Weltanschauungskrisis der Gegenwart und welche Berechtigung ist ihr zuzusprechen? Diese Fragen werden in dem vorliegenden Werke klar und erschöpfend beantwortet. Nach einer historischen Einleitung, die die Entstehung der gegenwärtigen religiösen Krisis in ihren wesentlichen Motiven schildert, legt der Verfasser in scharfen Umrissen die Grundzüge der christlichen Weltanschauung dar. Es folgt sodann die kritische, theoretische und praktische Auseinandersetzung zwischen der christlichen und den hauptsächlichsten modernen Weltanschauungen, insbesondere mit der materialistischen und energetischen, den verschiedenen Formen der idealistischen und endlich der pessimistischen Weltanschauung. Den Abschluß bildet eine Rechtfertigung des Christentums gegenüber der modernen religionsgeschichtlichen Betrachtungsweise.

Philosophie und Pädagogik

Die Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz und Ausgleich. Von Prof. Dr. C. Wenzig. 8⁰. 158 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein vortreffliches inhaltreiches Büchlein, mit wissenschaftlich-philosophischer Strenge geschrieben, das infolge seiner leichtverständlichen Darstellungsweise von einem größeren Publikum mit Erfolg gelesen werden kann. Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, die Entwicklung der verschiedenen Weltanschauungen historisch-kritisch zu beleuchten und zu zeigen, wie die Gegensätze in ihnen durch falsche Anwendung an sich richtiger Prinzipien entstanden sind." J. Köbler. Archiv f. d. ges. Psychologie. Bd. XI. 2.

„In der vorliegenden Arbeit ergreift nun ein Meister philosophischer Darstellungskunst den Taktstock. Wir lauschen seinen Darbietungen, die uns innerlich bereichern an Welt- und Lebenskenntnis, hier Dissonanzen auflösen, dort ein harmonisches Weltbild gestalten. Mit psychologischem Rüstzeug bahnt uns Wenzig den Weg in die so verschlungenen Pfade der einzelnen philosophischen Systeme, die bei aller Divergenz doch schließlich einmünden in das Ziel: Verdeutlichung des Bewußtseinsinhaltes .... Das Bändchen sei bestens empfohlen." Pädagog. Zeitung. Nr. 4. 34. Jahrg.

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart. Von Prof. Dr. E. Meumann. 8⁰. 154 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Deshalb wird man eine so klar geschriebene kurze Zusammenfassung aller ästhetischen Bestrebungen unserer Zeit mit lebhafter Freude begrüßen müssen. Die gesamte einschlägige Literatur wird vom Verfasser beherrscht. Man merkt es seiner elegant geschriebenen Darstellung an, wie sie aus dem Vollen schöpft. Gerade für den, der in die behandelten Probleme tiefer eindringen will, wird Meumanns Werkchen ein unentbehrlicher Führer sein." Straßburger Post, 6. Dez. 1907.

„Es werden darin die Hauptprobleme der Ästhetik und ihrer Methoden, nach denen sie behandelt werden, dargelegt. Jeder, der sich mit diesem Gegenstande befaßt, muß zu dem vorliegenden Buche greifen, denn eine Autorität wie Meumann kann nicht übergangen werden." Schauen und Schaffen, 2. Februarheft, Jahrgang XXXV.

Das System der Ästhetik. Von Prof. Dr. E. Meumann. 8⁰. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Während der Leser in der „Einführung" die Hauptprobleme der Ästhetik und ihrer Methoden, nach denen sie behandelt werden, kennen lernt, gibt der Verfasser hier eine Lösung dieser Probleme, indem er seine Anschauungen in systematischer, zusammenhängender Form darlegt.

Einführung in die Psychologie. Von Prof. Dr. H. Dyroff. 139 S. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Dyroff versteht es mit großem Geschick, aus den Forschungsgebieten der Psychologie diejenigen engeren Bezirke herauszuschälen, bei denen sich ohne innere Schwierigkeiten die bisher gewonnenen Grundbegriffe bewähren und alle theoretischen Fragezeichen an die Grenze abschieben lassen." Max Ettlinger. Deutsche Literaturzeitung. Nr. 20. 1909.

„Das kleine Werk von Professor Dyroff, das seine Entstehung psychologischen Vorträgen im Zyklus der Bonner Volkshochschulkurse verdankt, kann als erste Einführung und Anregung jedem Unbewanderten empfohlen werden." Fr. Verlage. Pädagog.-psycholog. Studien. Nr. 1. 10. Jahrg.

Charakterbildung. Von Privatdozent Dr. Th. Elsenhans. 8°. 143 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die Abhandlung über Charakterbildung von Professor Elsenhans-Heidelberg kann zur Dyroffschen „Einführung in die Psychologie" als Ergänzung betrachtet werden, welche vom psychologischen Gebiet aufs pädagogische hinüberführt. Das Werkchen von Elsenhans ist aber auch ohne psychologische Vorkenntnisse durchaus verständlich und wird jedem Pädagogen eine Fülle von Anregungen bieten ..... Das Buch vereinigt in so einzigartiger Weise Reichhaltigkeit des Stoffes mit klarer und verständlicher Darstellung, daß jeder Gebildete, vor allem jeder Pädagoge, viel Genuß und Förderung aus der Lektüre gewinnen wird." Pädagog.-psychol. Studien. No. 1. X. Jahrg.

Prinzipielle Grundlagen der Pädagogik und Didaktik. Von Prof. Dr. W. Rein. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Sich in den großen Problemen und Aufgaben des Lebens zurechtzufinden und zu ihnen eine feste gesicherte Stellung zu gewinnen, ist die Pflicht jedes denkenden Erziehers wie auch aller derer, die an der Volkserziehung im weitesten Sinne und im großen Zuge teilzunehmen sich genötigt fühlen. Ein Führer hierbei will das vorliegende Buch unseres Meisters der Pädagogik sein. Es geht im ersten Kapitel von der Unterscheidung zwischen Bildungsidealen und Erziehungsziel aus, knüpft im zweiten an den Streit zwischen relativer und absoluter Ethik an, um zu der Forderung zu gelangen, absolute Normen als Grundlagen und Richtlinien aufzustellen. Daraus wird im dritten Kapitel das Erziehungsziel entwickelt, das maßgebend für den Geist der erzieherischen Arbeit ist. Durch Beziehung auf den Begriff des Charakters geht die Schrift im vierten Kapitel auf eine übersichtliche Darstellung der Individual- und Sozialideen ein, und behandelt im fünften Kapitel: 1. den Glauben an den stetigen Fortschritt der Menschheit und 2. die Möglichkeit der Beeinflussung der Entwicklung der Jugend. Damit sind die theoretischen Grundlagen für die Erziehung und den Unterricht geschaffen.

Praktische Erziehung. Von Direktor Dr. A. Pabst. 8°. 123 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Vergnügt klappte ich das Buch zu — die Sonne hatte mir geschienen. Ich rate den Lehrern und Erziehern, die Schrift eingehend zu studieren. Die Reformbewegung auf dem Gebiete der Volksschule wird hier allseitig beleuchtet und klar dargetan, daß die Handarbeit ein notwendiges Glied aller gesunden Reformbestrebungen ausmachen muß. Ich wünsche dem Buche gute Aufnahme." Schweiz. Blätter f. Knabenhandarbeit. Nr. 11. 1908.

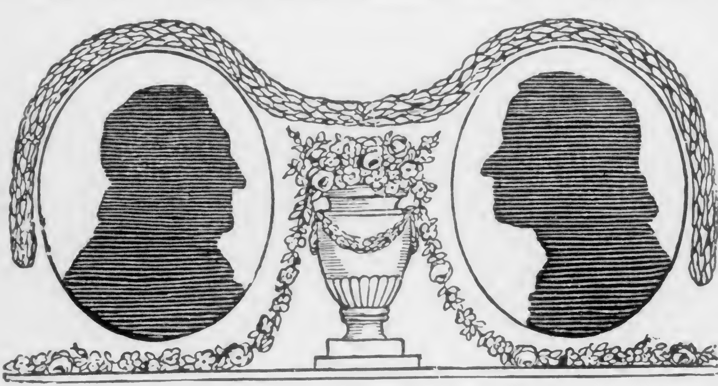
Aus dem Inhalt: Anfänge, Ziele, Macht und Grenzen der Erziehung. — Zögling und Erzieher. — Spiel und Beschäftigung. Kindergarten. — Die Schule. — Zeichnen, Handarbeiten ꝛc. — Erweiterung der Aufgabe der Schule. — Arbeitsschule. — Arbeitsmaterial der Schule und Hilfsschule. — Schule und Leben.

Rousseau. Von Prof. L. Geiger. 8°. 131 S. mit einem Porträt. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser zeichnet in fesselnder, leichter Gesprächssprache das Leben und Schaffen des großen Franzosen, geht besonders auch den Personen und Einwirkungen nach, denen Rousseau manche Idee zu einem Teil verdankt; seine Schriften werden in kurzen Hauptskizzen geboten, seine Stellung zu Theater und Musik gewürdigt, die Frauen aus R.'s Umgangskreis genauer betrachtet, ferner sein Leben in seiner Zeit und seiner Stellung zu den Größen jener Epoche dargetan. Kurz es ist ein echtes Volksbuch, das uns gefehlt hat, und wird eine Lücke in der Volksliteratur ausfüllen." K. O. Leipacher. Die Hilfe. Nr. 5. 1909.



Aus Pabst. Handarbeitsunterricht im „Manual Training Centre" einer Londoner Volksſch· 1907.



Schiller und Goethe. Aus Lienhard, Klass. Weimar.

Sprache • Literatur • Kunst

Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Von Geh. Rat Professor Friedrich Kluge. 8⁰. 152 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„In jedem der zehn Essays erkennen wir den hervorragenden Gelehrten der hoch über der Sache steht, der überall aus dem Vollen schöpft und mit vollendeter Darstellungskunst die Ergebnisse ernster wissenschaftlicher Forschung in einer Form bietet, die jedem Gebildeten die Lektüre des Buches zu einer Quelle des Genusses macht." Südw. Schulbl. Nr. 2, 1907.

Lautbildung. Von Prof. Dr. Sütterlin. 191 S. mit zahlr. Abbild. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Jeder Lehrer einer lebenden Sprache muß sich wenigstens über die Grundtatsachen der Phonetik klar sein, wenn er eine richtige Aussprache der zu lehrenden Sprache in pädagogisch zweckmäßiger Weise seinen Schülern beibringen will ... Eine ganz vortreffliche Orientierung bietet nun Sütterlin mit dem vorliegenden Büchlein, das aus Vorlesungen für Lehrer und Lehrerinnen hervorgegangen ist. Der behagliche Fluß der mündlichen Rede vereinigt sich mit Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung, so daß auch der Fernerstehende mit Verständnis folgen kann. Fremdartige wissenschaftliche Ausdrücke werden möglichst vermieden, gut gewählte und oft amüsante Beispiele aus dem Deutschen und seinen Dialekten unterstützen die theoretischen Ausführungen." Marburg i. Harz.
Univ.-Prof. Dr. Albert Thumb. Frankfurter Zeitung. Nr. 339. 1908.

Der Sagenkreis der Nibelungen. Von Prof. Dr. G. Holz. 8⁰. 132 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Verfasser behandelt die über die ganze germanische Welt des Mittelalters, besonders über Deutschland und Skandinavien verbreiteten, vielbesungenen Erzählungen von Siegfrieds Heldentum und Tod, sowie von dem ruhmreichen Untergange des Burgundenvolkes durch die Hunnen. Entstehung und Weiterbildung der Sage werden geschildert, ein Einblick in die Quellen gewährt und die nordische wie germanische Überlieferung auf Form und Inhalt untersucht.

„Es ist ein Genuß, die beweiskräftigen und scharfsinnigen Ausführungen zu lesen." M. A. Lau. Schul-Museum, 4. Jg. Nr. 6

Lessing. Von Geheimrat Prof. Dr. Werner. 159 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Eine besondere Stärke des Buches liegt in seiner Anschaulichkeit, die durch geeignete, in ihrer Knappheit überaus geschickt gewählte Selbstzeugnisse Lessings, sei's aus den Werken oder Briefen, warm belebt wird. Man fühlt, wie der Darsteller überlegen mit seinem Stoff förmlich spielt, mit leisem ironischen Einschlag; man erfreut sich daran, wie er scheinbar tändelnd, induktiv eingekleidet, mit nachlässiger Grazie die Ergebnisse seiner Forschung entfaltet. Und das ist gerade recht lessingisch! .... Will man den Gesamteindruck dieses Lessingbüchleins zusammenfassen, so läßt sich dies am besten in die Hoffnung schließen, daß es sich als Muster eines populär-wissenschaftlichen Lebensbildes eines unserer bahnbrechenden Dichter und Denker aus bedeutungsvoller Zeit recht zahlreiche Leser und Freunde erwerbe."
Joh. Georg Sprengel. Frankfurter Zeitung. Nr. 339. 1903.

Das klassische Weimar. Von Friedrich Lienhard. 161 S. mit Buchschmuck. Geh. M. 1.— In Originalleinenbd. M. 1.25

„Und das Herz kann einem warm werden, wenn man die stilistisch glänzende Ausführung liest. Ein vielbelesener Literarhistoriker redet, aber man erkennt zugleich den aus den Tiefen eines abgeklärten Selbst schöpfenden Poeten. Ein billiges aber ganz wundervolles deutsches Hausbuch." Leipziger Neueste Nachrichten. 24. November 1908.

Aus dem Inhalt: Deutschlands geistige Mission. — Das revolutionäre und philosophische Jahrhundert. — Friedrich der Große. — Rousseau, Klopstock und die Gefühlsbewegung. — Lessing und die Aufklärung. — Herder und die Volkspoesie. — Von Kant zu Schiller. — Schiller. — Weimar aus der Vogelschau. — Schiller und Goethe. — Goethe. — Das klassische Ideal der Zukunft.

Heinrich von Kleist. Von Prof. Dr. H. Roetteken. 8⁰. 152 S. Mit einem Porträt des Dichters. Geh. Mark 1.— Geb. Mark 1.25

„Verfasser gehört seit langem zu den besten Kennern unseres großen Dichters .... Die in jeder Hinsicht von tiefem psychologischen Verständnis und feinem ästhetischen Empfinden getragene Darstellung sei hiermit allen Freunden unserer Literatur auf das wärmste empfohlen." Badische Schulzeitung, 21. Dez. 1907.

Grundriß der Musikwissenschaft. Von Prof. Dr. phil. et mus. Hugo Riemann. 8°. 160 S. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein phänomenales Büchlein — auf 160 Seiten eine zusammenfassende, in bewunderungswürdiger Übersichtlichkeit aufgerollte Darstellung der gesamten Musikwissenschaft, eine Enzyklopädie von nie dagewesener Konzentration eines ungeheuren Stoff- und Ideengebietes! Der berühmte Leipziger Musikgelehrte behandelt in dieser seiner erstaunlichen Arbeit den ganzen Komplex von Wissenschaften, die dienend oder selbständig bei ihrem Zusammenschluß die moderne Musikwissenschaft bilden . . . . Beiden, Musiker wie Musikfreund, kann Riemanns Grundriß der Musikwissenschaft als ein Buch von starkem Bildungswert nicht warm genug empfohlen werden." Hamburger Nachrichten, Nr. 30, 1908. F. Pf.

Beethoven. Von Prof. Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 8°. 151 S. Mit einem Porträt des Künstlers von Prof. Stuck. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Einen Wegweiser zu Beethovens künstlerischer und menschlicher Größe möchten wir dieses köstliche kleine Werk nennen. Es ist von einem geschrieben, dem es ernst ist mit der Kunst und der es verstanden, Beethovens titanische Größe zu würdigen. Der Leser findet hier nicht nur eine treffliche Charakteristik dieser gewaltigen Persönlichkeit, sowie eine kurze Erzählung seines Lebens, sondern vor allem eine wertvolle Einführung in seine Werke." Die Instrumentalmusik, Nr. 10, 8. Jahrg.

„Ein populär gehaltenes Buch über einen gewaltigen Stoff zu schreiben, ist nicht so leicht, wie vielleicht der Laie glaubt; um so mehr ist von der Pfordten zu beglückwünschen: es ist ihm gelungen, wirklich für Leser aus den verschiedensten Kreisen zu schreiben und dabei doch dem großen Stoff die Treue zu halten. Jeder Beethovenfreund, sowie jeder Freund der Kunst überhaupt kann seine helle Freude darüber haben." Dr. Egon v. Komorzynski. Die Musik. 1. Aprilheft 1908.

Mozart. Von Prof. Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 8°. 159 S. Mit einem Porträt des Künstlers v. Doris Stock. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Kurz, wir haben hier einen vortrefflichen Wegweiser zum Verständnis Mozartscher Kunst, der uns Mozarts Bedeutung nicht nur in historischer Würdigung, sondern in unmittelbarem Gefühlsverständnis erschließt und uns befähigt, ihn nicht nur als Klassiker zu bewundern, sondern auch als Menschen liebend zu besitzen." Die Schweiz. Nr. 23. 1908. 12. Jahrgang.

„. . . . . die wir allen denen auf das wärmste empfehlen, die des großen Meisters Kunst lieben und verehren, die ihm Stunden der Weihe und des Genusses verdanken. Sie ist eine der gediegensten Arbeiten von kleinerem Umfang, die uns auf diesem Gebiet bis jetzt unter die Hände gekommen sind." Nationalzeitung, Nr. 44, 1908. E. Th. M

Richard Wagner. Von Dr. Eug. Schmitz. 150 S. mit Porträt. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Als äußere Einteilung liegen dem Buche die Hauptperioden in Wagners Leben zu Grunde. Die fünf Kapitel tragen die Überschrift: Jugendzeit und Jugendwerke. Entwicklung zur Reife. — Hofkapellmeister in Dresden: Rienzi. Holländer. Tannhäuser. Lohengrin. — Im Exil: Wagner als Theoretiker. Der Ring des Nibelungen. Tristan. — Unter königlichem Schutz: Die Meistersinger von Nürnberg. — Die Bayreuther Festspiele: Parsival. — Durch psychologische, technische und historische Analysen sucht Verfasser seinen Lesern das Verständnis für des Meisters Werke zu erschließen. Nicht nur Wagner den Musiker, sondern Wagner den großen Dramatiker, dem sich Ton und Wort in gleicher Weise zur Verwirklichung seiner künstlerischen Ideen anbieten, weiß er uns nahe zu bringen, der in seiner genialen Doppelbegabung ein in der tausendjährigen Entwicklungsgeschichte unserer Kultur einzig dastehendes Phänomen ist.

Volkswirtschaft und Bürgerkunde

Volkswirtschaft und Staat. Von Prof. Dr. C. Kindermann. 8°. 128 S. Geh. M. 1.— Originalleinenbd. M. 1.25

Die theoretische und praktische Behandlung dieser Wechselwirkung gehört zu einem der wichtigsten Gebiete der allgemeinen Bildung; denn wir müssen ständig zu diesen Fragen Stellung nehmen, sei es von Berufswegen oder zwecks Ausübung der bürgerlichen Pflichten, in Parlament und Partei sowie sonst in der Öffentlichkeit. — „Welches ist die Stellung des Staates zur Volkswirtschaft im Laufe der Jahrhunderte? Wie arbeitet die Volkswirtschaft mit an staatlichen Zielen im allgemeinen und speziell im Etatswesen. Welches ist anderseits die Mitwirkung des Staates an der volkswirtschaftlichen Tätigkeit entweder direkt durch Eigenproduktion oder indirekt im Wege allgemeinen Ordnens und Pflegens, sowie durch Förderung der einzelnen Stände." Diese Fülle von Fragen wird hier in knappen, großen Zügen von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus behandelt.

Politik. Von Prof. Dr. Fr. Stier-Somlo. 8°. 170 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Wesen und Zweck, Rechtfertigung und typischer Wandlungsprozeß des Staates, seine natürlichen und sittlichen Grundlagen mit Hinblick auf geographische Lage, Familie, Ehe, Frauenfrage und Völkerkunde. Staatsgebiet, Staatsvolk und Staatsgewalt mit ihrem reichen Inhalt, Staatsformen und Staatsverfassungen werden geprüft und gewertet.

„Eine Fundgrube von unentbehrlichen, allgemein-politischen Kenntnissen, die dadurch an Wert gewinnen, daß alle seine Darlegungen ebenso leichtverständlich gefaßt sind, wie sie wissenschaftlich tief begründet sind!" Regierungsrat Professor Dr. A. Lotz. Preuß. Verwaltungsbl. Jg. 28 Nr. 41.

Unsere Kolonien. Von Wirkl. Legationsrat Dr. H. Schnee, Vortragender Rat im Kolonialamt. 196 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Leser findet hier vor allem das vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt Wesentliche, auf amtliches Material gegründete Angaben über den gegenwärtigen Stand der Besiedlung und der Plantagenwirtschaft, des Bergbaues, des Handels und der Eingeborenenproduktion, des Eisenbahnbaues, der Finanzen und der Verwaltungsorganisation unserer Schutzgebiete." Deutsches Kolonialblatt. Nr. 17. XIX. Jahrgang.

„Das klar und anregend geschriebene Buch ist hervorragend geeignet, weite Kreise in die Fragen unserer Kolonialpolitik einzuführen." Kieler Neueste Nachrichten. 16. Aug. 1908.

Die Deutsche Reichsverfassung. Von Geh. Rat Prof. Dr. Ph. Zorn. 8⁰. 126 S. Geh. M. 1.— In Origb. M. 1.25

„Die vorliegende gemeinverständliche Schrift des hervorragenden Bonner Rechtsgelehrten macht den Leser in leichtfaßlicher klarer und prägnanter Darstellung mit dem Wesen der deutschen Reichsverfassung bekannt ... Als willkommene Beigabe ist dem sehr zu empfehlenden, vom Verlage vorzüglich ausgestatteten und preiswerten Schriftchen ein kurzer Überblick über die Literatur des Reichsstaatsrechts angegliedert." Literarisches Zentralblatt, Nr. 1, 1908.

„Es ist nicht eine nackte Zusammenfassung von Paragraphen und Grundgesetzen, sondern eine geschichtsphilosophische Studie über die Vorgeschichte des Reiches im Rahmen der Europäischen Entwicklung, über seine Aufrichtung, seinen Staatscharakter und seine Organisation." Die christl. Frau. 11. Heft. 1908.



Lagerplatz Gams-Gams. Deutsch-Südwest-Afrika. Aus Passarge, Südafrika.

Volkswirtschaft und Bürgerkunde

Unsere Gerichte und ihre Reform. Von Prof. Dr. W. Kisch. 8⁰. 171 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein prächtiges Büchlein, das Wesen und Aufgabe unserer Gerichte gemeinverständlich darstellt und zu den Reformfragen in so trefflicher, überzeugender und sachlicher Weise Stellung nimmt, daß ich es im Interesse des Ansehens und deren Organe gerne jedem Deutschen in die Hand geben möchte. Das Recht. Nr. 11. 1908.

Die Großstadt und ihre sozialen Probleme. Von Privatdozent Dr. A. Weber. 8⁰. 148 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

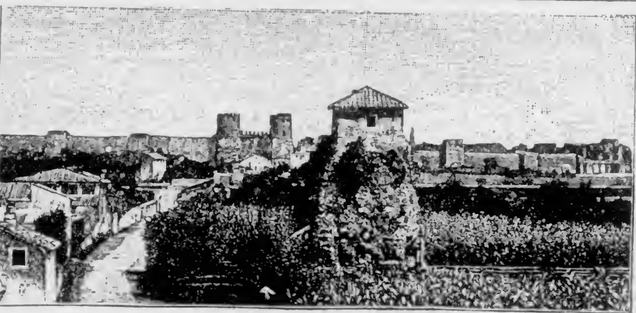
„Das vorliegende Büchlein erweist sich als klar und fesselnd geschriebener Führer durch die Großstadtprobleme. Der Verfasser führt den Leser durch das Familienleben und die Wohnungen der Großstadt, bespricht die Arbeitslosigkeit und Großstadtarmut und schildert die Aufgaben, die auf dem Gebiete der Volksbildung und Volksgeselligkeit noch zu lösen sind. Die Darstellung ist streng objektiv, Licht und Schatten sind gerecht verteilt." Dr. J. Moses-Mannheim. Zeitschrift f. Schulgesundheitspflege. Nr. 5. 1908.

Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage. Von Syndikus Dr. J. Wernicke. 8⁰. 122 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„In einem kleinen handlichen Bändchen ... führt uns der sachverständige Verfasser in fast alle Fragen des Mittelstandes ein, die in den politischen und wirtschaftlichen Tageskämpfen zur Debatte stehen. Theorie und Praxis kommen dabei gleichmäßig zu ihrem Rechte. Wer sich über Lage und Statistik des Mittelstandes, seine Forderungen, seine Zukunftsaussichten, seine Entwicklung zum neuen Mittelstand und zahlreiche andere wichtige Probleme unterrichten will, dem gibt dieses praktische Büchlein erwünschten Aufschluß. .... Wir können das Bändchen aufs wärmste empfehlen." Whsn. Die Hilfe. 20. Dezember 1908.

Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen Von Helene Lange. 8⁰. 141 S. Geh. M. 1.— Geb. M. 1.25

„Wer sich klar werden will über den organischen Zusammenhang der modernen Frauenbestrebungen, über die man so leicht, je nach zufälligen Erfahrungen, hier zustimmend, dort verdammend, urteilt, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß eine die andere voraussetzt, eine mit der anderen in den gleichen letzten Ursachen zusammenfließt ... der greife zu diesem inhaltsreichen, trefflich geschriebenen Buche." Elisabeth Gnauck-Kühne. Soziale Kultur. Dezember 1907.



Römische Stadtmauer. Aus Diehl.

Geschichte und Geographie

Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung d. Menschheit. Von Prof. Dr. H. Winckler. 8°. 156 Seiten. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Das kleine Werk behandelt die Fülle von Material, wie wir es nunmehr zur altorientalischen Weltanschauungslehre besitzen, in übersichtlicher und zugleich fesselnder Weise; es wird jedem Leser, der sich für diese Fragen zu interessieren begonnen hat, ungemein nützlich werden."
C. N. Norddeutsche allgem. Zeitung. Nr. 287. 1908.

Kulturgeschichte Roms. Von Prof. Dr. Th. Birt. 164 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Nicht nur ein gründlicher Kenner der Antike, sondern auch ein feinsinniger Schriftsteller führt hier die Feder. Wir schreiten mit ihm durch die Straßen des alten Rom, begleiten ihn in die Bäder, die Tempel, die Theater und die Arena, wohnen rauschenden Festen bei und lernen so Leben jenes Volkes kennen, das so lange die Welt beherrschte.

Das alte Rom. Von Prof. Dr. E. Diehl. Mit zahlr. Abb. und Karten. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Die Schilderung des Werdens, Blühens und Vergehens des alten Rom von seinen ersten Anfängen bis zum Ende des weströmischen Reiches geht von einer Würdigung der geologischen Beschaffenheit und natürlichen Gliederung des Bodens der römischen Campagna aus. Sie verfolgt die Gründung und das Wachsen der ältesten Siedelungen mit ihren Bauten und Kultstätten, zeigt wie im Verlaufe der Republik und des Imperium sakrale und profane Bauten erstanden, die in Zeiten harter Not den Göttern gelobt oder großen Männern zur Ehr, der Stadt zur Zier errichtet waren, und welche Schicksale sie im Laufe der späteren Entwicklung erfahren.

Grundzüge der Deutschen Altertumskunde. Von Prof. Dr. H. Fischer. 8°. 141 S. Geh. M. 1.— In Origbd. 1.25

„Wer künftig sich darüber unterrichten will, welches die Hauptfragen sind, die die deutsche Altertumskunde zu beantworten hat, welche verschiedene Unterfragen dabei zu berücksichtigen sind, der greife getrost zu Fischers Büchlein. Er wird hier seine Wünsche erfüllen können. Mit diesen Worten ist dem Buche eine Empfehlung erteilt, die man in der Tat sonst keinem anderen Werke der gesamten wissenschaftlichen und populären Literatur auf dem Gebiete der deutschen Altertumskunde zuteil werden lassen kann. Fischer hat Recht, wenn er in dem Vorwort betont, daß es eine andere Darstellung des ganzen Gegenstandes zurzeit nicht gibt . . . ."
Prof. Dr. Lauffer. Frankfurter Zeitung. Nr. 107. 1909.

Mohammed und die Seinen. Von Prof. Dr H. Reckendorf. 8°. 138 S. Geh. M. 1.— In Originalleinenbd. M. 1.25

„Unter den in jüngster Zeit sich mit erfreulichem Fortschritte mehrenden Darstellungen der islamischen Anfänge für weitere Kreise nimmt dieses Buch eine ganz hervorragende und besondere Stelle ein. Es ist ein Versuch, die sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen, politischen und individuellen Grundlagen des beginnenden Islam zusammenhängend zu verdeutlichen. In fließender Darstellung, die die Lektüre des Buches zu einem wirklichen Genusse gestaltet, werden hier die Berichte der verschiedenen islamischen Quellen zum erstenmal in gedrängter, aber durchaus erschöpfender Weise zu einem farbenreichen Bilde geformt." R. Geyer. Wiener Zeitschrift f. d Kunde d. Morgenlandes. Bd. XXI.

Die Kultur der Araber. Von Prof. Dr. J. Hell. 154 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Ein großzügiges Bild der gesamten materiellen und geistigen Kultur des Islam unter arabischer Herrschaft. Es werden geschildert: Die Kultur der Araber vor dem Islam. Die Keime der neuen Kultur im Werke Mohammeds. Die Bedeutung der Eroberungszüge für die kulturelle Befruchtung des Arabertums durch die Berührung mit den unterworfenen Kulturnationen usw.

Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer. Von Priv.-Doz. Dr. P. Herre. 180 S. Geh. M. 1.— In Origb. 1.25

Verfasser geleitet den Leser durch die gewaltige Geschichte des Mittelmeergebietes von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Das Kommen und Gehen der Völker, die Ablösung der einen Herrschaft durch die andere und die in diesem Wechsel ruhende Bedeutung sind Hauptinhalt der Darstellung. Sie verfolgt nicht die Entwicklung des einzelnen Volkes, sondern richtet den Blick allein auf die allgemeine, den Gesamtraum überspannende Entwicklung und auf die sichtbaren und unsichtbaren treibenden Kräfte, deren Kampf die 4000jährige Geschichte erfüllt und den heutigen Zustand hat emporwachsen lassen.

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen. Von Prof. Dr. J. Pohlig. 8⁰. 149 Seiten mit zahlr. Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein Bild der prähistorischen Eiszeit stellt der Verfasser vor unserem Geiste auf, wie es kürzer und einleuchtender dem Laien wohl selten geboten wurde . . . . Einfach im Stil und doch anregend genug, um selbst Menschen, die sich auf diesem Gebiete der Wissenschaft fremd und unbehaglich fühlen, fesseln zu können“

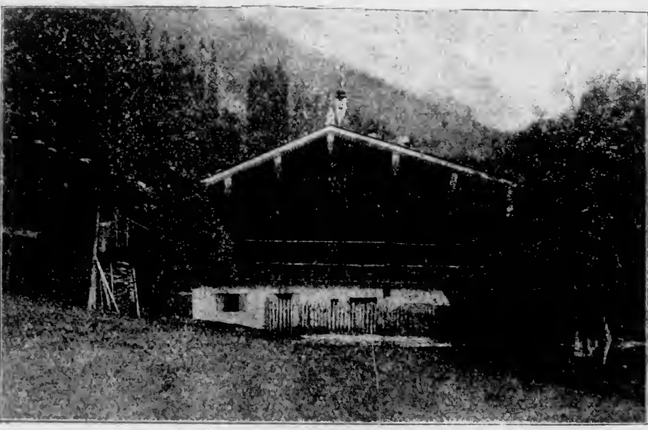
R. M. Schule u. Haus. 16. Jahrg. 14. H.



Die Polarvölker. Aus Byhan.

Die Polarvölker. Von Dr. H. Byhan, Abteilungsvorstand am Museum für Völkerkunde, Hamburg. 8⁰. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geh. M. 1.— Originallbd. M. 1.25

Inmitten einer eigenen Welt haben sich bei den zirkumpolaren Völkern jahrtausende alte gesellschaftliche Anschauungen und Gebräuche erhalten, die uns der Verfasser hier auf Grund langjähriger Forschung und eigener Anschauung erzählt. Wir lernen die natürlichen Lebensbedingungen dieser Völker kennen, ihre soziale Stellung, Sitten und Gebräuche, religiösen Vorstellungen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, Werkzeuge und Waffen, Schmuck und Kleidung, Wohnung und Verkehrsmittel usw.



Bauernhof im Kaisertal bei Kufstein. Aus Machaček.

Die Alpen. Von Privatdozent Dr. F. Machaček. 8⁰. 151 S. mit zahlreichen Profilen und typischen Landschaftsbildern. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Es war keine geringe Aufgabe, den gewaltigen Stoff auf 151 Seiten zusammenzudrängen, aber der Verfasser hat sie glücklich gelöst. — Die Darstellung ist sachlich und wissenschaftlich und doch verständlich, die Sprache knapp und schlicht, doch entbehrt sie, namentlich bei der Schilderung landwirtschaftlicher Schönheiten, nicht die innere Wärme. Ein Meisterstück gedrängter, raumsparender Gliederung ist die übersichtliche Topographie der Alpen.“

Hermann Ludwig. Frankfurter Zeitung. Nr. 354. 1907.

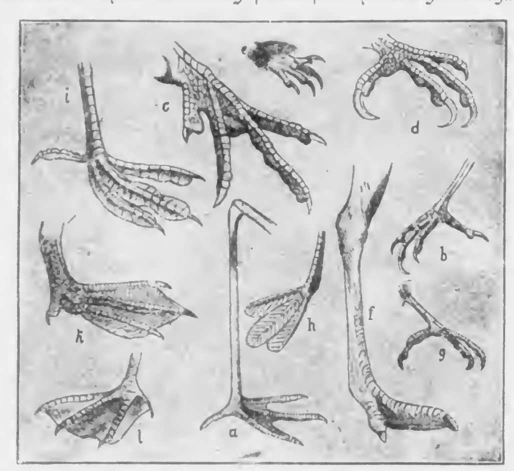
Naturwissenschaften • Technik Gesundheitslehre

Form und Bau des Tierkörpers unter dem Einfluß der äußeren Daseinsbedingungen. Von Priv.-Doz. Dr. Eug. Neresheimer. 140 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Origbd. M. 1.25

Verf. führt uns in großen Zügen ein in den inneren Bau, die Entwicklung und die Lebensgeschichte der Tierformen, legt den Bau der verschiedenen Organe, ihre Funktionen und die Gründe für ihre Gestaltung dar, so daß wir die Zweckmäßigkeiten in der Natur, die Anpassungen und die Lebensbedingungen der einzelnen Arten verstehen lernen.

Die Säugetiere Deutschlands. Von Privatdozent Dr. Hennings. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Keine trockene Aufzählung von Namen und Daten, sondern eine lebensvolle, von biologischen Gesichtspunkten ausgehende Darstellung! Äußere Eigenschaften: Bewegung, Stoffwechsel, Fortpflanzung der wichtigsten Säugetiere Deutschlands werden an Hand zahlreicher Abbildungen geschildert und in ihrer Bedeutung für unsere Heimat gewürdigt.



Verschiedene Vogelfüße. Aus Neeresheimer.

Das Schmarotzertum im Tierreich und seine Bedeutung für die Artbildung. Von Prof. Dr. L. von Graff. 8⁰. 136 S. mit 24 Textfig. Geh. Mark 1.— In Originalleinenbd. Mark 1.25

„Der schon vielfach behandelte Stoff findet hier von einem Meister wissenschaftlicher Forschung eine ausgezeichnete klare Darstellung, wobei besonders die allgemeinen Fragen, soweit es der beschränkte Umfang gestattet, eingehend berücksichtigt werden."

Prof. Dr. R. Hesse (Tübingen). Monatsheft f. d. nat. Unterricht 1908. Nr. 6.

„Eine derartig klare und anziehende Schilderung des Schmarotzertums im Tierreich kann jedermann rückhaltlos zur Lektüre empfohlen werden, dem zoologischen Fachmanne nicht minder wie dem Laien und nicht zuletzt dem Arzte." V. Franz.

Naturwissenschaftliche Rundschau. Nr. 44. XXII. Jahrgang.

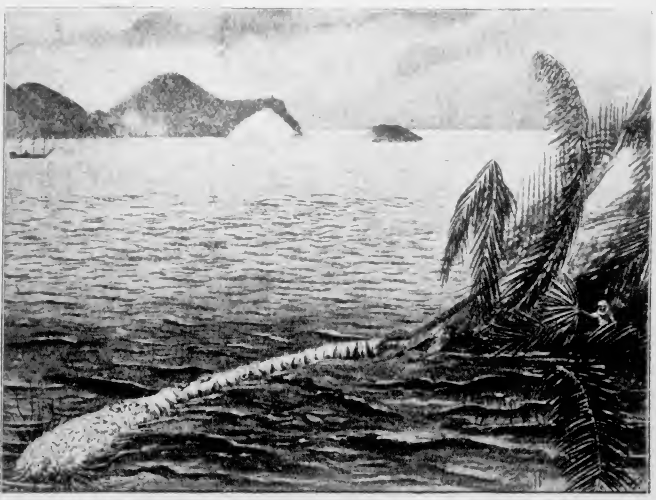
Naturwissenschaften, Technik, Gesundheitslehre

Pflanzengeographie. Von Dr. P. Graebner, Kustos am kgl. bot. Garten der Univ. Berlin. Mit zahlr. Abbildg. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

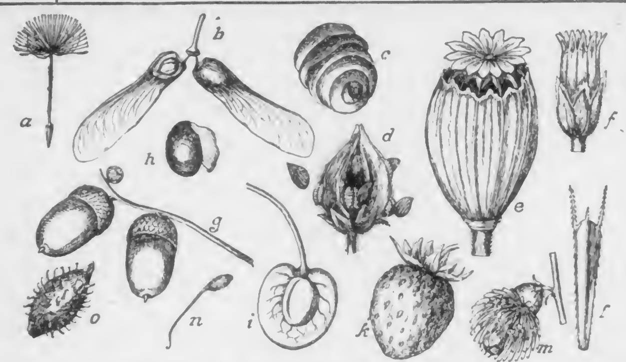
Aus einer knappen Darstellung des ganzen Entwicklungsganges der Pflanzenwelt leitet Verfasser die jetzige Pflanzendecke der Erde ab und schildert daran anschließend die jetzt auf diese Pflanzendecke wirkenden ökologischen Faktoren: Wärme, Feuchtigkeit, Boden usw., durch deren Zusammenwirken dann die eingehend besprochenen eigenartigen Pflanzenvereine Wüste, Steppe, Wald, Heide, Moor usw. zustande kommen.

Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. F. Rosen. 155 Seiten mit zahlreichen Abbildg. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Mancher hat Interesse für die Wunder der Pflanzenwelt, aber um tiefer in sie einzudringen, fehlt ihm der Führer. Ein solcher will dies Büchlein sein. An Hand zahlreicher Abbildungen leitet es den Leser an, zunächst die Erscheinungen der niederen Pflanzen zu beobachten, um dann in biologisch-historischer Betrachtung zu den immer komplizierteren Formen der höheren Pflanzen überzugehen, so daß sich zugleich der Leser durch eigenes Studium das Gebäude seiner Naturanschauung aufzubauen vermag.



Schwimmende Palme. Aus Graebner.



Verbreitungsmittel der Früchte und Samen. Aus Rojen.

a Frucht eines Korbblütlers mit Pappus; b geflügelte Früchte des Ahorn; c Rollfrucht eines Schneckenklees (Medicago scutellata); d Frucht des Sauerklees (Oxalis), die Samen fortschleudernd; e Mohnkapsel (Papaver), oben geöffnet; f Kapsel des Hornkrautes (Cerastium), bei Regen geschlossen bleibend, bei trockenem Wetter geöffnet; g Eicheln (Quercus) werden von Hähern und Nagern gesammelt und ausgesäet; h Same des Schöllkrautes (Chelidonium) mit „Schwiele"; i Kirsche (Prunus avium) mit Fruchtfleisch und hartem Steingehäuse für den Samen; k Erdbeere (Fragaria vesca) mit fleischigem Fruchtboden, eine Scheinfrucht; l—o Häkelfrüchte: l Zweizahn (Bidens), m Odermennig (Agrimonia), n Nelkenwurz (Geum urbanum), o Spitzklette (Xanthium).

Phanerogamen (Blütenpflanzen). Von Prof. Dr E. Gilg und Dr. Muschler. 172 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Das Bändchen bietet eine Übersicht über die wichtigsten Blütenpflanzen der ganzen Erde. In einer „Einführung" werden die wesentlichen Gesichtspunkte der modernen Pflanzenkunde eingehend behandelt. Hieran schließt sich das Kapitel über „Die Geschlechtsverhältnisse, Blüten, Frucht und Samenbildung". Der dritte und größte Teil des Bändchens bringt eine Schilderung der bedeutendsten Familien des Pflanzenreiches, nicht nur unserer einheimischen Flora, sondern aus allen Gebieten der Erde, soweit es sich um Nutz- oder Arzneigewächse handelt. Da auch der Zierpflanzen gedacht ist, dürfte sich das Werkchen auch für Gärtner und Blumenliebhaber jeder Art eignen.

Kryptogamen (Algen, Pilze, Flechten, Moose und Farnpflanzen). Von Prof. Dr. Möbius. 168 Seiten. Mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

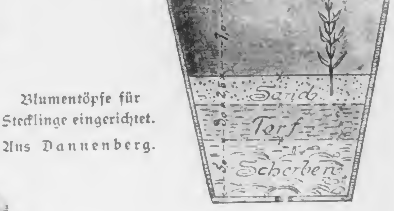
„Wem es um eine kurze, aber sachgemäße Orientierung zu tun ist, dem sei das Büchlein bestens empfohlen." Apothekerzeitung. Nr. 70. 1908.

„Das Büchlein sei allen denjenigen, welche sich für diese niederen Lebewesen interessieren, seiner knappen und doch leicht lesbaren, verständlichen Schreibweise wegen angelegentlichst empfohlen."

Der Gartenfreund 1908. Nr. 10.





Blumentöpfe für Stecklinge eingerichtet. Aus Dannenberg.

Pflege der Zimmer- und Balkonpflanzen. Von Paul Dannenberg, Städt. Garteninspektor. 166 S. Mit zahlr. Abb. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die klare, schlichte Darstellungsweise und der enorm billige Preis werden das Buch als Hausfreund in jeder Familie willkommen sein lassen. Lehrern und Lehrerinnen sei das Werk angelegentlichst empfohlen. Für jede Volks- und Schulbibliothek ein unentbehrlicher Ratgeber. Der Hausfrau wird es eine herrliche Weihnachtsgabe sein, von deren Studium die ganze Familie Nutzen ziehen wird."

C. Gdke. Preuß. Lehrerz. Nr. 290. 1908.

Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreiche. Von Prof. Dr. Giesenhagen. 8⁰. 136 S. mit 31 Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Zwei prächtige kleine Bändchen (Giesenhagen und Graff), für deren Güte schon die Namen der beiden Autoren, bewährte Fachgelehrte, bürgen . . . Ich wüßte keine besseren Werke zu solchen Zwecken zu nennen." K. Blätter für Aquarien- und Terrarienkunde.

Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben. Von Privatdoz. Dr. H. Miehe. 8⁰. 144 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Ihre Formen, Lebens- und Ernährungsweise werden eingehend behandelt und in ihrer Bedeutung für den Menschen betrachtet, sowohl als Helfer in der Natur und in der Industrie, wie als Feinde durch Verderben der Nahrungsmittel, Krankheitserreger usw. Ein Schlußkapitel zeigt die Mittel ihrer Bekämpfung.

„Eine sehr geschickte kurze Zusammenstellung, die allen, welche sich rasch über den gegenwärtigen Stand der Bakteriologie unterrichten wollen, bestens empfohlen werden kann."

Österreichische botanische Zeitschrift. Nr. 11. 1907.

Lebensfragen.

Der Stoffwechsel in der Natur. Von Prof. Dr. F. B. Ahrens. 8°. 159 Seiten mit Abbildungen. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Wissenschaftlich und populär zugleich zu schreiben ist eine Kunst, die nicht vielen gegeben ist. Ahrens hat sich als ein Meister auf diesem Gebiete erwiesen. Auch die vorliegende Schrift zeigt die vielen Vorzüge seiner klaren Darstellung und pädagogischen Umsicht. Ohne besondere Kenntnisse vorauszusetzen, behandelt er die chemischen Erscheinungen des Stoffwechsels und beschreibt die Eigenschaften, Bildung und Darstellung unserer Nahrungs- und Genußmittel. Das Buch kann aufs beste empfohlen werden."

Chemiker-Zeitung 1908. 28. März.

Netzhaut des Froschauges. Aus Mangold.

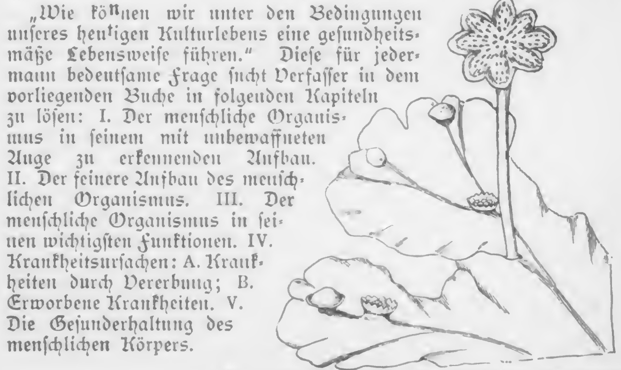
Ein höchst reichhaltiges Material ist hier in wenigen Kapiteln zusammengedrängt, zeigt sich aber so klar und verständlich dargelegt, wie das nur zu leisten vermag, wer sein Gebiet auf das Vollkommenste durchdringt und beherrscht.

Professor Dr. Edmund O. von Lippmann. Die deutsche Zuckerindustrie. Nr. 42. XXXII. Jahrgang.

Der menschliche Organismus

und seine Gesunderhaltung. Von Oberstabsarzt und Privatdozent Dr. A. Menzer. 163 S. mit zahlr. Abbildg. Geheftet M. 1.— In Originallbd. M. 1.25

„Wie können wir unter den Bedingungen unseres heutigen Kulturlebens eine gesundheitsmäßige Lebensweise führen." Diese für jedermann bedeutsame Frage sucht Verfasser in dem vorliegenden Buche in folgenden Kapiteln zu lösen: I. Der menschliche Organismus in seinem mit unbewaffneten Auge zu erkennenden Aufbau. II. Der feinere Aufbau des menschlichen Organismus. III. Der menschliche Organismus in seinen wichtigsten Funktionen. IV. Krankheitsursachen: A. Krankheiten durch Vererbung; B. Erworbene Krankheiten. V. Die Gesunderhaltung des menschlichen Körpers.

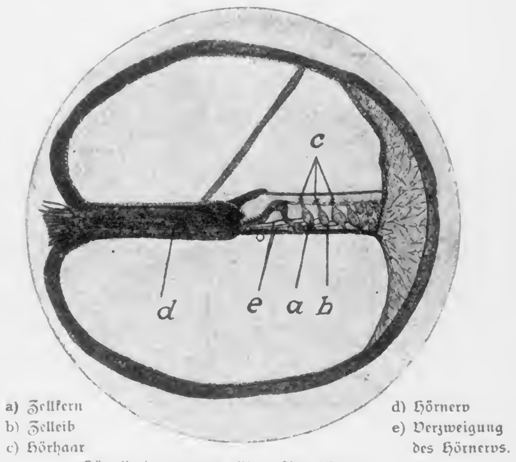


Marchantia polymorpha. Aus Möbius, Kryptogamen.

Unsere Sinnesorgane

und ihre Funktionen. Von Privatdozent Dr. med. et phil. Ernst Mangold. 8°. ca. 150 S. mit zahlr. Abb. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Die Sinnesorgane sind die Pforten, durch welche die Außenwelt in unser Bewußtsein einzieht. Sie sind die Werkzeuge unserer Seele. Dies erhellt die Bedeutung des vorliegenden, die Ergebnisse der modernen Forschung verratenden, durchaus gemeinverständlichen Buches. Mit einer Würdigung der Sinnesorgane und Darlegung der Beziehungen zwischen Reiz und Empfindung werden im einzelnen eingehend behandelt: Das Sehorgan, das Gehörorgan, das Geruchsorgan, das Geschmacksorgan und die Hautsinnesorgane unter besonderer Berücksichtigung der physiologisch-psychologischen Zusammenhänge.



a) Zellkern
b) Zelleib
c) Hörhaar
d) Hörnerv
e) Verzweigung des Hörnervs.

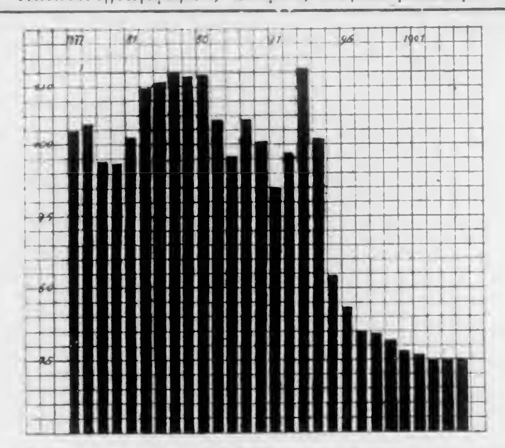
Hörzelle im innern Ohr. Aus Menzer.

Das Nervensystem

und die Schädlichkeiten des täglichen Lebens. Von Privatdozent Dr. Schuster. 8°. 136 Seiten mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Verf. belehrt in diesen sechs Vorträgen vortrefflich über den Bau des Nervensystems, über die Schädlichkeiten, denen es ausgesetzt und gibt beherzigenswerte Winke, es gesund zu erhalten. Von besonderem Interesse sind die Kapitel über die Schäden des Großstadtlebens und über Schule und Erziehung."

Prager mediz. Wochenschrift. 1908. Nr. 16.



Sterblichkeit an Diphtherie und Krupp in den deutschen Städten mit mehr als 15000 Einwohnern auf je 100000 Einwohner berechnet. Aus Rosenthal.

Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung. Von Privatdozent Dr. W. Rosenthal. — 168 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Diagrammen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Es werden die verheerendsten und besterforschten Seuchen, Cholera, Pest, Typhus, Diphterie, Wechselfieber, Pocken und Tuberkulose nach ihren Ursachen, der Art ihrer Verbreitung und den erfolgreichsten Maßnahmen zur Verhütung und Heilung besprochen. Insbesondere wird die Mannigfaltigkeit der Übertragungswege, der Abwehrmittel und die Bedeutung öffentlicher, sozialer Maßregeln hervorgehoben. Aus diesen Erfahrungen werden dann allgemeinere Regeln abgeleitet und ein Überblick gegeben über die anderen, selteneren oder noch nicht so gut erforschten Infektionskrankheiten, die für Deutschland von Belang sind.

Die moderne Chirurgie für gebildete Laien. Von Geheimrat Prof. Dr. H. Tillmanns. 8°. 160 Seiten mit 78 Abbildungen und 1 farbigen Tafel. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

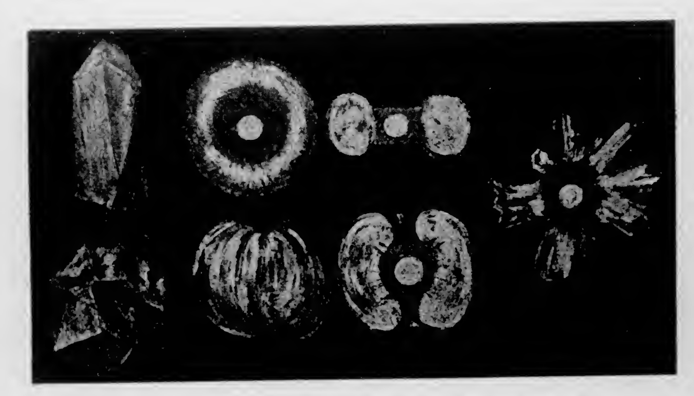
„Ein Buch wie das vorliegende kann der Anerkennung der Ärzte wie der Laien in gleichem Maße sicher sein. Es enthält genau so viel, als ein gebildeter Laie von dem gegenwärtigen Stand der Chirurgie wissen muß und soll, und es kann, wenn die darin enthaltenen Lehren auf fruchtbaren Boden fallen, dem Kranken nur Nutzen stiften."
Phil. klinische Wochenschrift. 1908. 3. Mai.

Die vulkanischen Gewalten der Erde und ihre Erscheinungen. Von H. Haas, Prof. a. d. Univ. Kiel. 8°. 146 S. mit zahlr. Abb. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Mit den vulkanischen Gewalten der Erde, ihren Ausbrüchen, Entstehungsursachen usw. macht uns in vorliegendem Büchlein der Verfasser bekannt. Das Buch ist sehr interessant geschrieben und mit zahlreichen wohlgelungenen Abbildungen versehen. Auch den heißen Quellen, den Thermen, widmet der Verfasser eine anschauliche Besprechung, so daß wir es auch denen, die hierüber eine gemeinfaßliche Darstellung wünschen, bestens empfehlen können." Vulkan. Nr. 25. VIII. Jahrg.

Das Reich der Wolken und der Niederschläge. Von Prof. Dr C. Kassner. 160 S. mit zahlr. Abb. u. Tafeln. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Es wird zunächst gezeigt, wie durch Verdunstung Wasserdämpfe in die Atmosphäre gelangen, wie die Luftfeuchtigkeit gemessen wird, wie die Bildung von Nebel und Wolken vor sich geht, was deren Form, Farbe, Höhe und Geschwindigkeit bedingt und wie Bewölkung und Sonnenschein durch Messung bedingt werden. Mit der Niederschlagsbildung befaßt sich der zweite Teil des Büchleins; die Bildung des Regens, des Schnees, des Graupelns, des Hagels wird behandelt, eine Anleitung zur Berechnung und Messung der Niederschlagsmenge gegeben und die Niederschläge fördernder und hemmender Faktoren (Gebirge, Land, Meer, Wald usw.) untersucht. Karten zeigen die Verteilung der Niederschläge in den verschiedensten Erdteilen.



Schloßen gefallen am 2. Juli 1897 in Kärnten (5—13 cm groß).
Aus Kassner, Das Reich der Wolken.

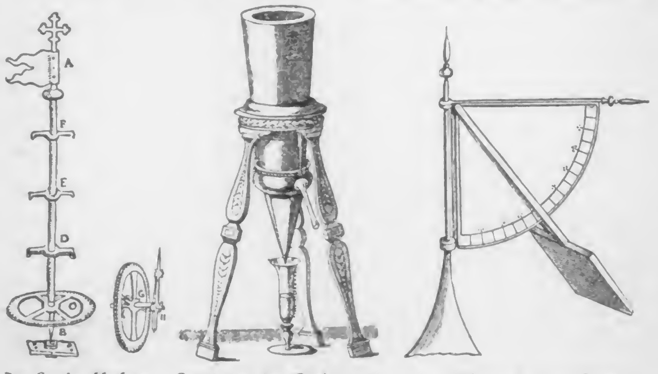
Das Wetter und sein Einfluß auf das praktische Leben. Von Prof. Dr. C. Kassner. 8⁰. 154 Seiten mit zahlr. Abb. u. Karten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenbd. Mark 1.25

„Die kleine Schrift ist in klar fließender Sprache geschrieben, und der Inhalt bietet mehr als der Titel verspricht. Es werden nicht nur die Naturgesetze, auf denen sich die Witterungskunde als Wissenschaft aufbaut, sachgemäß durchgenommen, sondern es wird auch gezeigt, wie sich die Wetterkunde als Zweig der Meteorologie historisch entwickelt hat und welchen großen Wert sorgfältige Aufzeichnungen über den Verlauf der Witterung für das öffentliche und private Leben besitzen ... Da man oft noch sehr irrtümlichen Auffassungen über den Wert der Witterungskunde begegnet, so ist dem kleinen inhaltreichen Werke größte Verbreitung zu wünschen ...“

Naturwissensch. Rundschau Nr. 50. XXIII. Jahrg.

Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle. Von Privatdozent Dr. P. Eversheim. 8⁰. 129 S. mit zahlr. Abb. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

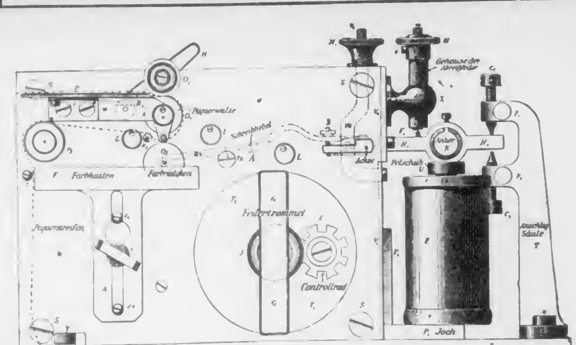
„Heute ist das Verwendungsgebiet der Elektrizität ein so außerordentlich ausgedehntes, daß wohl ein jeder mehr oder weniger mit ihr in Berührung kommt. Deshalb kann man es nur dankbar begrüßen, wenn auch dem Laien durch ein so klar geschriebenes Büchlein ein Einblick eröffnet wird und in großen Zügen die Grundbegriffe der Elektrotechnik dargelegt werden. ... Die sorgfältig gezeichneten Abbildungen beleben die Darstellung.“ Elektrochemische Zeitschrift. Heft 7, 1907.



Im Hause ablesbare Windfahne. — Hygrometer des Großherzogs Ferdinand II. v. Toskana. — Windmesser von Hooke.

Aus Kassner, Das Wetter.

Naturwissenschaften, Technik, Gesundheitslehre



Morseapparat. Aus Hamacher, Telegraphie und Telephonie.

Hörbare, Sichtbare, Elektrische und Röntgen-Strahlen. Von Geh. Rat Prof. Dr. Fr. Neesen. 134 S. mit zahlr. Abb. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Eine Einführung in eines der wichtigsten und interessantesten Gebiete der Physik. Es werden behandelt 1. die Erscheinungen und Eigenschaften fortschreitender und stehender Wellen. 2. die akustischen Erfahrungen. 3. die Wellen, auf welche wir durch unser Auge aufmerksam gemacht werden, einschließlich der Wärmewellen. 4. die Hauptgrößen der Elektrizität wie Spannung, Strom, Widerstand, die Entstehung elektrischer Wellen und deren Benutzung in der drahtlosen Telegraphie. 5. Strahlenförmig sich ausbreitende Wirkungen, denen keine Wellen zugrunde liegen: Entladung elektrischer Spannungen in luftverdünnten Räumen, Kathodenstrahlen und Röntgenstrahlen. 6. die Wirkungen der radioaktiven Körper.

Einführung in die Elektrochemie. Von Prof. Dr. Bermbach. 8⁰. 144 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Wir freuen uns deshalb, daß ein so wichtiges Forschungsgebiet, dem auch die technische Industrie eine reiche Ernte verdankt, im Rahmen einer populär-wissenschaftlichen Sammlung die ihm gebührende Berücksichtigung gefunden hat. Der Verfasser hat es verstanden, gemeinverständlich zu schreiben. Von der Sprache der Mathematik wird fast kein Gebrauch gemacht. Um so größeres Gewicht wird darauf gelegt, dem Leser die fundamentalsten Gesetze verständlich zu machen .... die jedem Leser an Hand zahlreicher klarer Figuren einen Überblick und Einblick in die neueren Theorien der Elektrochemie und ihre Anwendungen geben und zu weiteren Studien anregen.“

Zentralblatt f. Pharmazie und Chemie. Nr. 25, IV. Jahrgang.

Telegraphie und Telephonie.

Von Telegraphendirektor und Dozent F. Hamacher. 8°. 155 S. mit 115 Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Dieser Leitfaden will, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, die zum Verständnis und zur Handhabung der wichtigsten technischen Einrichtungen auf dem Gebiete des elektrischen Nachrichtenwesens erforderlichen Kenntnisse vermitteln, insbesondere aber in den Betrieb des Reichstelegraphen- und Telephonwesens einführen.

„Die Ausdrucksweise ist knapp, aber klar; die Ausstattung des Werkes ist gut. Laien werden sich aus dem Buche mühelos einen Überblick über die Einrichtungen des Telegraphen- und Fernsprechbetriebes verschaffen können." Elektrotechnische Zeitschrift. Heft 44. 1908.

Kohle und Eisen.

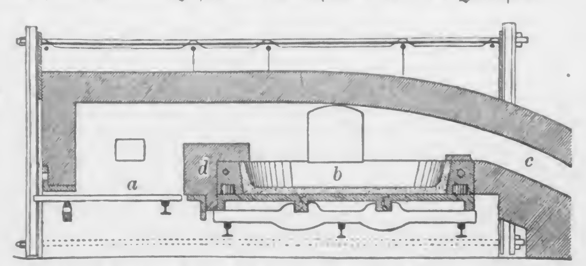
Von Prof. Dr. Binz. 8°. 136 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Das wirtschaftliche Leben und damit ein großer Teil unserer Kultur werden von Kohle und Eisen beherrscht. Die Notwendigkeit, sich über diese Gebiete zu orientieren, besteht darum für jeden, dem das Verständnis der treibenden Kräfte in der menschlichen Entwicklung Bildungsbedürfnis ist. Zum erstenmal hat Verf. deshalb versucht, in gemeinverständlicher Darstellung einen Überblick zu geben über die Gewinnung von Kohle und Eisen, wie über die von ihnen abhängigen Industrien des Lichtes, der Kälteerzeugung, der Produkte des Stein- und Braunkohlenteeres und anderer kleiner dahingehöriger Industriezweige.

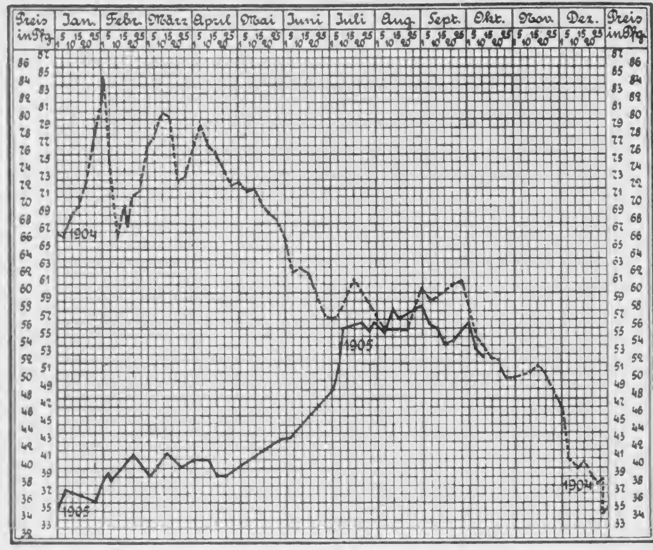
Das Holz.

Von Forstmeister H. Kottmeier, Doz. a. d. landwirtsch. Hochschule zu Berlin, Dr. F. Uhlmann u. Dr. B. Eichholz. Mit zahlr. Abb. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Das Bändchen will den Leser einführen in die natürlichen und technischen Eigenschaften des Holzes, seine Gewinnung und Verwendung, sowie seine Bedeutung für den Welthandel und die Industrie.



Längsdurchschnitt durch einen Puddelofen. Aus Binz, Kohle und Eisen



Baumwollpreise für middling, amerikanisch, 1904/05.

Die Rohstoffe der Textilindustrie.

Von Geh. Regierungsrat Dipl. Ingenieur H. Glafey. 144 S. mit zahlr. Abb. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Das mit einer großen Zahl von Abbildungen ausgestattete Bändchen behandelt die natürlichen und künstlichen Rohstoffe der Textilindustrie nach ihrem Vorkommen, ihrer Gewinnung und ihren physikalischen Eigenschaften, mit besonderer Rücksicht auf ihre Bedeutung für die Textilindustrie und auf die seit einer Reihe von Jahren sich mit Erfolg geltend machenden Bestrebungen, unsere Kolonien für die Gewinnung der textilen Rohstoffe mehr und mehr zu erschließen.

Unsere Kleidung und Wäsche in Herstellung und Handel.

Von Direktor B. Brie-Berlin, Prof. Schulz-Krefeld, Dr. Kurt Weinberg-Charlottenburg. 136 S. Geh. M. 1.—In Origb. M. 1.25

Eines der interessantesten Gebiete unseres wirtschaftlichen Lebens wird hier von ersten Kennern geschildert. Die anziehende Darstellung führt uns durch die Riesenbetriebe unserer ersten Konfektionsfirmen, und zeigt uns Industrie und Heimarbeit am Werke, die Ansprüche des modernen Menschen und die Launen der Mode zu befriedigen.

Wertvolle Geschenkwerke

Aus den Tagen Bismarcks. Politische Essays von Otto Gildemeister. Herausgegeben von der literarischen Gesellschaft des Künstlervereins Bremen. Gr. 8⁰. 232 S. m. einem Portrait Gildemeisters. Geheftet M. 4.40 In Originalleinenband M. 4.80

„. . . Aber es ist gleichwohl nicht die Form, die zumeist an diesen Artikel fesselt. Das Gewicht ihres Inhalts überwiegt durchaus. Sie begleiten die wichtigsten Hergänge in einer an großen Ereignissen so überreichen Zeit. Kaum eine der Fragen, deren Lösung über Wohl und Wehe unseres Volkes entscheiden sollte, bleibt unberührt, und von den Persönlichkeiten, die handelnd eingreifen, wird eine ganze Reihe wieder vor unseren Augen lebendig . . . . Wir wüßten kein Buch gleichen Umfanges, das so geeignet wäre, ohne Systematik politisch zu bilden und zu erziehen . . . . Sie reden zum Bürger, aber noch mehr zum Menschen; sie spenden staatsmännische Lehre, aber noch mehr Lebensweisheit. Sie holen ihre Vergleiche und ihre Belege aus all den weiten Gebieten der Bildung, die ihr Verfasser beherrscht. So spannen sie jeden, der für reiches und feines Geistesleben empfänglich ist."

Geh. Rat Prof. Dietrich Schäfer. Kölnische Zeitung. 16. Oktober 1908.

Deutsche Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufer. Von Prof. Dr. K. Hampe. (Bibliothek der Geschichtswissenschaft.) 8⁰. 277 S. In Originalleinenband Mark 4.—

„Professor Hampe führt seine Leser auf die Höhen des deutschen Mittelalters, in jene Zeit, die noch heute wie wenige andere die Phantasie zu fesseln vermögen, in die Tage der ersten Salier, des Investiturkampfes, da Heinrich IV. nach Canossa pilgern mußte, in die Tage Barbarossas und Friedrichs II. Die Darstellung ist wohl berufen, in dem heutigen Gegenwartstreiben etwas von dem tiefinnerlichen Anteil wiederzuerwecken, mit dem unsere Väter sich in die vergangenen Zeiten deutscher Kaiserherrlichkeit versenkten." Hamburger Nachrichten. 25. Dez. 1908.

Die Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. Paul Darmstaedter. (Bibliothek der Geschichtswissenschaft.) 8⁰. 248 S. In Originalleinenband Mark 4.—

„Prof. Paul Darmstaedter schildert den Werdegang und die Entwicklung der Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie deren heutige Zustände und ihre Aufgaben für die Zukunft. Diesem Buche kann man uneingeschränktes Lob erteilen, es ist glänzend geschrieben und erschöpft in kurzer Darstellung das interessante Thema völlig. . . . Gerade heute, wo dieses Land überhaupt für uns Europäer eine Bedeutung gewonnen, die es zu einem internationalen Faktor gemacht hat, muß ein solches Buch im höchsten Grade erfreuen, und wir wünschen deshalb auch der ganzen Folge bestes Gedeihen."

Univ.-Prof. Dr. Ottokar Weber, Prag. Neue freie Presse. November 1908.



Mariannhill. Aus Passarge, Südafrika.

Südafrika. Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde von Prof. Dr. Siegfried Passarge. gr. 8⁰. 367 Seiten mit über 50 Abbildungen, zahlreichen Profilen und 33 Karten. Geschmackvoll brosch. Mk. 7.20 In Originalleinenbd. Mk. 8.—

„Alles in allem genommen ist Passarges Werk das beste augenblicklich über Südafrika, seine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde als Ganzes geschriebene Buch. Es ist ein echt geographisches Werk im modernen Sinne."

Max Friedrichsen, Bern. (Deutsche Literaturzeitung. Nr. 3, 29. Jahrgang, 1908.)

„Unter Mithilfe der neuesten Beobachtungen, sowie unter Verwertung guter photographischer Aufnahmen hat der Verfasser ein überaus klares, auf der Höhe des heutigen Wissens stehendes Gesamtbild von Südafrika zu entrollen verstanden, das sicherlich Anklang finden wird. . . . . . So ist S. Passarge wie kein anderer lebender wissenschaftlicher Geograph vorgebildet und befähigt, ein kritisches Gesamtbild dieses an Bedeutung von Jahr zu Jahr wachsenden Gebietes zu entwerfen. Dazu kommen ihm seine ärztlichen Kenntnisse für die scharfe Erfassung der interessanten anthropologischen und ethnographischen Verhältnisse der Eingeborenen sehr zu statten. . . . . Man greife zu dem Buche selbst, das wohl niemand ohne Befriedigung aus der Hand legen wird."

Univ.-Professor Dr. Fritz Regel, Würzburg. (Frankfurter Zeitung, Nr. 312.)

„Wir dürfen Passarges neues Buch als wahren Schatzkasten und als Fundgrube für die neueste Belehrung über Südafrika betrachten." Hamburger Fremdenblatt, 3. November 1907.

Bücher für Naturfreunde

Biologie der Pflanzen. Von Prof. Dr. Migula. gr. 8°. 360 S. mit zahlr. Abb. nach Photographien und Zeichnungen. Buchschmuck von Gadso Weiland. Geh. M. 8.— Geb. M. 8.80

„So bringt der Verf. die wichtigsten und interessantesten Erscheinungen des Pflanzenlebens zur Sprache, wobei speziell die heimischen Verhältnisse Berücksichtigung finden. An unserem Auge ziehen in lebensvoller Darstellung die Entwicklungsprozesse der hauptsächlichen Pflanzenfamilien vorbei und ermöglichen ein selbständiges Beobachten der Natur ... Es ist nur wärmstens zu wünschen, daß dies sehr schön ausgestattete, mit zahlreichen Photographien und Zeichnungen des Verfassers versehene Werk, das für jeden Naturfreund eine sehr anregende Lektüre, für den Studierenden und Lehrer aber ein gutes Lehr- und Nachschlagewerk sein wird, die weitgehendste Verbreitung finden möge."

Bretschneider. Zeitschr. f. d. landw. Versuchswesen in Österreich. 1908.

a b

Aus Migula, Biologie der Pflanzen.

Die Abstammungslehre. Eine gemeinverständliche Darstellung und kritische Übersicht der verschiedenen Theorien. Von Dr. P. G. Buekers. 8°. 365 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geh. M. 4.40 In Originalleinenband M. 5.—

Ein solches Werk, das dem Naturfreund in dem auf diesem Gebiete herrschenden Wirrwarr widersprechender Meinungen und Theorien zurechthelfen soll, entspringt einem oft geäußerten Bedürfnis. Von seinem Lehrer, Professor de Vries, unterstützt, führt der Verfasser den Leser ein in die heute im Vordergrunde des Interesses stehende Kontroverse: Zuchtwahl und Mutation, und gibt an Hand zahlreicher Beispiele aus Tier- und Pflanzenwelt eine fesselnde Darstellung vom heutigen Stande der Evolutions- und Deszendenztheorie.

C. G. Naumann, Lpzg.

Deutschland. Wir lernen die Kulturen der Stein-, Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit kennen, durchwandern Jahrtausende und sehen wie sich allmählich der Kelte und der Germane aus einem unstäten Jäger zum seßhaften Ackerbauer entwickelt. Die Darstellung hält sich frei von allen unreifen Hypothesen und bietet nur das, was mit einiger Sicherheit von der Wissenschaft erkannt ist.

Die Parasiten der Mensche

Generaloberarzt a. D., Dr. von Linstow.

Knipsen ist es nun doch nicht getan! Der Verfasser hat sich bemüht, die Bedingungen klarzulegen, die für eine gute Aufnahme notwendig sind; er will den Amateur von dem Zufall befreien und ihm dafür bei seiner Arbeit Sicherheit und Vertrauen geben. Für diese ist aber besonders nötig das Verständnis der optischen und chemischen Vorgänge, die das photographische Bild hervorbringen. Der Vermittlung dieses Verständnisses hat das Hauptbestreben des Verfassers gegolten.

Die dem Werkchen beigefügten Strichzeichnungen sind sämtlich Originale; sie sollen die optischen Darlegungen unterstützen. Die Fehlaufnahmen wollen dem Anfänger recht eindringlich vor Augen führen, wie sich die Nichtbeachtung der gegebenen Regeln bei dem Resultat der Arbeit rächt.